



DARK MATTER

DER ZEITENLÄUFER

BLAKE
CROUCH



GOLDMANN

Buch

Jason Dessen wollte die Welt verändern. Der hochbegabte Physiker arbeitete an einem bahnbrechenden Projekt, das ihm die Hochachtung und den Neid vieler seiner Kollegen einbrachte, war kurz vor einem entscheidenden Durchbruch. Dann kam Daniela, und Jason verliebte sich Hals über Kopf in die junge Künstlerin. Entschied sich für sie und für eine Familie. Die Forschung musste ohne ihn auskommen, er wurde Physikdozent. Und auch wenn er eigentlich glücklich ist, wenn er seine Frau und seinen Sohn wirklich liebt – es bleibt ein letzter Zweifel. Was hätte aus ihm werden können? Hätte er wirklich die Welt verändert? Was wäre, wenn?

Als ein ehemaliger Kollege einen wichtigen Preis verliehen bekommt, beginnt Jason unwillkürlich erneut zu grübeln. Und wird jäh dabei unterbrochen: Ein maskierter Mann hält ihm eine Pistole an den Kopf, entführt ihn und injiziert ihm eine geheimnisvolle Flüssigkeit. Als Jason wieder zu sich kommt, findet er sich in einem Labor wieder, umringt von fremden Menschen in Schutzanzügen, die ihn begrüßen, als sei er ein lang verlorener Freund. Nach und nach erfährt er eine Wahrheit, die er doch nicht zu akzeptieren vermag: Er ist in einer Realität zu sich gekommen, die seiner eigenen gleicht, aber doch anders ist: Seine wichtigste Lebensentscheidung gilt hier nicht, stattdessen ist er tatsächlich ein brillanter Wissenschaftler geworden – Ruhm, Ehre und Preise wurden ihm ebenso zuteil wie die entscheidende bahnbrechende Erfindung. Doch wer hat ihn hierhergebracht? Wo ist seine geliebte Familie? Sein eigentliches Leben? Und wie soll er es jemals wiederfinden?

OceanofPDF.com

BLAKE CROUCH

Dark Matter

Der
Zeitenläufer

Roman

Deutsch
von Klaus Berr

GOLDMANN

OceanofPDF.com

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel »Dark Matter«
bei Crown, an imprint of the Crown Publishing Group,
a division of Penguin Random House LLC, New York.

Zitatnachweise:

„[Was gewesen wäre und was gewesen ist](#)“: aus: »Burnt Norton« (Auszug), aus: T. S. Eliot, Vier Quartette. Übertragung und Nachwort von Norbert Hummelt. © Suhrkamp Verlag Berlin 2015.

„[Nichts ist da.](#)“: aus: Mark Twain, Der Geheimnisvolle Fremde, Eine Phantasie, übertragen von Wilhelm Nobbe, Leipzig 1921.

Der Goldmann Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2016 by Blake Crouch

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Regina Carstensen

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagherstellung: Klaus Voigt

Umschlagdruck: RMO, München

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

ISBN: 978-3-641-17142-1

V001

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



OceanofPDF.com

Für alle, die sich fragen,
wie ihr Leben am Ende
des nicht eingeschlagenen Wegs
aussehen könnte.

OceanofPDF.com

Was gewesen wäre und was gewesen ist
Verweisen aufs gleiche, nämlich das, was da ist.
Fußstritte klingen nach, hier im Gedächtnis
Hier diesen Weg entlang, den wir nie gingen
Zu dieser Tür, die uns verschlossen blieb

T. S. Eliot, »Burnt Norton«

OceanofPDF.com

EINS

Ich liebe Donnerstagabende.

Sie fühlen sich an wie aus der Zeit gefallen.

Das ist unsere Tradition, nur wir drei – Familienabend.

Mein Sohn Charlie sitzt am Tisch und zeichnet in einen Skizzenblock. Er ist knapp fünfzehn. Über den Sommer ist er fünf Zentimeter gewachsen und jetzt so groß wie ich.

Ich wende mich von den Zwiebeln ab, die ich gerade schneide, und frage:
»Darf ich mal sehen?«

Er hält den Block in die Höhe, zeigt mir einen Gebirgszug, der aussieht, als gehöre er auf einen anderen Planeten.

Ich sage: »Gefällt mir. Nur zum Spaß?«

»Klassenprojekt. Muss ich morgen abgeben.«

»Dann halt dich ran, Mister ›Alles-auf-den-letzten-Drücker‹.«

Ich stehe glücklich und leicht angetrunken in der Küche. Keineswegs bin ich mir bewusst, dass dieser Abend das Ende von all dem hier ist. Das Ende von allem, was ich kenne, von allem, was ich liebe.

Niemand sagt einem, dass sich alles ändern, einem alles genommen wird. Es gibt keine Warnung, keinen Hinweis darauf, dass man bereits am Abgrund steht. Und vielleicht ist es das, was eine Tragödie so tragisch macht. Es geht dabei nicht nur um das, *was* passiert, sondern *wie* es passiert: Es ist dieser Schlag in die Magengrube, wenn man es am wenigsten erwartet. Keine Zeit, um auszuweichen oder sich wegzuducken.

Die Strahler an der Küchendecke spiegeln sich auf der Oberfläche meines Weins, und die Zwiebeln treiben mir die Tränen in die Augen. Thelonious Monk dreht sich auf dem alten Plattenspieler im Arbeitszimmer. Die analoge Aufnahme hat einen Sound, von dem ich nie genug kriege, speziell

das Rauschen zwischen den Stücken. In dem Zimmer stapelt sich altes Vinyl, das ich, wie oft hatte ich es mir schon geschworen, längst einmal sortieren und in Ordnung bringen wollte.

Meine Frau Daniela sitzt an der Kücheninsel, schwenkt ihr fast leeres Weinglas in der einen Hand und hält in der anderen ihr Smartphone. Sie spürt meinen Blick und grinst, ohne vom Display hochzuschauen.

»Ich weiß«, sagt sie. »Ich verletzte die kardinale Grundregel des Familienabends.«

»Was ist denn so wichtig?«, frage ich.

Sie schaut mich mit ihren dunklen, spanischen Augen an. »Nichts.«

Ich gehe zu ihr hinüber, nehme ihr das Handy sanft aus der Hand und lege es auf die Arbeitsfläche.

»Du könntest mit der Pasta anfangen«, sage ich.

»Ich schau dir lieber beim Kochen zu.«

»Wow!« Leiser: »Macht dich das etwa an?«

»Nein, es macht mehr Spaß, einfach nur zu trinken und nichts zu tun.«

Ihr Atem ist süß vom Wein, und sie lächelt, wie nur sie es kann. Es haut mich noch immer um.

Ich leere mein Glas. »Wir sollten noch eine Flasche aufmachen, oder?«

»Es wäre dumm, es nicht zu tun.«

Während ich eine neue Flasche entkorke, nimmt sie ihr Handy und hält mir das Display entgegen. »Ich habe gerade die Besprechung von Marsha Altmans Ausstellung im *Chicago Magazine* gelesen.«

»War man gnädig mit ihr?«

»Ja, es ist fast eine Liebeserklärung.«

»Schön für sie.«

»Ich denke mir oft ...« Sie beendet den Satz nicht, aber ich weiß, worauf sie hinauswill. Als wir uns vor fünfzehn Jahren kennenlernten, war sie ein aufgehender Stern in der Kunstszene Chicagos. Ihr Studio war in Bucktown, sie hatte schon in einem halben Dutzend Galerien ausgestellt und bereitete ihre erste Einzelausstellung in New York vor. Doch dann kam

ihr das Leben dazwischen. Ich. Charlie. Eine lähmende Wochenbettdepression.

Entgleisung.

Jetzt gibt sie Schülern der Unterstufe Kunstunterricht.

»Es ist ja nicht so, dass ich mich nicht für sie freue. Ich meine, sie ist brillant, sie hat es wirklich verdient.«

Ich sage: »Falls es dich tröstet, Ryan Holder hat gerade den Pavia-Preis gewonnen.«

»Was ist das?«

»Eine fachübergreifende Auszeichnung für herausragende Leistungen in den Naturwissenschaften. Ryan hat ihn für eine seiner neurowissenschaftlichen Arbeiten bekommen.«

»Ist das eine große Sache?«

»Da geht es um Millionen Dollar. Um die Ehre. Und um die Fördergelder, denen ein solcher Preis Tür und Tor öffnet.«

»Und um die riesige Schar von attraktiven Anhängern.«

»Klar, das ist die Hauptsache. Er hat mich heute Abend zu einer kleinen, zwanglosen Feier eingeladen, aber ich habe abgesagt.«

»Warum?«

»Weil es unser Abend ist.«

»Du solltest hingehen.«

»Lieber nicht.«

Daniela hebt ihr leeres Glas. »Du willst damit also sagen, dass wir beide gute Gründe haben, heute Abend sehr viel Wein zu trinken.«

Ich küsse sie und schenke ihr großzügig aus der frisch geöffneten Flasche ein.

»Du hättest diesen Preis bekommen können.«

»Du hättest die Kunstszene dieser Stadt beherrschen können.«

»Aber wir haben das hier hervorgebracht.« Sie zeigt zur hohen Decke unseres Stadthauses. Ich hatte es von einer Erbschaft gekauft, lange bevor ich Daniela traf. »Und das hier auch«, sagt sie und deutet auf Charlie, der

völlig versunken vor sich hin zeichnet. Er erinnert an Daniela, wenn sie beim Malen nichts mehr von dem wahrnimmt, was um sie herum passiert.

Es ist seltsam, Vater eines Teenagers zu sein. Einen kleinen Jungen aufzuziehen ist eine Sache – etwas ganz anderes ist es, wenn dieser sich dann an der Schwelle zum Erwachsenwerden ratsuchend an einen wendet. Manchmal beschleicht mich das Gefühl, dass ich wenig zu geben habe. Es gibt Väter, die eine ganz bestimmte Sicht auf die Welt haben, die genau wissen, was sie ihren Söhnen und Töchtern mitgeben wollen. Ich gehöre nicht dazu. Je älter ich werde, desto weniger verstehe ich diese Welt. Ich liebe meinen Sohn. Er bedeutet mir alles. Und doch werde ich das Gefühl nicht los, dass ich ihn im Stich lasse. Dass ich ihn den Wölfen zum Fraß vorwerfe mit nichts als den mickrigen Krümeln meiner unsicheren Weltsicht.

Ich gehe zum Schrank neben dem Spülbecken und suche nach der Fettuccine-Packung.

Daniela wendet sich Charlie zu: »Dein Vater hätte den Nobelpreis bekommen können.«

Ich lache. »Das ist möglicherweise etwas übertrieben.«

»Charlie, lass dich nicht täuschen. Er ist ein Genie.«

»Du bist süß«, sage ich. »Und ein bisschen betrunken.«

»Es stimmt, und das weißt du genau. Die Wissenschaft ist nicht so weit, wie sie sein könnte, weil du deine Familie liebst.«

Ich muss lächeln. Wenn Daniela trinkt, passieren drei Dinge: Ihr Akzent wird stärker, sie wird unnachgiebig wohlwollend, und sie neigt zur Übertreibung.

»Dein Vater hat mir einmal gesagt – ich werde es nie vergessen –, dass wahre Forschung das ganze Leben fordert ...« Sie wirkt gerührt, was mich überrascht. Ihre Augen werden feucht, und sie schüttelt den Kopf, wie sie es immer tut, wenn sie den Tränen nahe ist. Doch dann fängt sie sich wieder und redet weiter. »Er hat gesagt: ›Daniela, auf meinem Totenbett würde ich mich lieber an dich erinnern als an ein kaltes, steriles Labor.««

Ich schaue zu Charlie und ertappe ihn dabei, wie er beim Zeichnen die Augen verdreht. Wahrscheinlich ist ihm diese Zurschaustellung mütterlicher Melodramatik peinlich.

Ich starre in den Küchenschrank und warte, bis ich keinen Kloß mehr in meinem Hals habe.

Als es soweit ist, nehme ich die Nudelpackung heraus und schließe die Küchenschranktür.

Daniela trinkt einen Schluck Wein.

Charlie zeichnet.

Der Augenblick vergeht.

»Wo ist Ryans Party?«

»Im Village Tap.«

»Das ist doch deine Kneipe, Jason.«

»Na und?«

Sie kommt zu mir und nimmt mir die Packung aus der Hand.

»Gönn dir einen Drink mit deinem alten College-Kumpel. Sag ihm, dass du stolz auf ihn bist. Erhobenen Hauptes. Und richte ihm meine Glückwünsche aus.«

»Deine Glückwünsche richte ich ihm nicht aus.«

»Warum nicht?«

»Er steht auf dich.«

»Hör auf.«

»Es stimmt aber. Seit Ewigkeiten. Seit wir uns ein Zimmer geteilt haben. Kannst du dich noch an die letzte Weihnachtsfeier erinnern? Er wollte dich die ganze Zeit dazu bringen, dass du dich mit ihm unter den Mistelzweig stellst.«

Sie lacht nur: »Wenn du zurückkommst, steht das Essen auf dem Tisch.«

»Das heißt, ich sollte wieder hier sein in ...«

»Fünfundvierzig Minuten.«

»Was wäre ich nur ohne dich?«

Sie küsst mich.

»Darüber denken wir am besten gar nicht erst nach.«

Ich nehme Schlüssel und Brieftasche aus der Keramikschüssel neben der Mikrowelle und gehe ins Wohnzimmer, wo mein Blick auf den Tesseraktlüster über dem Esstisch fällt. Daniela hat ihn mir zum zehnten Hochzeitstag geschenkt. Das beste Geschenk, das ich je bekommen habe.

Als ich schon an der Haustür bin, ruft Daniela mir zu: »Und komm bloß nicht ohne Eiscreme zurück!«

»Minze mit Schokochips«, sagt Charlie.

Ich hebe den Arm und strecke den Daumen in die Höhe.

Ich drehe mich nicht mehr um.

Ich verabschiede mich nicht.

Auch dieser Augenblick vergeht unbemerkt.

Das Ende von allem, was ich kenne, allem, was ich liebe.

Seit zwanzig Jahren lebe ich in Logan Square, dem Viertel um den gleichnamigen Platz, und schöner als in der ersten Oktoberwoche wird's hier nicht. Ich muss dann immer an diesen Satz von F. Scott Fitzgerald denken: »Das Leben beginnt von Neuem, wenn es im Herbst kühler wird.«

Der Abend ist frisch und der Himmel so klar, dass ich eine Handvoll Sterne sehen kann. In den Bars geht es heftiger zu als sonst, überall drängen sich enttäuschte Cubs-Fans.

Ein Schild blinkt, »Village Tap« ist auf ihm zu lesen. Im Schein des blauen Neonlights bleibe ich stehen und schaue durch die offene Tür in eine typische Eckkneipe, wie man sie in jedem anständigen Viertel Chicagos findet. Es ist meine Stammkneipe. Ich muss nicht weit gehen – es sind nur ein paar Blocks bis nach Hause.

Ich lasse mich vom Neonlicht leiten und betrete das Lokal.

Matt, der Barman und Besitzer, nickt mir zu, während ich mich am Tresen entlang zu der Gruppe schiebe, die Ryan Holder umringt.

Ich sage zu Ryan: »Gerade habe ich Daniela von dir erzählt.«

Er lächelt, sieht dabei aus wie aus dem Ei gepellt, perfekt für den Vorlesungszirkus – fit und gebräunt, in einem schwarzen

Rollkragenpullover, die Gesichtsbehaarung fein säuberlich gestutzt.

»Verdammt, tut das gut, dich zu sehen. Ich bin ganz gerührt, dass du gekommen bist. Darling?« Er berührt die nackte Schulter einer jungen Frau auf dem Barhocker neben ihm. »Würdest du meinem lieben alten Freund für ein paar Minuten deinen Platz überlassen?«

Die Frau räumt ohne zu murren den Hocker, und ich setze mich neben Ryan.

Er ruft den Barmann. »Könntest du uns vielleicht den teuersten Whisky, den du vorrätig hast, kredenzen?«

»Ryan, das ist doch nicht nötig.«

Er packt mich am Arm. »Heute Abend trinken wir nur das Beste.«

Matt sagt: »Ich habe einen fünfundzwanzig Jahre alten Macallan.«

»Doppelte, bitte. Auf meine Rechnung.«

Als der Barmann verschwindet, boxt Ryan mich auf den Arm. Kräftig. Auf den ersten Blick würde man ihn nicht für einen Wissenschaftler halten. Er hat während des Studiums Lacrosse gespielt und verfügt noch immer über die breitschultrige Statur und geschmeidigen Bewegungen eines geborenen Sportlers.

»Wie geht's Charlie und der wunderbaren Daniela?«

»Hervorragend.«

»Du hättest sie mitbringen sollen. Ich habe sie seit letztem Weihnachten nicht mehr gesehen.«

»Ich soll dir ihre Glückwünsche ausrichten.«

»Du hast eine tolle Frau, aber das ist ja nichts Neues.«

»Wie stehen die Chancen auf eine feste Beziehung bei dir?«

»Schlecht. Das Singleleben mit seinen beträchtlichen Vorteilen passt einfach zu gut zu mir. Bist du noch immer am Lakemont College?«

»Ja.«

»Anständige Schule. Physik fürs Hauptstudium, nicht wahr?«

»Genau.«

»Du unterrichtest also ...«

»Quantenmechanik. Hauptsächlich Grundlagen. Nichts, was sonderlich sexy wäre.«

Matt kommt mit unseren Getränken, Ryan nimmt sie ihm ab und stellt mir ein Glas hin.

»Und dieses Fest ...«, sage ich.

»Ist was ganz Spontanes. Ein paar meiner Doktoranden haben es auf die Beine gestellt. Lieben nichts mehr, als mich betrunken zu machen. Sie wollen sehen, wie ich dann Hof halte.«

»Ein großes Jahr für dich, Ryan. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie du fast in Differenzialrechnung durchgerasselt wärst.«

»Du hast mir den Arsch gerettet. Und zwar mehr als einmal.«

Nur eine Sekunde lang erblicke ich hinter dem gelackten Selbstbewusstsein den lebenslustigen Doktoranden, mit dem ich mir eineinhalb Jahre lang eine ziemlich schreckliche Wohnung geteilt habe.

»War der Pavia-Preis für deine Arbeit zur ...«

»Identifikation des präfrontalen Cortex als Bewusstseinsgenerator.«

»Richtig. Natürlich. Ich habe deinen Aufsatz dazu gelesen.«

»Wie fandst du ihn?«

»Brillant.«

Er scheint sich aufrichtig über das Kompliment zu freuen.

»Wenn ich ehrlich bin, Jason, und das soll jetzt keine falsche Bescheidenheit sein, dachte ich immer, dass du derjenige sein würdest, der die bahnbrechenden Arbeiten veröffentlicht.«

»Wirklich?«

Er schaut mich über sein schwarzes Brillengestell hinweg an.
»Selbstverständlich. Du bist viel schlauer als ich. Das weiß doch jeder.«

Ich trinke meinen Whisky und versuche mir nicht anmerken zu lassen, wie gut er ist.

Ryan sagt: »Darf ich dich mal was fragen? Betrachtetest du dich heute eher als Forscher oder als Lehrer?«

»Ich ...«

»Also, ich sehe mich in erster Linie als Mann, der die Antworten auf fundamentale Fragen sucht. Na ja, wenn die Leute um mich herum ...« Er deutet auf die Studenten, die sich enger um ihn drängen. »... so schlau sind, dass sie mein Wissen durch die schiere Nähe zu mir absorbieren können, dann ist das klasse. Aber die traditionelle Weitergabe von Wissen interessiert mich nicht. Das einzig Wichtige ist die Wissenschaft. Die Forschung.«

Mir fällt eine gewisse Verärgerung oder sogar Wut in seiner Stimme auf, die immer stärker wird, als würde er sich in etwas hineinsteigern.

Mit einem Lächeln steure ich dagegen. »Bist du sauer auf mich, Ryan? Es klingt ja fast, als würdest du glauben, dass ich dich im Stich gelassen hätte.«

»Pass auf, ich habe am MIT, in Harvard und an der Johns Hopkins gelehrt, den besten Schulen des Planeten. Ich habe die klügsten Wichser kennengelernt, und Jason, ich sag dir, du hättest die Welt verändert, wenn du dich für diesen Weg entschieden hättest. Wenn du dabeigeblichen wärest. Stattdessen bringst du zukünftigen Ärzten und Patentanwälten physikalisches Grundwissen bei.«

»Wir können nicht alle solche Superstars sein wie du, Ryan.«

»Nicht, wenn man aufgibt.«

Ich trinke meinen Whisky aus.

»Na, da bin ich aber froh, dass ich vorbeigekommen bin.«

»Sei doch nicht so, Jason. Das sollte ein Kompliment sein.«

»Ich bin stolz auf dich, Mann. Und das meine ich ernst.«

»Jason.«

»Danke für den Whisky.«

Wieder draußen, stapfe ich den Bürgersteig entlang. Je weiter ich mich von Jason entferne, desto wütender werde ich.

Und ich bin mir nicht mal sicher, auf wen.

Mein Gesicht ist heiß. Schweiß läuft mir hinunter.

Ohne nachzudenken, trete ich blindlings bei Rot auf die Straße. Augenblicklich höre ich das Geräusch blockierender Reifen, höre Gummi, der über den Asphalt quietscht.

Ich drehe mich um und starre ungläubig ein gelbes Taxi an, das auf mich zurast.

Durch die näher kommende Windschutzscheibe kann ich den Taxifahrer deutlich erkennen – ein Mann mit Schnurrbart und vor Panik weit aufgerissenen Augen in Erwartung eines unglückseligen Zusammenstoßes.

Doch dann liegen meine Hände flach auf dem warmen Metall der Motorhaube. Der Taxifahrer lehnt sich aus dem Fenster und schreit mich an: »Du Trottel, du könntest jetzt tot sein! Mach doch die Augen auf!«

Hinter dem Taxi ertönt Hupen.

Ich begeben mich zurück auf den Bürgersteig und lasse den Verkehr an mir vorbeiziehen.

Die Insassen von drei Autos sind so freundlich, kurz abzubremesen, um mir den Stinkefinger zu zeigen.

Whole Foods riecht wie das Hippiemädchen, mit dem ich vor Daniela zusammen war – eine Mischung aus frischem Obst, gemahlenem Kaffee und ätherischen Ölen.

Der Schock mit dem Taxi hat mich schlagartig nüchtern gemacht. Wie im Nebel durchstöbere ich die Kühltruhe. Ich bin müde, träge.

Als ich vor dem Biosupermarkt stehe, fühlt sich die Luft sehr kalt an, ein steifer Wind bläst vom See her und kündigt den grässlichen Winter an, der kurz bevorsteht.

Mein Leinenbeutel ist voller Eiscreme. Ich nehme einen anderen Weg nach Hause. Er ist sechs Blocks länger als die übliche Strecke, aber was ich an Kürze verliere, gewinne ich an Einsamkeit. Und nach Ryan und dem Taxi-Vorfall brauche ich jetzt ein bisschen Zeit, um mich zu fassen.

Ich komme an einer Baustelle vorbei, die jetzt am Abend verlassen daliegt, und etwas später am Spielplatz der Grundschule, die mein Sohn

früher besuchte. Die metallene Rutsche glänzt im Licht einer Straßenlaterne, die Schaukeln bewegen sich im Wind.

Diese Herbstabende berühren etwas, das tief in mir verborgen ist. Etwas aus weiter Vergangenheit. Aus meiner Kindheit im westlichen Iowa. Ich denke an Footballspiele in der Highschool, daran, wie die Flutlichtstrahler die Spieler aufleuchten ließen. Ich rieche reife Äpfel und die Säure des Biers, das wir auf Kornfeldern direkt aus dem Fass zapften. Ich spüre den Wind im Gesicht bei einer nächtlichen Fahrt über eine Landstraße auf der Ladefläche eines alten Pick-ups, im Schein der Rücklichter wirbelt rot der Staub hoch, und mein gesamtes Leben liegt noch vor mir.

Das ist das Schöne an der Jugend.

Es herrscht eine Schwerelosigkeit, die alles durchdringt, weil noch keine belastenden Entscheidungen getroffen wurden und die Straße, die sich vor einem gabelt, unbegrenzte Möglichkeiten verspricht.

Ich liebe mein Leben, aber diese Leichtigkeit des Seins habe ich schon ewig nicht mehr gespürt. Besser als an Herbstabenden wie diesem wird es nicht.

Die Kälte führt dazu, dass ich allmählich wieder einen klaren Kopf bekomme.

Ich freue mich darauf, gleich zu Hause zu sein. Soll ich vielleicht den Gaskaminofen anzünden? Vor Halloween haben wir noch nie ein Feuer gemacht, aber heute Abend ist es so ungewöhnlich kalt, dass ich nach diesem Spaziergang nichts mehr möchte, als mit Daniela und Charlie und einem Glas Wein vor dem Kamin zu sitzen.

Die Straße verläuft unter der El hindurch, der Hochbahn von Chicago. Über mir sehe ich die stark rostende Eisenkonstruktion der Brücke.

Diesen Teil der Strecke mag ich am liebsten, es ist der dunkelste und stillste.

Vor allem im Augenblick ...

Keine ankommenden Züge.

In beiden Richtungen keine Scheinwerfer.

Kein hörbarer Kneipenlärm.

Nichts als das entfernte Dröhnen eines Jets am Himmel beim Landeanflug auf O'Hare.

Moment ...

Da ist etwas ... Schritte auf dem Bürgersteig.

Ich schaue mich um.

Ein Schatten stürzt auf mich zu, so schnell, dass ich nicht begreife, was passiert.

Das Erste, was ich sehe, ist ein Gesicht.

Bleich wie ein Geist.

Hohe, gewölbte Brauen, wie gezeichnet.

Rote, gespitzte Lippen ... zu dünn, zu perfekt.

Und angsteinflößende Augen ... groß und pechschwarz, ohne Pupillen oder Iris.

Das Zweite, was ich sehe, ist der Lauf einer Waffe, nur zehn Zentimeter von meiner Nase entfernt.

Die tiefe, heisere Stimme hinter der Geisha-Maske sagt: »Umdrehen.«

Ich zögere, zu benommen, um zu reagieren.

Er stößt mir die Waffe ins Gesicht.

Ich drehe mich um.

Bevor ich dem Maskierten sagen kann, dass sich meine Brieftasche in der vorderen linken Tasche befindet, blafft er los: »Ich bin nicht wegen deinem Geld hier. Geh!«

Ich gehe los.

»Schneller.«

Ich gehe schneller.

»Was willst du?«, frage ich.

»Halt den Mund.«

Über mir donnert ein Zug, und als wir aus der Dunkelheit der Brücke treten, schlägt mir das Herz bis zum Hals. Auf einmal nehme ich meine Umgebung viel deutlicher wahr. Auf der anderen Straßenseite liegt eine

bewachte Wohnanlage, der Block auf meiner Seite besteht aus einer Reihe von Läden und Dienstleistungsbetrieben, die um fünf zumachen.

Ein Nagelstudio.

Eine Anwaltskanzlei.

Eine Reparaturwerkstatt für Haushaltsgeräte.

Ein Reifengeschäft.

Dieses Viertel ist eine Geisterstadt, auf der Straße nirgendwo ein Mensch.

»Siehst du diesen SUV?«, fragt der Maskierte. Am Bordstein direkt vor mir parkt ein schwarzer Lincoln Navigator. Die Alarmanlage jault. »Setz dich hinters Steuer.«

»Was immer du auch vorhast ...«

»Oder willst du hier auf dem Bürgersteig verbluten?«

Ich öffne die Fahrertür und setze mich wie befohlen hinters Steuer.

»Meine Tasche mit den Einkäufen«, sage ich.

»Die nimmst du mit.« Der Mann steigt hinter mir ein. »Starte den Motor.«

Ich ziehe die Fahrertür zu und stelle den Leinenbeutel auf den Boden des Beifahrersitzes. Im Auto ist es so still, dass ich meinen Puls hören kann – ein schnelles Pochen im Ohr.

»Worauf wartest du?«, fragt er.

Ich drücke auf den Startknopf.

»Schalte das Navi ein.«

Ich habe noch nie einen Wagen mit eingebautem GPS besessen, und ich brauche einen Augenblick, um auf dem Touchscreen das richtige Symbol zu finden.

Drei Standorte werden angezeigt.

Einer davon ist mein Zuhause. Ein zweiter die Universität, in der ich arbeite.

»Hast du mich verfolgt?«, frage ich.

»Gib Pulaski Drive ein.«

Ich tippe auf 1400 Pulaski Drive, Chicago, Illinois 60616, habe allerdings keine Ahnung, wo sich die Straße überhaupt befindet. Die Frauenstimme des Navi gibt mir Anweisungen: *Bitte wenden, wenn möglich, dann null Komma acht Meilen geradeaus.*

Ich lege einen Gang ein und schere auf die dunkle Straße aus.

Der Mann hinter mir sagt: »Anschnallen.«

Ich lege den Gurt an, er tut dasselbe.

»Jason, nur damit das klar ist, wenn du etwas anderes tust, als genau diesen Anweisungen zu folgen, erschieße ich dich durch den Sitz. Verstehst du, was ich dir sage?«

»Ja.«

Während ich uns durch mein Viertel fahre, frage ich mich, ob ich das alles hier zum letzten Mal sehe.

An einer roten Ampel halte ich direkt vor dem Village Tap. Durch das dunkel getönte Beifahrerfenster kann ich erkennen, dass die Tür noch immer offen steht. Ich sehe Matt und in der Menge Ryan, der sich auf seinem Barhocker umgedreht hat, den Rücken an der Theke, die Ellbogen auf dem abgenutzten Holz. Im Kreise seiner Doktoranden hält er Hof. Wahrscheinlich amüsiert er alle mit einer Anekdote über das Versagen seines früheren Zimmergenossen.

Ich möchte ihm etwas zurufen. Ihm zu verstehen geben, dass ich in Schwierigkeiten stecke. Dass ich ihn brauche.

»Es ist grün, Jason.«

Ich beschleunige, während wir über die Kreuzung fahren.

Das GPS lotst uns nach Osten durch Logan Square zum Kennedy Expressway, wo mich die gleichgültige Frauenstimme anweist: *In dreißig Metern rechts abbiegen, dann neunzehn Komma acht Meilen geradeaus.*

Der Verkehr in südlicher Richtung ist so schwach, dass ich die Tachonadel auf siebzig Meilen hochtreibe. Meine Hände kleben am Leder des Lenkrads, und mir will die Frage nicht aus dem Kopf gehen: Werde ich heute Abend sterben?

Mir kommt der Gedanke, dass ich, sollte ich überleben, den Rest meiner Tage mit einer ganz neuen Erkenntnis verbringen werde: Wir verlassen unser Dasein auf dieselbe Art, wie wir es betreten: völlig allein, aller Dinge beraubt. Ich habe Angst, und weder Daniela noch Charlie noch sonst jemand kann etwas tun, um mir in diesem Augenblick zu helfen, in dem ich sie am nötigsten brauche. Sie wissen nicht einmal, was ich gerade durchmache.

Die Interstate führt am westlichen Rand der Innenstadt entlang. Der Willis Tower und seine Horde kleinerer Wolkenkratzer erleuchten mit beruhigender Wärme die Nacht.

Trotz Angst, ja Panik, arbeitet mein Hirn auf Hochtouren, will herausfinden, was hier eigentlich passiert.

Meine Adresse ist im Navi. Es war also keine zufällige Begegnung. Dieser Mann hat mich verfolgt. Kennt mich wahrscheinlich. Also hat womöglich etwas, das ich getan habe, hierzu geführt.

Aber was?

Ich bin nicht reich.

Mein Leben ist nichts wert – außer was es für mich bedeutet und für meine Liebsten.

Ich wurde noch nie verhaftet, habe nie ein Verbrechen begangen.

Habe nie mit der Frau eines anderen geschlafen.

Natürlich flippe ich im Straßenverkehr schon mal aus, aber so ist das eben in Chicago.

Meine erste und einzige körperliche Auseinandersetzung fand in der sechsten Klasse statt, als ich einem Klassenkameraden auf die Nase schlug, weil er mir Milch über den Rücken geschüttet hatte.

Ich habe noch nie jemandem ernsthaft Unrecht getan. Zumindest nicht so, dass ich hinter dem Steuer eines Lincoln Navigator dafür mit einer Waffe am Hinterkopf bedroht werden müsste.

Ich bin Atomphysiker und Professor an einem kleinen College.

Allen meinen Studenten, auch den schlechtesten, begegne ich ausschließlich mit Respekt. Wer in meinen Kursen durchfällt, hat versagt, weil ihm von vornherein jegliches Interesse fehlte. Von denen kann mir keiner vorwerfen, dass ich ihm das Leben ruiniert hätte. Ich tue wirklich alles, um ihnen das Weiterkommen zu ermöglichen.

Die Skyline im Seitenspiegel wird kleiner, weiter und weiter entfernt sie sich wie ein heimischer, tröstlicher Küstenstrich.

»Habe ich dir in der Vergangenheit etwas angetan?«, frage ich. »Oder jemandem, für den du arbeitest? Ich verstehe einfach nicht, was du von mir willst.«

»Je mehr du redest, desto schlimmer wird es.«

Zum ersten Mal erkenne ich etwas Vertrautes in seiner Stimme. Ich kann ums Verrecken nicht sagen, wann und wo, aber wir sind uns schon einmal begegnet. Da bin ich mir ganz sicher.

Ich spüre mein Handy vibrieren – eine SMS.

Dann noch einmal.

Und noch einmal.

Er hat vergessen, mir das Handy abzunehmen.

Ich schaue auf die Zeitanzeige: 21:05 Uhr.

Vor einer guten Stunde habe ich das Haus verlassen. Es ist mit Sicherheit Daniela, die sich fragt, wo ich bleibe. Ich bin schon fünfzehn Minuten zu spät dran, und ich verspäte mich sonst nie.

Ich schaue in den Rückspiegel, aber es ist zu dunkel, um etwas zu erkennen, außer einem Bruchstück der gespenstisch weißen Maske. Ich riskiere ein Experiment. Ich nehme die linke Hand vom Steuer, lege sie in den Schoß und zähle bis zehn.

Er sagt nichts.

Ich lege die Hand erneut ans Lenkrad.

Die weibliche Computerstimme durchbricht die Stille: *Nach vier Komma drei Meilen rechts in die Eighty-Seventh Street abbiegen.*

Abermals entferne ich die linke Hand vom Steuer.

Diesmal stecke ich sie in die Tasche meiner Khaki-Hose. Mein Handy ist tief in ihr vergraben, und ich kann es kaum mit Daumen und Zeigefinger berühren, doch irgendwie schaffe ich es.

Millimeter um Millimeter ziehe ich es heraus, doch die Handyhülle aus Kunststoff verfängt sich in jeder Falte, und in diesem Augenblick spüre ich zwischen den Fingerspitzen eine längere Vibration – ein Anruf.

Als ich das Telefon schließlich aus der Tasche befreit habe, lege ich es mit dem Display nach oben auf meine Oberschenkel und umfasse mit der Hand das Lenkrad.

Während die Stimme aus dem Navi die Entfernung zur nächsten Abbiegung verkündet, werfe ich einen verstohlenen Blick aufs Handy.

Ich sehe einen verpassten Anruf von »Dani« und drei Textnachrichten:

DANI vor zwei Min

Das Essen steht auf dem Tisch.

DANI vor zwei Min

Beeil dich, wir sind am VERHUNGERN!

DANI vor einer Min

Hast du dich verlaufen?:)

Ich konzentriere mich auf die Straße und frage mich, ob das Licht meines Handys vom Rücksitz aus zu sehen ist.

Der Touchscreen wird dunkel.

Ein weiteres Mal greife ich nach meinem Telefon, drücke die An/Aus-Taste und wische über das Display. Ich tippe meinen vierstelligen Code ein und klicke auf das grüne »Nachrichten«-Symbol. Danielas Nachrichten stehen ganz oben, aber in dem Moment, in dem ich antworten will, bewegt sich mein Entführer auf dem Rücksitz.

Ich packe das Steuer wieder mit beiden Händen.

In eins Komma acht Meilen rechts in die Ausfahrt Eighty-Seventh Street abbiegen.

Der Bildschirmschoner wird deaktiviert, die automatische Sperre aktiviert. Das Display ist schwarz.

Scheiße.

Ich nehme die eine Hand vom Steuer, gebe den Code nochmals ein und beginne, die wichtigste Nachricht meines Lebens zu schreiben. Mein Zeigefinger bewegt sich schwerfällig, für jedes Wort brauche ich zwei oder drei Versuche, weil das Rechtschreibprogramm durchdreht.

Der Lauf der Waffe drückt in meinen Hinterkopf.

Ich schlittere auf die Überholspur.

»Was soll das, Jason?«

Einhändig bringe ich uns wieder auf die rechte Spur, während der Zeigefinger meiner anderen Hand sich in Richtung »Senden« bewegt.

Der Maskierte schnellte zwischen den Vordersitzen vor, eine behandschuhte Hand greift um mich herum und schnappt mir das Handy weg.

Nach einhundertfünfzig Metern rechts in die Ausfahrt Eighty-Seventh Street abbiegen.

»Wie lautet dein Code, Jason?« Als ich nicht antworte, sagt er: »Warte. Ich wette, ich weiß es. Monat und Jahr deines Geburtstags rückwärts? Mal sehen ... Drei-Sieben-Null-Eins. Na also.«

Im Rückspiegel sehe ich, wie sich die Maske im Licht des Handys erhellt.

Laut liest er den Text, den er mich nicht hat abschicken lassen.

»»1400 Pulaski ruf 91...< Böser Junge.«

Ich schere aus, um die Interstate-Ausfahrt nicht zu verpassen.

Das Navi sagt: *Auf der Eighty-Seventh Street drei Komma acht Meilen in östlicher Richtung.*

Wir sind jetzt in South Chicago, fahren durch eine Gegend, in der wir nichts zu suchen haben.

Vorbei an Fabrikgebäuden.

Wohnblocks.

Leere Parks mit verrosteten Schaukeln und Basketballkörben ohne Netz.

Für die Nacht vergitterte Ladenfassaden.

Überall haben Gangs ihre Graffiti hinterlassen.

Er fragt: »Nennst du sie eigentlich Dani oder Daniela?«

Es schnürt mir die Kehle zu.

Wut und Angst und Hilflosigkeit breiten sich in mir aus.

»Jason, ich habe dich was gefragt.«

»Geh zum Teufel.«

Er beugt sich dicht zu mir, ich fühle seinen heißen Atmen an meinem Ohr. »So solltest du mich lieber nicht behandeln. Ich werde dir mehr wehtun, als dir je wehgetan wurde. Du wirst Schmerzen haben, von denen du gar nicht wusstest, dass es sie gibt. Wie nennst du sie?«

Ich knirsche mit den Zähnen. »Daniela.«

»Nie Dani? Obwohl das so in deinem Handy steht.«

Ich bin versucht, das Lenkrad bei hoher Geschwindigkeit herumzureißen, um uns beide zu töten.

Ich sage: »Selten. Sie mag es nicht.«

»Was ist in dem Beutel?«

»Warum willst du wissen, wie ich sie nenne?«

»Was ist in dem Beutel?«

»Eiscreme.«

»Heute ist Familienabend, nicht wahr?«

»Ja.«

Im Rückspiegel sehe ich ihn auf meinem Handy tippen.

»Was schreibst du?«, frage ich.

Er reagiert nicht.

Wir haben das Ghetto hinter uns gelassen und fahren durch Niemandsland, das sich gar nicht mehr wie Chicago anfühlt, da die Skyline nur noch eine Lichtschliere am weit entfernten Horizont ist. Die Häuser, an

denen wir vorbeikommen, sind zerfallen, lichtlos und leblos. Die ganze Gegend ist längst verlassen.

Wir überqueren einen Fluss, und direkt vor uns liegt der Lake Michigan. Seine schwarze Weite passt zu dieser städtischen Wildnis.

Als wäre die Welt hier zu Ende.

Und meine ist es vielleicht wirklich.

Rechts abbiegen und vier Komma fünf Meilen auf dem Pulaski Drive in südlicher Richtung bis zum Zielort.

Er kichert in sich hinein. »Wow, jetzt bist du aber bei deiner besseren Hälfte echt in Schwierigkeiten.« Ich kralle mich am Lenkrad fest. »Wer war dieser Mann, mit dem du vorhin Whisky getrunken hast? Ich konnte ihn von außen nicht erkennen.«

Es ist so dunkel hier draußen, in diesem Grenzland zwischen Chicago und Indiana.

Wir fahren an den Ruinen von Bahnhöfen und Fabriken vorbei.

»Jason.«

»Sein Name ist Ryan Holder. Er war früher ...«

»Dein alter Zimmergenosse.«

»Woher weißt du das?«

»Steht ihr euch nahe? Ich finde ihn nicht in deinen Kontakten.«

»Nicht wirklich. Woher weißt du ...«

»Ich weiß fast alles über dich, Jason. Man könnte sagen, ich habe dein Leben zu meinem Spezialgebiet gemacht.«

»Wer bist du?«

Sie erreichen den Zielort nach einhundertfünfzig Metern.

»Wer bist du?«

Er antwortet nicht, doch meine Aufmerksamkeit ist jetzt auch weniger auf ihn, sondern mehr auf die zunehmend abgeschiedene Umgebung gerichtet.

Der Asphalt fließt unter den Scheinwerfern des SUV dahin.

Leere hinter uns.

Leere vor uns.

Links ist der See, rechts sind verlassene Lagerhäuser.

Sie haben das Ziel erreicht.

Mitten auf der Straße schalte ich das Navi ab.

Er sagt: »Die Einfahrt ist links vor uns.«

Die Scheinwerfer streifen einen vier Meter hohen Maschendrahtzaun, der mit einer Tiara aus verrostetem Stacheldraht versehen ist. Das Tor steht einen Spalt offen, und die Kette, die es einmal verschloss, wurde durchtrennt und liegt spiralförmig im Unkraut neben der Straße.

»Stoß das Tor einfach mit der Stoßstange an.«

Auch im beinahe schalldichten Inneren des SUV klingt das Quietschen des aufschwingenden Tors laut. Die Lichtkegel beleuchten die Überreste einer Straße, der Asphalt ist durch die vielen strengen Winter, die Chicago hat, aufgerissen und aufgeworfen.

Ich schalte das Fernlicht ein.

Die Scheinwerfer erleuchten einen Parkplatz, auf dem überall umgekippte Straßenlaternen wie zu Boden gefallene Streichhölzer liegen, die aus einer Schachtel gefallen sind.

Dahinter ragt ein großes Gebäude in den Nachthimmel.

Die Backsteinfassade des von der Zeit verwüsteten Baus wird flankiert von riesigen, zylindrischen Tanks und zwei Kaminen, die über dreißig Meter in die Höhe streben.

»Was ist das hier?«

»Schalte auf ›Parken‹ und mach den Wagen aus.«

Ich bringe das Auto zum Stehen und stelle den Motor ab.

Es wird totenstill.

»Was ist das hier?«, frage ich noch einmal.

»Wie sehen deine Pläne für Freitag aus?«

»Wie bitte?«

Ein heftiger Schlag seitlich auf den Kopf schleudert mich gegen das Lenkrad. Er hat mich völlig unvorbereitet getroffen, und eine halbe

Sekunde lang frage ich mich, ob es sich so anfühlt, wenn man in den Kopf geschossen wird.

Nein, er hat mich mit seiner Waffe nur geschlagen.

Ich hebe die Hand zu der schmerzenden Stelle. Als ich sie wieder senke, sind die Finger klebrig von Blut.

»Morgen«, sagt er. »Was hast du morgen vor?«

Morgen. Eine fast unmögliche Vorstellung.

»Mein Kurs PHYS 3316 schreibt einen Test.«

»Was sonst noch?«

»Das ist alles.«

»Zieh deine Klamotten aus.«

Ich schaue in den Rückspiegel.

Warum um alles in der Welt will er, dass ich nackt bin?

Er sagt: »Wenn du etwas hättest probieren wollen, hättest du es tun müssen, solange du noch die Kontrolle über das Fahrzeug hattest. Von diesem Augenblick an gehörst du ganz mir. Jetzt zieh dich aus, und wenn ich es noch einmal sagen muss, lass ich dich bluten. Und zwar reichlich.«

Ich löse den Sicherheitsgurt.

Während ich den Reißverschluss meines grauen Kapuzenpullovers aufziehe und die Ärmel abstreife, klammere ich mich an einen letzten Hoffnungsschimmer – er trägt noch immer die Maske, was heißt, dass er mich sein Gesicht nicht sehen lassen will. Wenn er vorhätte, mich zu töten, wäre es ihm egal, ob ich ihn identifizieren kann.

Oder?

Ich knöpfe mein Hemd auf.

»Auch die Schuhe?«, frage ich.

»Alles.«

Ich ziehe meine Laufschuhe aus, meine Socken.

Ich schiebe die Hose und die Boxershorts über die Beine.

Dann liegen meine Sachen – bis zum letzten Faden – in einem Haufen auf dem Beifahrersitz.

Ich fühle mich wehrlos.

Ausgeliefert.

Und komischerweise schäme ich mich.

Was, wenn er mich vergewaltigen will? Geht's ihm vielleicht darum?

Er legt eine Taschenlampe auf die Konsole zwischen den Sitzen.

»Aussteigen, Jason.«

Mir wird bewusst, dass ich den Lincoln als eine Art Rettungsboot betrachte. Solange ich im SUV bleibe, wird er mir nichts tun. Er wird im Auto keine Sauerei veranstalten.

»Jason.«

Meine Brust bebt, ich fange an zu hyperventilieren, sehe schwarze Punkte vor den Augen.

»Ich weiß, was du denkst«, sagt er, »aber ich kann dir genauso leicht in diesem Fahrzeug Schmerzen zufügen.«

Ich kriege zu wenig Sauerstoff, fange an durchzudrehen. Trotzdem stoße ich, wenn auch atemlos, einige Worte heraus: »Blödsinn. Du willst mein Blut nicht hier drin haben.«

Als ich wieder zu mir komme, zerrt er mich an den Armen vom Fahrersitz. Er wirft mich in den Kies, wo ich benebelt dasitze und warte, dass mein Kopf wieder klar wird.

Am See ist es immer kühler als in Chicago, und der heutige Abend ist keine Ausnahme. Der Wind ist beißend kalt, auf meiner nackten Haut ist das besonders zu spüren. Sie ist von einer Gänsehaut überzogen.

Hier draußen ist es so viel dunkler, dass ich mindestens fünfmal so viele Sterne sehen kann wie in der Stadt.

Mein Kopf dröhnt, und neues Blut läuft an meinem Gesicht hinunter. Aber bei der geballten Ladung Adrenalin, die durch meinen Körper schießt, spüre ich den Schmerz nur gedämpft.

Er wirft eine Taschenlampe neben mir auf die Erde, und bei einer zweiten richtet er den Strahl auf das baufällige Gebäude, das ich bei unserer Ankunft sah.

»Nach dir.«

Ich packe die Taschenlampe und richte mich mühsam auf. Als ich auf das Gebäude zustolpere, treten meine nackten Füße auf durchnässtes Zeitungspapier. Ich weiche den zerdrückten Bierdosen und den Glassplittern aus, die im Schein der Lampe funkeln.

Während ich mich dem Haupteingang nähere, stelle ich mir diesen verlassenem Parkplatz an einem anderen Abend vor. An einem Abend in der Zukunft. Der Winter hat gerade Einzug gehalten, und hinter einem Vorhang aus Schnee zucken blaue und rote Lichter durch die Dunkelheit. Polizisten und Spürhunde schwärmen in den Ruinen aus, und während der Pathologe meine Leiche untersucht, die unbekleidet und verwest und entstellt irgendwo da drinnen liegt, hält vor meinem Haus in Logan Square ein Streifenwagen. Es ist zwei Uhr morgens, und Daniela öffnet im Morgenmantel die Tür. Seit Wochen werde ich vermisst, und tief in ihrem Herzen weiß sie, dass ich nicht zurückkomme. Sie ist der Meinung, dass sie sich mit dieser Tatsache bereits abgefunden hat, doch als sie die jungen Polizeibeamten mit diesem harten, nüchternen Blick, dem Rest von Schnee auf den Schultern und den Mützen sieht, die sie sich respektvoll unter den Arm geklemmt haben, zerbricht etwas in ihr, von dem sie gar nicht wusste, dass es noch heil war. Sie spürt, wie ihr die Knie weich werden, alle Kraft sie verlässt, und als sie auf den Fußabstreifer sinkt, steigt Charlie hinter ihr die knarrende Holzterrasse herunter und fragt mit verquollenen Augen und strubbeligem Haar: »Geht's um Dad?«

Als wir das Gebäude fast erreicht haben, erkenne ich auf der verwitterten Backsteinfassade über dem Eingang zwei Wörter: CAGO POWER.

Er zwingt mich durch eine Öffnung in der Mauer.

Die Lichtkegel unserer Taschenlampen erhellen einen Empfangsbereich.

Möbiliar, das bis auf die Metallrahmen verrottet ist.

Ein alter Wasserkühler.

Die Überreste eines Lagerfeuers. Ein zerfetzter Schlafsack.

Benutzte Kondome auf verschimmeltem Teppichboden.

Wir betreten einen langen Korridor.

Ohne die Taschenlampen wäre es hier so dunkel, dass man die Hand nicht vor den Augen sähe.

Ich bleibe stehen, um nach vorne zu leuchten, aber der Lichtstrahl wird von der Schwärze verschluckt. Auf dem welligen Linoleumboden unter meinen Füßen liegt jetzt weniger Müll, und bis auf das Stöhnen des Windes außerhalb der Mauern ist rein gar nichts zu hören.

Mir wird von Sekunde zu Sekunde kälter.

Er rammt mir den Lauf seiner Waffe in die Niere und zwingt mich weiter.

Bin ich irgendwann ins Visier eines Psychopathen geraten, der sich vornahm, alles über mich herauszufinden, bevor er mich ermordete? Ich habe oft mit Fremden zu tun. Vielleicht haben wir uns kurz in dem Café in der Nähe des Campus unterhalten. Oder in der El. Oder bei einem Bier in meiner Stammkneipe.

Was hat er mit Charlie und Daniela vor?

»Willst du mich betteln hören?«, frage ich, obwohl mir fast die Stimme versagt. »Denn das werde ich tun. Ich werde alles tun, was du willst.«

Und das Schreckliche ist: Es stimmt. Ich würde mich erniedrigen. Einem anderen etwas antun, nahezu alles machen, was mich wieder in mein Viertel zurückbringt und diesen Abend so ablaufen lässt, wie er geplant war. Ich will nichts weiter, als zu meiner Familie zurückkehren und ihnen die Eiscreme bringen, die ich versprochen habe.

»Damit was passiert?«, fragt er. »Damit ich dich gehen lasse?«

»Ja.«

Sein Gelächter hallt den Gang entlang. »Ich hätte Angst davor zu sehen, was du alles zu tun bereit bist, nur um aus dem hier rauszukommen.«

»Aus was genau?«

Aber er antwortet nicht.

Ich sinke auf die Knie.

Meine Taschenlampe rutscht über den Boden.

»Bitte«, flehe ich. »Du musst das nicht machen.« Ich erkenne meine eigene Stimme kaum wieder. »Du kannst einfach verschwinden. Ich weiß nicht, warum du mir etwas antun willst, aber denk nur einen Augenblick darüber nach. Ich ...«

»Jason.«

»... liebe meine Familie. Ich liebe meine Frau. Ich liebe ...«

»Jason.«

»... meinen Sohn.«

»Jason!«

»Ich werde *alles* tun.«

Ich zittere unkontrolliert, vor Kälte und vor Angst.

Er tritt mir in den Bauch, und während mir die Luft aus der Lunge weicht, falle ich auf den Rücken. Er stürzte sich auf mich, schiebt mir den Lauf der Waffe zwischen die Lippen, in den Mund, tief hinunter in die Kehle, bis der Geschmack von altem Öl und Kohlenstoffresten stärker ist, als ich ertragen kann.

Zwei Sekunden bevor ich den Wein und den Scotch dieses Abends über den Boden erbreche, zieht er die Waffe wieder heraus.

Schreit: »Steh auf!«

Er packt mich am Arm, zerrt mich auf die Füße.

Mit der Waffe zielt er auf mein Gesicht, zugleich drückt er mir die Taschenlampe wieder in die Hand.

Ich starre die Maske an, und das Licht meiner Lampe gleitet über die Waffe.

Es ist mein erster richtiger Blick auf die Pistole. Ich weiß so gut wie nichts über Feuerwaffen, kann nur erkennen, dass es eine Handwaffe ist, mit einem Hahn und einem Zylinder. Am Ende des Laufs starre ich in ein riesiges Loch, das durchaus in der Lage zu sein scheint, mir den Tod zu bringen. Im starken Schein der Taschenlampe leuchtet die Spitze der Kugel, die auf mein Gesicht zielt, kupferfarben auf. Aus irgendeinem Grund stelle

ich mir diesen Mann in einem Einzimmerapartment vor, wie er Patronen in den Zylinder lädt und sich auf das vorbereitet, was er jetzt mit mir vorhat.

Ich werde sterben, vielleicht sogar im nächsten Augenblick.

Jede Sekunde fühlt sich an, als wäre sie die letzte.

»Beweg dich«, knurrt er.

Ich setzte mich wieder in Bewegung.

Wir biegen in einen Gang ein, der breiter und höher als der erste ist, dazu überwölbt. Die Luft ist feucht, fast drückend. Ich höre ein entferntes *Tropf ... Tropf ... Tropf* von fallendem Wasser. Die Wände bestehen aus Beton, und anstelle des Linoleums ist der Boden hier mit feuchtem Moos übersät, das mit jedem Schritt dicker und nasser wird.

Das Metallene der Waffe in meinem Mund verbindet sich jetzt mit dem bitteren, beißenden Geschmack hochkommender Galle.

Mein Gesicht wird an einigen Stellen taub vor Kälte.

Eine Stimme in meinem Kopf schreit, ich solle etwas tun, etwas versuchen, irgendwas. Lass dich nicht wie ein Lamm zur Schlachtbank führen, setz nicht einen Fuß vor den anderen. Warum es ihm so leicht machen?

Ganz einfach.

Weil ich Angst habe.

So viel Angst, dass ich kaum aufrecht gehen kann.

Meine Gedanken schwirren ungeordnet durcheinander.

Jetzt verstehe ich, warum Opfer sich nicht wehren. Ich kann mir nicht vorstellen, diesen Mann zu überwältigen. Nicht einmal davonlaufen könnte ich.

Und das ist die beschämende Wahrheit: Ein Teil von mir will, dass alles schon vorbei ist, weil die Toten weder Angst noch Schmerz spüren. Heißt das, dass ich ein Feigling bin? Ist das die letzte Wahrheit, der ich mich stellen muss, bevor ich sterbe?

Nein.

Ich muss etwas tun.

Wir verlassen den Tunnel und treten auf eine Metalloberfläche hinaus, auf der mir schier die Fußsohlen festfrieren. Ich stütze mich auf einem verrosteten Eisengeländer ab, das ein Podest umgibt. Hier ist es noch kälter, wir befinden uns gefühlt in einem großen, offenen Raum.

Wie aufs Stichwort taucht ein gelber Mond über dem Lake Michigan auf und steigt langsam höher.

Sein Licht strömt durch die oberen Fenster einer riesigen Halle, und es ist so hell, dass ich auch ohne Taschenlampe alles erkennen kann.

Der Magen dreht sich mir um.

Wir stehen am höchsten Punkt einer freischwingenden Treppe, die über fünfzehn Meter in die Tiefe führt.

Alles sieht aus wie auf einem Ölgemälde, altehrwürdiges Mondlicht fällt auf eine Reihe außer Dienst gestellter Generatoren und lässt ein Geflecht aus Doppel-T-Trägern über meinem Kopf aufleuchten.

Es ist so still wie in einer Kathedrale.

»Wir gehen nach unten«, sagt er. »Pass auf, wo du hintrittst.«

Wir steigen hinab.

Zwei Stufen vom mittleren Absatz entfernt, drehe ich mich um, ziele mit der Taschenlampe auf seinen Kopf ...

... und treffe in Leere, sodass mein Schwung mich den Kreis vollenden lässt.

Verliere das Gleichgewicht, falle.

Mit voller Wucht knalle ich auf den Treppenabsatz, die Taschenlampe verschwindet scheppernd über den Rand.

Eine Sekunde später höre ich sie sieben Meter weiter unten zerbersten.

Den Kopf schief gelegt, die Waffe auf mein Gesicht gerichtet, starrt mein Entführer hinter seiner ausdruckslosen Maske auf mich herunter.

Er spannt den Abzug und kommt auf mich zu.

Ich stöhne auf, als er mir das Knie ins Brustbein rammt und mich auf dem Absatz fixiert.

Die Waffe berührt meinen Kopf.

Er sagt: »Ich muss zugeben, ich bin stolz, dass du es versucht hast. Es war armselig, aber wenigstens bist du kämpfend zu Boden gegangen.«

Ich zucke zusammen, als ich einen scharfen Stich seitlich am Hals spüre.

»Kämpfe nicht dagegen an«, sagt er.

»Was hast du mir gegeben?«

Bevor er antworten kann, schießt etwas durch meine Blutbahnen wie ein Dreiachser. Ich fühle mich unglaublich schwer, doch zugleich auch vollkommen schwerelos; die Welt dreht sich und stülpt sich von innen nach außen.

So schnell, wie es mich traf, ist es auch wieder vorbei.

Eine weitere Nadel bohrt sich in mein Bein.

Während ich aufschreie, wirft er beide Spritzen weg. »Gehen wir.«

»Was hast du mir gegeben?«

»Steh auf.«

Ich ziehe mich am Geländer hoch. Mein Knie blutet von dem Sturz. Auch die Wunde an meinem Kopf ist wieder aufgeplatzt.

Ich friere, bin schmutzig und nass, und meine Zähne klappern so sehr, dass es sich anfühlt, als würden sie gleich herausbrechen.

Wir gehen nach unten, und das schwache Stahlgerüst schwankt unter unserem Gewicht. Nach der letzten Stufe gehen wir an einer Reihe alter Generatoren entlang.

Von unten wirkt die Halle noch riesiger.

In der Mitte bleibt er stehen, der Strahl seiner Taschenlampe trifft auf eine Sporttasche, die an einem der Generatoren lehnt.

»Neue Klamotten. Beeil dich.«

»Neue Sachen? Ich verstehe nicht.«

»Du musst nichts verstehen. Du musst dich einfach nur anziehen.«

Trotz meiner großen Angst spüre ich ein leichtes Aufkeimen von Hoffnung. Wird er mich verschonen? Warum sonst sollte ich mich anziehen? Habe ich eine Chance, das alles zu überleben?

»Wer bist du?«, frage ich.

»Beeil dich. Du hast nicht mehr viel Zeit.«

Ich kauere mich neben die Sporttasche.

»Mach dich erst mal sauber.«

Ganz oben in der Tasche liegt ein Handtuch, damit wische ich mir den Dreck von den Füßen, das Blut vom Knie und vom Gesicht. Ich ziehe Boxershorts an und eine Jeans, die tadellos sitzt. Was er mir auch gespritzt hat, ich spüre das Zeug in meinen Fingern, einen Verlust von Geschicklichkeit, als ich mit den Knöpfen eines Karohemds kämpfe. Meine Füße gleiten mühelos in teure Lederslipper. Sie passen so gut wie die Jeans.

Mir ist nicht mehr kalt. Als hätte ich mitten in meiner Brust einen Kern aus Hitze, der in Arme und Beine ausstrahlt.

»Auch die Jacke.«

Ich hole eine schwarze Lederjacke aus der Tasche, schlüpfe in sie hinein.

»Perfekt«, sagt er. »Jetzt setz dich.«

Ich rutsche am Eisensockel des Generators entlang auf den Boden. Es ist ein massiges Teil, groß wie eine Lokomotive.

Mein Entführer nimmt mir gegenüber Platz, die Waffe hält er eher lässig in meine Richtung.

Jetzt erobert der Mondschein vollends die Halle, bricht sich an den kaputten Fenstern und fällt auf ...

Kabelgewirr.

Getriebe.

Röhren.

Hebel und Flaschenzüge.

Instrumententafeln mit gesprungenen Anzeigen und Bedienelementen.

Technologie aus einer anderen Zeit.

Ich frage: »Was passiert jetzt?«

»Wir warten.«

»Worauf?«

Er wischt die Frage mit einer Handbewegung beiseite.

Eine merkwürdige Ruhe legt sich über mich. Ein falsches Gefühl von Frieden.

»Hast du mich hierher gebracht, um mich zu töten?«, will ich wissen.

»Habe ich nicht.«

Es fühlt sich gut an, sich an dem ausgedienten Generator anzulehnen.

»Aber du hast mich das glauben lassen.«

»Es gab keine andere Möglichkeit.«

»Keine andere Möglichkeit wozu?«

»Um dich hierher zu bringen.«

»Und warum sind wir hier?«

Statt zu antworten, schüttelt er nur den Kopf, während er die linke Hand unter die Geisha-Maske schiebt und sich kratzt.

Ich komme mir merkwürdig vor.

Als würde ich einen Film ansehen und gleichzeitig darin agieren.

Eine unwiderstehliche Schläfrigkeit befällt mich.

Mein Kopf sinkt auf die Brust.

»Lass es einfach zu.«

Aber ich will das nicht. Ich kämpfe dagegen an, denke, wie beunruhigend schnell sich sein Ton verändert hat. Es ist, als wäre er ein anderer Mann, und die Unvereinbarkeit zwischen dem, der er im Augenblick ist, und der Gewalttätigkeit, die er noch vor Minuten an den Tag gelegt hat, sollte mir eigentlich Angst machen. Ich sollte nicht so ruhig sein, aber mein Körper schnurrt einfach zu friedlich vor sich hin.

Ich fühle mich gelassen und ruhig, als wäre ich weit weg.

Dann sagt er zu mir, und es ist fast ein Geständnis: »Es war ein langer Weg. Ich kann kaum glauben, dass ich tatsächlich hier sitze und dich anschau. Mit dir rede. Ich weiß, du verstehst nicht, aber es gibt so vieles, was ich dich fragen will.«

»Worüber?«

»Wie es ist, du zu sein.«

»Was meinst du damit?«

Er zögert, sagt dann: »Was denkst du über deinen Platz in der Welt, Jason?«

Ich antworte langsam: »Das ist eine interessante Frage nach allem, was du mich heute Abend hast durchmachen lassen.«

»Bist du glücklich in deinem Leben?«

In diesem finsternen Augenblick ist mein Leben schmerzhaft schön.

»Ich habe eine unglaubliche Familie. Eine Arbeit, die mich ausfüllt. Es geht uns gut. Niemand ist krank.« Meine Zunge fühlt sich schwer an. Meine Stimme klingt verwaschen.

»Aber?«

Ich sage: »Mein Leben ist großartig. Es ist nur nicht außergewöhnlich. Und es gab einmal eine Zeit, da hätte es so sein können.«

»Du hast deinen Ehrgeiz verloren, oder?«

»Wie das manchmal so ist. Ich hab ihn ignoriert.«

»Und weißt du, wie das passiert ist? Gab es einen Augenblick, als ...«

»Mein Sohn. Ich war siebenundzwanzig, und Daniela und ich waren seit ein paar Monaten zusammen. Sie sagte mir, dass sie schwanger sei. Wir hatten Spaß miteinander, aber es war keine Liebe. Oder vielleicht war es das. Ich weiß es nicht. Wir hatten auf jeden Fall nicht vor, eine Familie zu gründen.«

»Aber du hast es getan.«

»Wenn man Wissenschaftler ist, sind die Jahre mit Ende zwanzig entscheidend. Wenn man bis dreißig noch nichts veröffentlicht hat, gelangt man schnell aufs Abstellgleis.«

Vielleicht ist es die Droge, aber das Reden fühlt sich gut an. Eine kleine Oase, eine Form von Normalität nach zwei der verrücktesten Stunden, die ich je erlebt habe. Ich weiß, es stimmt nicht, aber es fühlt sich an, als könne, solange wir uns unterhalten, nichts Schlimmes passieren. Als würden die Worte mich beschützen.

»Hattest du was Großes in Arbeit?«

Ich muss mich darauf konzentrieren, meine Augen offen zu halten.

»Ja.«

»Und was war das?«

Seine Stimme klingt weit entfernt.

»Ich versuchte, die Quantensuperposition eines Objekts zu erzeugen, die für das menschliche Auge sichtbar ist.«

»Warum hast du deine Forschung aufgegeben?«

»Charlie hatte gleich nach seiner Geburt große medizinische Probleme, die das ganze erste Jahr andauerten. Eigentlich hätte ich tausend Stunden in einem Reinraum experimentieren müssen, aber ich schaffte dieses Zeitfenster nicht. Daniela brauchte mich. Mein Sohn brauchte mich. Ich verlor meine Finanzierung. Verlor meinen Schwung. Einen Augenblick lang war ich das junge Genie, aber als ich ins Stocken kam, nahm ein anderer meinen Platz ein.«

»Hast du je deine Entscheidung bedauert, bei Daniela zu bleiben und mit ihr ein Leben aufzubauen?«

»Nein.«

»Nie?«

Meine Gedanken gehen zu Daniela, und all meine Gefühle gewinnen wieder Oberhand über mich, begleitet vom Grauen der Situation. Die Angst kehrt massiv zurück und mit ihr ein Heimweh, das mich bis ins Mark erschüttert. In diesem Augenblick brauche ich sie mehr, als ich in meinem Leben etwas gebraucht habe.

»Nie.«

Auf einmal liege ich auf dem Boden, das Gesicht am kalten Beton. Die Droge trägt mich davon.

Er kniet neben mir, dreht mich auf den Rücken, und ich beobachte das Mondlicht, das durch die hohen Fenster dieses vergessenen Ortes strömt und die Dunkelheit mit farbigen Blitzen aufhellt, während sich neben den Generatoren dunkle Schwaden bilden, die ins Leere verschwinden.

»Werde ich sie wiedersehen?«, frage ich.

»Ich weiß es nicht.«

Ich will ihn zum millionsten Mal fragen, was er mit mir vorhat, aber ich finde nicht die richtigen Worte.

Immer wieder fallen mir die Augen zu. Ich bemühe mich, sie offen zu halten, aber es ist ein aussichtsloser Kampf.

Er zieht einen Handschuh aus und berührt mein Gesicht mit der bloßen Hand.

Sonderbar.

Behutsam.

Er sagt: »Hör zu. Du wirst Angst haben, aber du kannst es zulassen. Du kannst alles haben, was du nie hattest. Tut mir leid, dass ich dir vorher Furcht einjagen musste, aber ich musste dich hierher schaffen. Es tut mir so leid, Jason. Ich tue das für uns beide.«

Ich forme mit den Lippen die Worte: *Wer bist du?*

Anstatt zu antworten, greift er in seine Jackentasche und holt noch eine weitere Spritze und eine winzige Glasampulle mit einer klaren Flüssigkeit heraus, die im Mondlicht schimmert wie Quecksilber.

Er entfernt die Schutzhülle und zieht den Inhalt der Ampulle auf die Spritze.

Während meine Lider sich langsam senken, sehe ich noch, wie er seinen linken Arm freimacht und sich selbst spritzt.

Dann lässt er die Spritze und die Ampulle zwischen uns auf den Beton fallen, und das Letzte, was ich sehe, bevor meine Augen sich schließen, ist die Ampulle, die auf mein Gesicht zurollt.

Ich flüstere: »Und jetzt?«

Er antwortet: »Du würdest mir nicht glauben, wenn ich es dir sagen würde.«

ZWEI

Ich spüre, dass mich jemand an den Füßen packt.

Während Hände sich unter meine Achseln schieben, sagt eine Frau: »Wie hat er es aus dem Würfel geschafft?«

Ein Mann antwortet: »Keine Ahnung. Schau, er kommt zu sich.«

Ich öffne die Augen, nehme aber nichts als verschwommene Bewegungen wahr. Und Licht.

Der Mann bellt: »Bringt ihn verdammt noch mal hier raus.«

Ich will etwas sagen, aber die Worte fallen mir wirr und formlos aus dem Mund.

Die Frau sagt: »Dr. Dessen? Können Sie mich hören? Wir werden Sie jetzt auf eine Liege heben.«

Ich schaue zu meinen Füßen, und das Gesicht des Mannes rückt in mein Blickfeld. Er starrt mich durch das Sichtfenster eines Schutzanzugs mit Atemluftversorgung an.

Zu der Frau hinter meinem Kopf sagt er: »Eins, zwei, drei ...«

Sie heben mich auf eine Krankentrage und fixieren mich mit gepolsterten Gurten an Handgelenken und Fußknöcheln.

»Nur zu *Ihrem* Schutz, Dr. Dessen.«

Dreizehn oder fünfzehn Meter über mir sehe ich die Decke vorbeiziehen.

Wo zum Teufel bin ich? In einem Hangar?

Eine Erinnerung blitzt auf – eine Nadel, die in meinen Hals eindringt. Mir wurde etwas injiziert. Das hier ist irgendeine verrückte Halluzination.

Aus einem Funkgerät krächzt es: »Bergungsteam, bitte melden. Ende.«

Die Frau sagt mit aufgeregter Stimme: »Wir haben Dessen. Wir sind unterwegs. Ende.«

Ich höre das Quietschen rollender Räder.

»Verstanden. Erste Zustandseinschätzung? Ende.«

Die Frau greift nach unten, sie trägt Latexhandschuhe und aktiviert irgendein Messinstrument, das mir mit Klettverschluss um den linken Arm geschnallt wurde.

»Puls: hundertfünfzehn. Blutdruck: hundertvierzig zu zweiundneunzig. Temperatur: siebenunddreißig Komma sechzehn. Sauerstoffsättigung: fünfundneunzig Prozent. Gamma: null Komma siebenundachtzig. Geschätzte Ankunftszeit: dreißig Sekunden. Ende.«

Ein Summen erschreckt mich.

Wir gehen durch eine langsam sich öffnende Doppeltür, die aussieht wie eine Tresortür.

Mein Gott.

Bleib ruhig. Das ist alles nicht real.

Die Räder quietschen schneller, drängender.

Wir sind in einem mit Plastik ausgekleideten Korridor, gegen das gleißende Licht der Neonröhren an der Decke muss ich die Augen zukneifen.

Die Türen knallen hinter uns mit einem unheilvollen Scheppern zu, wie die Tore eines Gefängnisses.

Man schiebt mich in einen Operationssaal in Richtung einer eindrucksvollen Gestalt, die tatsächlich einen Druckanzug trägt und unter einer Reihe von Operationslampen steht.

Er lächelt mich durch sein Sichtfenster an und sagt, so als würde er mich kennen: »Willkommen zurück, Jason. Meinen Glückwunsch. Sie haben es geschafft.«

Zurück?

Ich kann nur seine Augen sehen, aber sie erinnern mich an niemanden, den ich je getroffen habe.

»Spüren Sie irgendwelche Schmerzen?«

Ich schüttele den Kopf.

»Wissen Sie, woher Sie die Schnitte und Quetschungen in Ihrem Gesicht haben?«

Kopfschütteln.

»Wissen Sie, wer Sie sind?«

Ich nicke.

»Wissen Sie, wo Sie sind?«

Kopfschütteln.

»Erkennen Sie mich?«

Kopfschütteln.

»Ich bin Leighton Vance, Vorstandsvorsitzender und medizinischer Leiter. Wir sind Kollegen und Freunde.« Er hält eine chirurgische Schere in die Höhe. »Ich muss Sie aus diesen Sachen schneiden.«

Er entfernt das Messinstrument, macht sich über meine Jeans und die Boxershorts her und wirft sie in einen Metallbehälter. Während er mein Hemd aufschneidet, starre ich in die Lampen, die auf mich herunterbrennen, und versuche, nicht in Panik zu geraten.

Aber ich bin nackt und auf eine Bahre geschnallt.

Nein, sage ich mir, ich *halluziniere* nur, dass ich nackt und auf eine Bahre geschnallt bin. Nichts von dem hier ist real.

Leighton nimmt den Behälter mit meinen Schuhen und meiner Kleidung und gibt ihn jemandem hinter mir, den ich nicht sehen kann. »Alles untersuchen.«

Ich höre Schritte, eilige Schritte.

Eine Sekunde bevor Leighton meinen Unterarm desinfiziert, registriere ich den scharfen Geruch von Isopropylalkohol.

Er zurrt eine Aderpresse knapp über meinem Ellbogen fest.

»Ich nehme nur ein bisschen Blut ab«, sagte er und nimmt eine Spritze mit großer Nadel von der Instrumentenschale.

Er ist gut. Ich spüre nicht einmal den Einstich.

Danach schiebt Leighton die Krankentrage zu einer Glastür am anderen Ende des Operationssaals. An der Wand daneben ist ein Touchscreen

befestigt.

»Gerne würde Ihnen sagen, dass jetzt der angenehme Teil kommt«, sagt er. »Wenn Sie zu desorientiert sind, um sich an das zu erinnern, was gleich passieren wird, ist das wahrscheinlich das Beste.«

Ich möchte nachfragen, aber mir fehlen noch immer die Worte. Leightons Finger wirbeln über den Touchscreen. Die Glastür geht auf, und er schiebt mich in eine Kammer, die gerade groß genug für die Trage ist.

»Neunzig Sekunden«, sagt er. »Sie werden es überstehen. Es hat noch keinen der Probanden getötet.«

Ein pneumatisches Zischen ist zu hören, dann gleiten die gläsernen Türflügel zu.

In die Decke eingelassene Lampen verströmen ein kaltes Blau.

Ich verdrehe den Hals.

Die Wände zu beiden Seiten sind bedeckt mit einer komplexen Anordnung von Düsen.

Ein feiner, eiskalter Nebel strömt aus der Decke und hüllt mich vom Kopf bis zu den Zehen ein.

Mein Körper verspannt sich, auf meiner Haut bilden sich Tröpfchen, die gefrieren.

Während ich zu zittern anfangen, beginnen die Wände der Kammer zu brummen.

Ein weißer Dampf tröpfelt mit einem anhaltenden Zischen aus den Düsen, das lauter und immer lauter wird.

Der Dampf strömt.

Dann spritzt es.

Gegenläufige Strahlen prallen über mir zusammen und hüllen die Kammer in einen dichten Nebel, sodass ich die Deckenbeleuchtung kaum noch erkennen kann. Wo er meine Haut berührt, explodieren die gefrorenen Tropfen. Es ist eine einzige Qual.

Die Ventilatoren laufen nun gegenläufig.

Binnen fünf Sekunden ist das Gas aus der Kammer, in der sich ein merkwürdiger Geruch breitmacht, er erinnert mich an die Luft an einem Sommernachmittag kurz vor einem Gewitter – Blitze ohne Regen, Ozon.

Die Reaktion des Gases mit der eiskalten Flüssigkeit auf meiner Haut hat einen zischenden Schaum erzeugt. Er brennt, als würde ich mich in einem Säurebad befinden.

Ich ächze, reiße an den Gurten und frage mich, wie lange das noch so weitergehen soll. Meine Schmerzgrenze ist hoch, aber das hier liegt genau auf der Grenze zwischen Lass-es-aufhören und Bring-mich-um.

Meine Gedanken rasen mit Lichtgeschwindigkeit.

Gibt es überhaupt eine Droge, die so etwas zustande bringt? Die Halluzinationen und Schmerzen in einer solch entsetzlichen Klarheit hervorruft?

Alles erscheint zu intensiv, zu real.

Was, wenn es tatsächlich passiert?

Ist das irgendeine verdammte CIA-Scheiße? Bin ich in einer geheimen Klinik, in der man mit Menschen experimentiert? Wurde ich deswegen entführt?

Wunderbar warmes Wasser schießt mit der Wucht eines Feuerwehrschrachs von der Decke und reißt den quälenden Schaum mit.

Das Wasser versiegt, und aus den Düsen strömt heiße Luft, die meine Haut trifft wie brennender Wüstenwind.

Der Schmerz verschwindet.

Ich bin hellwach.

Die Tür hinter mir geht auf, und die Trage, auf der ich liege, wird herausgezogen.

Leighton schaut auf mich herunter. »War doch gar nicht so schlimm, oder?« Er schiebt mich durch den Operationssaal in ein angrenzendes Patientenzimmer und löst die Haltegurte an meinen Füßen und Händen.

Er zieht sich Latexhandschuhe über und richtet mich auf der Trage auf. Mir wird schwindelig, und die Welt dreht sich, bevor schließlich alles

wieder an die richtige Stelle rückt.

Er betrachtet mich.

»Besser?«

Ich nicke.

In dem Zimmer befinden sich ein Bett und eine Kommode, auf der ein Stapel ordentlich zusammengelegter Kleidungsstücke liegt. Die Wände sind gepolstert. Es gibt keine scharfen Kanten. Während ich an den Rand der Trage rutsche, fasst Leighton mich am Oberarm und hilft mir beim Aufstehen.

Meine Beine sind wie Gummi, nutzlos.

Er führt mich zum Bett.

»Ich lasse Sie jetzt allein, damit Sie sich anziehen können. Ich komme wieder, wenn ich die Laborergebnisse habe. Es wird nicht lange dauern. Ist es Ihnen recht, dass ich kurz rausgehe?«

Endlich finde ich meine Stimme wieder: »Ich verstehe nicht ... ich weiß nicht, wo ich ...«

»Die Desorientiertheit geht vorüber. Ich werde Ihren Zustand genau überwachen. Wir helfen Ihnen da durch.«

Er schiebt die Trage zur Tür, bleibt aber auf der Schwelle stehen und schaut durch sein Sichtfenster noch einmal zu mir. »Es ist wirklich gut, dich wiederzusehen, Bruder. Komme mir vor wie bei der Weltraummission, als Apollo 13 zur Erde zurückkehrte. Wir sind alle sehr stolz auf dich.«

Die Tür schließt sich hinter ihm.

Drei Sperrriegel rasten ein, und es klingt wie drei Schüsse.

Ich stehe vom Bett auf und gehe auf unsicheren Füßen zur Kommode.

Ich bin so schwach, dass ich mehrere Minuten brauche, um die Sachen anzuziehen – eine ordentliche Hose, ein Leinenhemd, kein Gürtel.

Eine Überwachungskamera dicht über der Tür beobachtet mich.

Zurück zum Bett. Während ich in diesem sterilen, stillen Zimmer sitze, versuche ich meine letzte konkrete Erinnerung heraufzubeschwören. Allein der Versuch fühlt sich an, als würde ich drei Meter vom Ufer entfernt

ertrinken. Ein paar Erinnerungsfetzen liegen noch auf dem Strand, und ich kann sie sehen, kann sie fast berühren, aber meine Lunge füllt sich mit Wasser. Ich vermag den Kopf nicht länger über Wasser zu halten. Je mehr ich mich bemühe, die Fragmente zusammenzusetzen, je mehr Energie ich aufwende, je mehr ich um mich schlage, desto stärker wird die Panik.

Alles, was ich habe, auf dem Bett in diesem weißen, gepolsterten Zimmer, ist ...

Thelonious Monk.

Der Geruch roten Weins.

Wie ich in einer Küche stehe und Zwiebeln schneide.

Ein zeichnender Teenager.

Moment mal.

Nicht *ein* Teenager.

Mein Teenager.

Mein Sohn.

Nicht *eine* Küche.

Meine Küche.

Mein Zuhause.

Es war Familienabend. Wir kochten zusammen. Ich kann Daniela lächeln sehen. Ich kann ihre Stimme und den Jazz hören. Die Zwiebeln riechen, die säuerliche Süße des Weins von Danielas Atem. Ihre leicht glasigen Augen sehen. Was für ein sicherer und idealer Ort, unsere Küche am Familienabend.

Aber ich bin nicht geblieben. Aus irgendeinem Grund bin ich weggegangen. Warum?

Ich habe ihn fast erreicht, den äußersten Rand des Erinnerns.

In diesem Moment fahren die Sperrriegel zurück, und die Tür zum Patientenzimmer öffnet sich. Leighton hat den Druckanzug gegen einen klassischen Labormantel getauscht. Grinsend steht er im Türrahmen, als würde er fast platzen vor freudiger Erwartung. Ich kann erkennen, dass er

ungefähr in meinem Alter ist und recht attraktiv. Sein Gesicht hat einen leichten Bartschatten.

»Gute Nachrichten«, sagte er. »Alles frei.«

»Frei? Frei von was?«

»Von Strahlenbelastung, biogefährlichen Stoffen, ansteckenden Krankheiten. Die kompletten Ergebnisse der Blutuntersuchung erhalten wir erst morgen früh, aber die Quarantäne ist aufgehoben. Ach, ich hab noch das für dich.« Er duzt mich schon wieder. Anscheinend hält er mich jetzt dann wirklich für so eine Art heimgekehrten Bruder.

Er gibt mir einen Ziploc-Beutel mit einem Schlüsselbund und einem Geldclip.

»Jason Dessen« steht mit schwarzem Edding auf einem Stück Klebeband auf der Plastikhülle.

»Wollen wir? Sie warten alle auf dich.«

Ich stecke ein, was offensichtlich meine persönliche Habe ist, und folge Leighton durch den Operationssaal.

Im Korridor zieht ein halbes Dutzend Arbeiter Plastikplanen von den Wänden.

Als sie mich sehen, fangen sie an zu klatschen.

Eine Frau ruft: »Super, Dessen!«

Glastüren öffnen sich, als wir uns nähern.

Meine Kraft und mein Gleichgewichtsgefühl kehren zurück.

Leighton führt mich zu einer Treppe, und als wir hinaufsteigen, hallen die Metallstufen unter unseren Schuhsohlen.

»Kommst du mit den Schuhen und den Treppen zurecht?«, fragt Leighton.

»Ja. Wohin gehen wir?«

»Zur Einsatznachbesprechung.«

»Aber ich weiß nicht einmal ...«

»Es ist besser, wenn du deine Gedanken bis zur Befragung für dich behältst. Du weißt schon – Verfahrensvorschriften und das ganze Blabla.«

Als wir den zweiten Treppenabsatz erreichen, öffnet er eine Glastür, die einige Zentimeter dick ist. Wir betreten einen Flur, der auf der rechten Seite Fenster vom Boden bis zur Decke aufweist. Man sieht in eine Halle hinunter, und ich fühle mich wie in einem Atrium auf mehreren Etagen.

Ich will näher ran an die Fensterfront, um alles besser betrachten zu können, aber Leighton zieht mich stattdessen durch eine Tür links vom Gang in einen nur schwach erhellten Raum. In ihm steht eine Frau in einem schwarzen Hosenanzug hinter einem Tisch, als würde sie auf mich warten.

»Hi, Jason«, sagt sie.

»Hi.«

Unsere Blicke treffen sich kurz, während Leighton mir das Messinstrument wieder um den linken Arm legt.

»Du hast doch nichts dagegen, oder?«, fragt er. »Ich fühle mich besser, wenn ich deine Vitalfunktionen noch eine Weile länger überwachen kann. Aber bald haben wir es geschafft.«

Leighton schiebt mich in den Raum hinein, seine Hand in meinem Kreuz. Ich höre, wie hinter mir die Tür zugeht.

Die Frau ist in den Vierzigern. Kurze schwarze Haare mit einem Pony bis zu den Augen, die zugleich freundlich und durchdringend sind.

Die Beleuchtung ist angenehm, wie in einem Kino, kurz bevor der Film beginnt.

Es gibt zwei Holzstühle mit gerader Lehne. Auf dem Tisch stehen: ein Laptop, ein Krug mit Wasser, zwei Gläser, eine Thermoskanne aus Edelstahl und ein dampfender Becher, der den Raum mit dem Aroma guten Kaffees erfüllt.

Die Wände und die Decke bestehen aus Rauchglas.

»Jason, wenn du dich setzt, können wir anfangen.« Auch die Frau duzt mich.

Ich zögere fünf Sekunden, überlege, ob ich einfach weggehen soll, aber irgendetwas sagt mir, dass das eine schlechte Idee wäre. Eine Idee mit katastrophalem Ausgang.

Also setze ich mich auf den Stuhl, greife nach dem Krug und gieße mir ein Glas Wasser ein.

Die Frau sagt: »Wenn du hungrig bist, können wir uns etwas zu essen bringen lassen.«

»Nein, danke.«

Endlich setzt sie sich auf den Stuhl mir gegenüber. Sie schiebt ihre Brille zur Nasenwurzel hoch und tippt auf der Tastatur ihres Laptops herum.

»Es ist ...« Sie schaut auf ihre Armbanduhr. »00:07 Uhr, der fünfte Oktober. Ich bin Amanda Lucas, Personalnummer Neun-Fünf-Sechs-Sieben, und bei mir ist ...« Sie schaut zu mir.

»Jason Desson.«

»Danke, Jason. Als Hintergrundinformation und für das Protokoll: Um etwa 22:59 Uhr am vierten Oktober fand der Techniker Chad Hodge bei einer Routinekontrolle der Innenräume Dr. Dessons bewusstlos auf dem Boden liegen. Das Bergungsteam wurde alarmiert, und Dr. Desson wurde um 23:24 Uhr in die Quarantäne überführt. Nach Dekontamination und gründlicher Untersuchung des Blutes im Labor wurde die Quarantäne aufgrund neutraler Werte durch Dr. Leighton Vance aufgehoben. Anschließend wurde Dr. Desson hier ins Auditorium auf Ebene U2 gebracht, wo unsere erste Einsatznachbesprechung stattfindet.«

Sie schaut zu mir hoch und lächelt mich an.

»Jason, wir alle sind vollkommen begeistert, dass du zurück bist. Es ist schon sehr spät, aber fast das ganze Team ist deswegen extra aus der Stadt rausgekommen. Wie du vielleicht schon vermutet hast, schauen hinter diesem Glas alle zu.«

Um uns bricht Applaus los, begleitet von Hochrufen und vom Jubeln der Leute, die meinen Namen schreien.

Das Licht wird gerade so viel heller, dass ich durch die Wände sehen kann. Theaterbestuhlung umgibt die verglaste Besprechungskabine. Fünfzehn oder zwanzig Personen, die keinen Platz mehr gefunden haben,

stehen. Die meisten lächeln, ein paar wischen sich sogar Tränen aus den Augen, als wäre ich von einer heldenhaften Mission zurückgekehrt.

Mir fällt auf, dass zwei Leute bewaffnet sind. Die Griffe ihrer Pistolen schimmern matt. Diese beiden Männer lachen und klatschen nicht.

Amanda schiebt ihren Stuhl nach hinten, steht auf und bekundet wie die anderen ihren Beifall.

Sie scheint sehr bewegt zu sein.

Doch ich kann nur eines denken: Was zum Teufel ist mit mir passiert?

Als der Applaus verhallt, nimmt Amanda wieder Platz.

Sie sagt: »Verzeih die Begeisterung, aber bis jetzt bist du der Einzige, der zurückgekehrt ist.«

Ich habe keine Ahnung, wovon sie spricht. Ein Teil von mir will genau das sagen, aber ein anderer Teil vermutet wiederum, dass das keine gute Idee wäre.

Das Licht wird gedämpft.

Ich klammere mich an mein Wasserglas wie an einen Rettungsanker.

»Weißt du, wie lange du weg warst?«, fragt sie.

Weg? Wo?

»Nein.«

»Vierzehn Monate.«

Mein Gott.

»Ist das ein Schock für dich, Jason?«

»Das kann man wohl sagen.«

»Na ja. Wir saßen auf glühenden Kohlen, mit angehaltenem Atem. Über ein Jahr haben wir darauf gewartet, dir diese Fragen stellen zu können: Was hast du gesehen? Wohin bist du gegangen? Wie bist du zurückgekommen? Erzähl uns alles, und, bitte, von Anfang an.«

Ich trinke einen Schluck Wasser und klammere mich an meine letzten Erinnerungen wie an eine bröckelnde Felswand. Ich habe an unserem Familienabend das Haus verlassen.

Und dann ...

Ja, was dann? An einem kühlen Herbstabend ging ich den Bürgersteig entlang. Der Lärm des Cubs-Spiels drang aus allen Bars.

Was geschah weiter?

Wohin ging ich?

»Lass dir nur Zeit, Jason. Wir haben es nicht eilig.«

Ryan Holder.

Den wollte ich besuchen.

Ich betrat das Village Tap und nahm dort einen Drink, zwei Drinks, um genau zu sein, mit meinem alten Mitbewohner Ryan Holder. Es war ein Weltklasse-Scotch.

Ist er verantwortlich für das, was mit mir geschehen ist?

Ich frage mich abermals: Passiert das hier tatsächlich?

Ich hebe das Wasserglas. Es sieht vollkommen real aus, einschließlich des Kondenswassers an meinen Fingerspitzen.

Ich schaue Amanda in die Augen.

Ich untersuche die Wände.

Sie schmelzen nicht.

Wenn das ein Drogentrip ist, dann ist es keiner, von dem ich je gehört habe. Keine visuellen oder akustischen Verzerrungen. Keine Euphorie. Und dieser Raum fühlt sich durchaus existent an. Ich sollte nur nicht hier sein. Irgendwie ist es *meine* Anwesenheit, die eine Lüge ist. Ich bin mir nicht einmal sicher, was das bedeutet, nur, dass ich es tief in mir spüre.

Nein, das ist keine Vision. Kein Hirngespinnst. Das ist etwas völlig anderes.

»Versuchen wir eine andere Herangehensweise«, sagt Amanda. »Was ist das Letzte, woran du dich erinnerst, bevor du in der Halle aufgewacht bist?«

»Ich war in einer Bar.«

»Was hast du dort gemacht?«

»Mich mit einem alten Freund getroffen.«

»Und wo war diese Bar?«

»Logan Square.«

»Du warst noch in Chicago?«

»Ja.«

»Okay, kannst du beschreiben ...«

Ihre Stimme verstummt.

Ich sehe die El.

Es ist dunkel.

Es ist still.

Zu still für Chicago.

Jemand kommt.

Jemand, der mir etwas tun will.

Mein Herz fängt an zu rasen.

Meine Hände schwitzen.

Ich stelle das Glas auf den Tisch.

»Jason, Leighton sagt mir, dass deine Vitalfunktionen erhöht sind.«

Ihre Stimme ist wieder da, aber einen Ozean entfernt.

Ist das ein Trick?

Nein, frag sie das nicht. Sag diese Wörter nicht. Sei der Mann, für den sie dich halten. Diese Leute sind cool, gelassen, und zwei von ihnen sind bewaffnet. Sag, was immer sie von dir hören wollen. Denn wenn sie merken, dass du nicht die Person bist, für die sie dich halten, was dann?

Dann kommst du vielleicht nie mehr von hier weg.

Mein Kopf fängt an zu schmerzen. Ich greife mir an den Hinterkopf und ertaste eine wundete Stelle, zucke zusammen.

»Jason?«

Wurde ich verletzt?

Hat man mich angegriffen? Was, wenn ich hierher gebracht wurde? Was, wenn diese Menschen, auch wenn sie noch so nett wirken, unter einer Decke stecken mit der Person, die mir das angetan hat?

Ich taste die Seite meines Kopfes ab, spüre die Verletzung durch einen zweiten Schlag.

»Jason.«

Ich sehe eine Geisha-Maske.

Ich bin nackt und hilflos.

»Jason.«

Noch vor ein paar Stunden war ich zu Hause und bereitete das Abendessen zu.

Ich bin nicht der Mann, für den sie mich halten. Was geschieht, wenn sie das herausfinden?

»Leighton, könntest du bitte kommen?«

Nicht gut.

Ich muss raus aus diesem Raum.

Ich muss von diesen Leuten weg.

Ich muss nachdenken.

»Amanda.« Ich schleppe mich in den Augenblick zurück und versuche, die Fragen und die Angst aus meinem Hirn zu vertreiben. Aber es ist, als wollte man an einem morschen Bootssteg anlegen. »Das ist peinlich«, sage ich. »Ich bin ziemlich erschöpft. Und um ehrlich zu sein, die Dekontamination war nicht gerade ein Spaziergang.«

»Brauchst du eine kurze Pause?«

»Wäre das okay? Ich brauche einen Moment, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen.« Ich deute auf den Laptop. »Für dieses Ding will ich auch einigermaßen intelligent klingen.«

»Natürlich.« Amanda tippt etwas. »Aufnahme ist ausgeschaltet.«

Ich stehe auf.

Sie sagt: »Ich kann dich in ein Privatzimmer bringen ...«

»Nicht nötig.«

Ich öffne die Tür und trete auf den Gang.

Leighton Vance wartet bereits.

»Jason, ich will, dass du dich hinlegst. Deine Vitalwerte gehen in die falsche Richtung.«

Ich reiße mir das Gerät vom Arm und gebe es dem Arzt.

»Ich weiß deine Fürsorge sehr zu schätzen, aber was ich jetzt wirklich brauche, ist eine Toilette.«

»Oh. Selbstverständlich. Ich bring dich hin.«

Wir gehen den Flur hinunter.

Er drückt seine Schulter gegen die schwere Glastür und begleitet mich ins Treppenhaus, das leer ist. Kein Geräusch außer der Klimaanlage, die durch einen Lüftungsschlitz in der Nähe warme Luft hereinbläst. Ich halte mich am Geländer fest und beuge mich über den leeren Raum.

Zwei Treppenabsätze bis ganz nach unten, zwei Absätze zur Decke.

Was sagte Amanda am Beginn der Befragung? Wir sind auf Ebene U2.

Heißt das, dass diese ganze Anlage unterirdisch ist?

»Jason? Kommst du?«

Ich folge Leighton, trotz der Kopfschmerzen und der Schwäche in meinen Beinen.

Auf dem obersten Absatz steht auf einem Schild neben einer verstärkten Stahltür »Erdgeschoss«. Leighton zieht eine Schlüsselkarte durch, tippt einen Code ein und hält mir die Tür auf.

An der Wand gegenüber lese ich die Wörter »Velocity Laboratories« in schwarzen Blockbuchstaben.

Links: eine Reihe Aufzüge.

Rechts: ein Kontrollpunkt mit einem Wachmann, der sich zwischen einem Metalldetektor und einem Drehkreuz postiert hat. Der Ausgang ist unmittelbar dahinter.

Wie es aussieht, ist die Sicherheit darauf ausgelegt, die Leute am Hereinkommen zu hindern, weniger am Hinausgehen.

Leighton führt mich an den Aufzügen vorbei. Wir gelangen zu einer Doppeltür, die er mit seiner Schlüsselkarte öffnet.

Beim Eintreten schaltet er das Licht an. Ich sehe ein gut ausgestattetes Büro, an den Wänden Fotos von Maschinen ziviler Fluggesellschaften sowie von militärischen Überschalljets und den Turbinen, die sie antreiben.

Ein gerahmtes Bild auf dem Schreibtisch sticht mir ins Auge. Darauf zu sehen ist ein älterer Mann mit einem Jungen in den Armen, der Leighton sehr ähnlich sieht. Sie stehen in einem Hangar vor einem riesigen Mantelstromtriebwerk, das gerade montiert wird.

»Ich dachte mir, dass du dich in meinem privaten Bad wohler fühlst.« Leighton deutet zu einer Tür in der hinteren Ecke. »Ich bleibe hier«, sagt er, setzt sich auf die Tischkante und zieht ein Handy aus der Tasche. »Sag Bescheid, wenn du irgendwas brauchst.«

Das Bad ist kalt und unpersönlich.

Es gibt eine Toilette, ein Urinal, eine Duschkabine und ein kleines Fenster auf halber Höhe der Rückwand.

Ich setze mich auf die Toilette.

In meiner Brust fühlt es sich so eng an, ich kann kaum atmen.

Sie warten seit vierzehn Monaten auf meine Rückkehr. Auf keinen Fall lassen sie mich so einfach aus diesem Gebäude hinausmarschieren. Nicht heute Nacht. Vielleicht für lange Zeit nicht, wenn man bedenkt, dass ich nicht der Mann bin, für den sie mich halten.

Außer: Das alles ist ein komplizierter Test oder gar ein Spiel.

Leightons Stimme dringt durch die Tür. »Alles okay bei dir?«

»Ja.«

»Ich weiß nicht, was du in diesem Ding gesehen hast, aber du sollst wissen, dass ich für dich da bin. Wenn du durchdrehst, musst du es mir sagen, damit ich dir helfen kann.«

Ich erhebe mich von dem Sitz.

Er fährt fort: »Ich habe dich vom Auditorium aus beobachtet, und ich muss sagen, du hast ausgesehen, als wärst du nicht ganz bei dir.«

Ob ich ihm wohl auf dem Rückweg durch die Lobby entwischen könnte? Diese Sicherheitsschranke durchbrechen? Ich stelle mir den Wachmann beim Metalldetektor vor. Er ist massig. Wahrscheinlich nicht.

»Rein physisch gesehen kommst du wieder in Ordnung, aber dein psychologischer Zustand macht mir Sorgen.«

Ich muss auf das Urinal aus Porzellan steigen, um das Fenster zu erreichen. Das Glas scheint sich mit seitlichen Hebeln öffnen und schließen zu lassen. Es misst nur sechzig mal sechzig Zentimeter, und ich bin mir unsicher, ob ich da hindurchpasse.

Leightons Stimme dringt wieder durch die Tür, und als ich zum Waschbecken zurückschleiche, höre ich seine Worte besonders deutlich.

»... das Schlimmste, was du machen kannst, ist, wenn du versuchst, dich allein durchzukämpfen. Seien wir doch ehrlich – du bist der Typ, der sich für stark genug hält, sich überall durchzukämpfen.«

Ich gehe zur Tür.

Es gibt einen Sperrriegel.

Mit zitternden Fingern drehe ich langsam den Schließzylinder.

»Aber egal, was du empfindest«, Leighton muss ganz nah sein, direkt hinter der Tür stehen, so deutlich kann ich ihn hören, »ich will, dass du es mir erzählst, und wenn wir diese Nachbesprechung auf morgen oder übermorgen verschieben müssen ...«

Er verstummt, als der Riegel mit leisem Klicken einrastet.

Einen Augenblick lang passiert nichts.

Ich trete vorsichtig einen Schritt zurück.

Die Tür bewegt sich beinahe unmerklich, dann ruckelt Leighton heftig an ihr.

Er ruft: »Jason. Jason!« Und dann: »Ich brauche sofort ein Sicherheitsteam in meinem Büro. Dessen hat sich im Bad eingeschlossen.«

Die Tür wackelt, als Leighton sich dagegen wirft, aber das Schloss hält.

Ich stürze zum Fenster, klettere auf das Urinal und ziehe die seitlichen Hebel nach unten.

Leighton ruft jemandem etwas zu. Obwohl ich seine Worte nicht verstehe, höre ich näher kommende Schritte.

Das Fenster ist offen.

Nachtluft strömt herein.

Schaffe ich es nach oben? Ich bin mir nicht sicher.

Ich springe vom Rand hoch und Richtung Fensteröffnung, schaffe es jedoch nur, mit einem Arm den Rahmen zu fassen.

Während etwas gegen die Badezimmertür kracht, schaben meine Schuhe über die glatte Wandoberfläche. Nirgends ein Widerstand, nirgends finde ich etwas, wo ich mich abstützen kann.

Ich sinke zu Boden, steige wieder aufs Urinal.

Leighton schreit jemandem zu: »Kommen Sie schon!«

Ich versuche es erneut, und diesmal gelingt es mir, beide Arme durch die Fensteröffnung zu strecken. Großen Halt finde ich nicht, aber es genügt, um nicht an der Wand abzugleiten.

Ich schlängele mich durch das Fenster, als hinter mir die Tür aufbricht.

Leighton schreit meinen Namen.

Eine halbe Sekunde lang taumele ich durch Dunkelheit.

Knalle mit dem Gesicht voran auf Asphalt.

Verwirrt und benommen rapple ich mich wieder hoch, in meinen Ohren rauscht es, Blut läuft mir seitlich über das Gesicht.

Ich befinde mich auf einem Durchgang zwischen zwei Gebäuden. Finsternis umhüllt mich.

Über mir taucht Leighton am Fenster auf.

»Jason, mach das nicht. Lass mich dir helfen.«

Ich drehe mich um und beginne zu laufen, ohne die geringste Ahnung, wohin ich soll. Ich stürme einfach auf das Ende des Gangs zu.

Ich erreiche ihn.

Springe ein paar Treppen aus Backstein hinunter.

Ich bin in einem Büropark.

Unscheinbare, niedrige Gebäude drängen sich um einen traurigen kleinen Teich mit einem beleuchteten Brunnen in der Mitte.

Um diese Uhrzeit ist natürlich niemand mehr hier.

Ich flüchte, passiere Bänke, gestutzte Hecken, einen Pavillon und ein Schild, auf dem ich über einem Pfeil die Worte »Zum Wanderweg« lese.

Ein schneller Blick über die Schulter: Das Gebäude, aus dem ich eben geflohen bin, ist eine fünfstöckige, nichtssagende, zu vernachlässigende architektonische Mittelmäßigkeit. Menschen strömen aus dem Eingang wie aus einem heruntergefallenen Hornissennest.

Am Ende des Teichs verlasse ich den Gehweg und folge einem Kiespfad.

Schweiß brennt in meinen Augen, meine Lungen brennen wie Feuer. Trotzdem setze ich einen Fuß vor den nächsten, rudere mit den Armen.

Mit jedem Schritt werden die Lichter der Bürogebäude hinter mir kleiner.

Direkt vor mir ist nichts als Dunkelheit. Ich bewege mich auf sie zu, in sie hinein, als würde mein Leben davon abhängen.

Ein starker, erfrischender Wind bläst mir ins Gesicht, und allmählich frage ich mich, wohin ich eigentlich gehe. Warum ist nirgendwo in der Ferne ein Licht? Nicht einmal der kleinste Funke? Dennoch renne ich weiter, in einen riesigen Abgrund, hinein in die Schwärze.

Ich höre Wellen.

Ich komme an einen Strand.

Der Mond scheint nicht, aber die Sterne sind hell genug, um die aufgewühlte Oberfläche des Lake Michigan zu erkennen.

Ich schaue landeinwärts, höre sich nähernde, vom Wind verwehte Stimmen und sehe die Lichtkegel von mehreren Taschenlampen, die die Dunkelheit durchschneiden.

Ich drehe mich nach Norden und fange wieder an zu laufen. Meine Schuhe knirschen auf dem wellenpolierten Kies. Viele Meilen entfernt nehme ich am Ufer den diffusen nächtlichen Schein des Zentrums von Chicago wahr, wo die Wolkenkratzer ans Wasser rücken.

Ich drehe mich um, sehe Lichter, die sich nach Süden bewegen, von mir weg, andere, die mir nach Norden folgen.

Sich mir nähern.

Ich verlasse das Ufer, überquere einen Radweg und renne auf eine Hecke zu.

Die Stimmen kommen näher.

Ich frage mich, ob es dunkel genug ist, um unsichtbar zu bleiben.

Eine knapp einen Meter hohe Ufermauer ist mir im Weg. Ich klettere über den Beton, schürfe mir dabei die Schienbeine auf und krieche dann auf allen vieren durch die Hecke, wo stachelige Zweige an meinem Hemd zerren und mir in die Augen stechen.

Nachdem mir kein Gestrüpp mehr ins Gesicht schlägt, stolpere ich auf eine Straße, die parallel zum Ufer verläuft.

Aus der Richtung des Büroparks kommt ein Motorengeräusch.

Fernlicht blendet mich.

Ich überquere die Straße, schwing mich über einen Maschendrahtzaun und renne durch einen privaten Garten. Umgeworfenen Fahrrädern und Skateboards weiche ich aus, während ich am Haus vorbeieile und drinnen ein Hund durchdreht. Lichter gehen an, als ich den Hinterhof erreiche, wieder über einen Zaun springe, schließlich über ein leeres Baseballfeld laufe und mich frage, wie lange ich das noch durchhalte.

Die Antwort kommt erstaunlich schnell.

Am Rand des Baseballfelds breche ich zusammen, Schweiß rinnt mir über den Körper, alle Muskeln tun höllisch weh.

Obwohl ich wieder in einiger Entfernung von dem Haus bin, bellt der Hund immer noch. Ich schaue zurück in Richtung See, sehe aber keine Taschenlampen, höre auch keine Stimmen.

Ich weiß nicht, wie lang ich auf dem Spielfeld liege, aber es scheint Stunden zu dauern, bis ich atmen kann, ohne zu keuchen.

Schließlich gelingt es mir, mich aufzusetzen.

Die Nacht ist kühl, die Brise vom See fährt in die umstehenden Bäume und lässt Herbstblätter herunterregnen.

Ich stemme mich hoch. Durstig und hungrig, wie ich bin, will ich mich trotzdem auf die letzten vier Stunden meines Lebens fokussieren, sie verarbeiten, doch dazu bin ich im Augenblick mental nicht in der Lage.

Hinter dem Baseballfeld erstreckt sich ein Arbeiterviertel der South Side.

Die Straßen sind leer.

Block um Block sehe ich nur friedvoll wirkende, stille Familienhäuser.

Ich gehe eine Meile, vielleicht auch mehr. Dann stehe ich an der Kreuzung eines Geschäftsbezirks und beobachte die Ampeln, die über mir in einem beschleunigten, dem nächtlichen Verkehr angepassten Tempo die Farben wechseln.

Die Hauptstraße erstreckt sich über zwei Blocks. Es gibt kein Lebenszeichen, nur ein Drecksloch von einer Bar auf der anderen Straßenseite, deren Neonschilder in den Fenstern für massenproduzierte Biere werben. Stammgäste taumeln durch Rauchschwaden und unter viel Lärm aus der Tür, in der Ferne tauchen die Scheinwerfer eines Autos auf.

Ein Taxi. Das Dachschild leuchtet nicht.

Ich trete mitten auf die Kreuzung, stelle mich unter die Ampelanlage und winke mit ausgestreckten Armen. Das Taxi bremst ab und versucht mir auszuweichen, aber ich springe ebenfalls zur Seite, halte die Stoßstange auf Kollisionskurs und zwingen es so, stehen zu bleiben.

Der Fahrer lässt wütend sein Fenster herunter.

»Was zum Teufel machen Sie da?«

»Ich brauche ein Taxi.«

Der Fahrer ist ein Somalier, die rasiermesserscharfen Konturen seines Gesichts sind mit Bartinseln gesprenkelt, er starrt mich durch riesige, dicke Brillengläser an.

Er sagt: »Es ist zwei Uhr morgens. Ich bin fertig für heute.«

»Bitte.«

»Sehen Sie nicht das Taxischild? Es ist aus.« Er schlägt mit der Hand aufs Autodach.

»Ich muss unbedingt nach Hause.«

Das Fenster geht wieder zu.

Ich greife in die Tasche und ziehe den Plastikbeutel mit meiner persönlichen Habe heraus, reiße ihn auf und zeige ihm den Geldclip.

»Ich kann Ihnen mehr zahlen als ...«

»Runter von der Straße.«

»Ich zahle das Doppelte.«

Das Fenster stoppt zehn Zentimeter unter dem Rahmen.

»In bar.«

»In bar.«

Ich blättere die Scheine schnell durch. Wahrscheinlich sind es fünfundsiebzig Dollar bis in die North Side, und ich muss das verdoppeln.

»Na, dann steigen Sie schon ein!«, blafft er.

Einige der Gäste aus der Bar haben bemerkt, dass das Taxi direkt auf der Kreuzung gehalten hat, und da auch sie eine Mitfahrgelegenheit brauchen, rufen sie mir zu, ich solle auf sie warten.

Ich bin fertig mit Geldzählen – dreihundertzweiunddreißig Dollar und drei abgelaufene Kreditkarten.

Ich klettere auf den Rücksitz und sage dem Fahrer, dass ich nach Logan Square will.

»Das sind fünfundzwanzig Meilen!«

»Ich bezahle das Doppelte.«

Er schaut mich im Rückspiegel skeptisch an.

»Wo ist das Geld?«

Ich ziehe hundert Dollar aus dem Clip und reiche sie nach vorne. »Den Rest, wenn wir dort sind.«

Er schnappt sich die Scheine und beschleunigt das Taxi, fährt an den Betrunkenen vorbei.

Ich schaue mir den Geldclip genauer an. Hinter dem Bargeld und den Kreditkarten steckt ein Führerschein mit einem Foto, das mich zeigt, das ich aber noch nie gesehen habe. Ich betrachte die Mitgliedskarte eines Fitnessstudios, in dem ich noch nie war, und die Versicherungskarte von einer Krankenkasse, bei der ich noch nie versichert war.

Der Fahrer wirft mir im Rückspiegel verstohlene Blicke zu.

»Sie hatten eine üble Nacht«, sagt er.

»Sieht so aus, was?«

»Erst dachte ich, Sie sind betrunken, aber nein. Ihre Sachen sind zerrissen. Das Gesicht ist blutig.«

Ich an seiner Stelle hätte mich wahrscheinlich nicht mitgenommen. Ich muss aussehen wie ein Penner.

»Sie sind in Schwierigkeiten«, sagte er.

»Ja.«

»Was ist passiert?«

»Das weiß ich nicht so ganz genau.«

»Ich bringe Sie in ein Krankenhaus.«

»Nein. Ich will nach Hause.«

OceanofPDF.com

DREI

Während wir nach Norden Richtung Zentrum fahren, rückt die Skyline immer näher. Mit jeder Meile spüre ich, wie eine gewisse Normalität zurückkehrt, und wenn auch nur, weil ich bald zu Hause sein werde.

Daniela wird mir helfen zu verstehen, was eigentlich los ist.

Schließlich hält der Fahrer, und ich gebe ihm den Rest des versprochenen Geldes.

Ich eile die Stufen hoch und ziehe einen Schlüsselbund aus der Tasche, der nicht mir gehört. Während ich den Schlüssel suche, der ins Schloss passt, merke ich, dass das nicht meine Tür ist. Na ja, meine Tür ist es schon. Es ist meine Straße. Meine Hausnummer steht auf dem Briefkasten. Aber der Griff ist anders, das Holz ist zu elegant, und die Scharniere sind diese gusseisernen, gotisch aussehenden Dinger, die auch zu einer mittelalterlichen Taverne passen würden.

Ich drehe den Schlüssel im Schloss um.

Die Tür geht nach innen auf.

Irgendetwas stimmt nicht.

Stimmt ganz und gar nicht.

Ich trete über die Schwelle ins Esszimmer.

Es riecht nicht wie in meinem Haus. Es riecht nach gar nichts, vielleicht ein klein wenig nach Staub. Als hätte hier schon lange niemand mehr gelebt. Alle Lichter sind aus, nicht nur ein paar. Jedes einzelne.

Ich schließe die Tür und taste in der Dunkelheit herum, bis meine Hand den Lichtschalter findet. Ein Lüster aus Geweihen erhellt das Zimmer über einem minimalistischen Glastisch, der nicht der meine ist, und Stühlen, die nicht die meinen sind.

Ich rufe: »Hallo?«

Das Haus ist so still.

Abstoßend still.

In *meinem* Haus steht auf dem Kaminsims hinter dem Esstisch ein großes Foto von Daniela, Charlie und mir am Inspiration Point im Yellowstone-Nationalpark.

In diesem Haus befindet sich auf dem Kaminsims ein kontrastreiches Schwarzweißfoto desselben Canyons. Sehr viel kunstvoller gemacht, aber kein Mensch ist auf dieser Aufnahme zu sehen.

Ich gehe in die Küche, und beim Eintreten aktiviert ein Sensor das Licht.
Großartig.

Teuer.

Und leblos.

In *meinem* Haus hängt an unserem weißen Kühlschrank eine mit Magneten befestigte Kreation von Charlie aus der ersten Klasse, die wir zur Makkaroni-Kunst erklärt hatten. Jedes Mal, wenn ich sie betrachtete, musste ich lächeln. In dieser Küche ist die Edelstahlfront des Gaggenau-Kühlschranks absolut makellos.

»Daniela?«

Hier klingt sogar meine Stimme anders.

»Charlie!«

Da hier insgesamt wenig Zeug herumsteht, gibt es mehr Hall.

Während ich das Wohnzimmer durchquere, entdecke ich meinen alten Plattenspieler neben einer hypermodernen Musikanlage, und meine Jazzplatten stehen sorgfältig alphabetisch geordnet in extra angefertigten Einbauregalen.

Ich gehe die Treppe hoch in den ersten Stock.

Der Flur ist dunkel und der Lichtschalter nicht dort, wo er sein sollte, stattdessen wird ein Großteil der Beleuchtung über Bewegungssensoren gesteuert.

Das ist nicht mein Holzboden. Der hier ist schöner, die Dielen sind breiter und etwas rauer.

Zwischen dem Bad und dem Gästezimmer wurde das Triptychon meiner Familie in den Tälern Wisconsin Dells durch eine Zeichnung des Navy Pier ersetzt. Kohle auf dickem Papier. Die Signatur der Künstlerin in der rechten unteren Ecke fällt mir ins Auge – Daniela Vargas.

Ich betrete das erste Zimmer auf der linken Seite.

Das Zimmer meines Sohns.

Nur dass es das nicht ist. Von seinen surrealistischen Kunstwerken ist nichts zu sehen. Kein Bett, keine Manga-Poster, keine auf dem Boden verstreuten Klamotten.

Stattdessen steht ein Monitor auf einem großen Schreibtisch, der mit Büchern und Papieren übersät ist.

Schockiert gehe ich zum Ende des Flurs. Ich schiebe die Milchglastür in die Wand und betrete ein Schlafzimmer, das luxuriös und steril wirkt und mir wie alles andere in diesem Haus fremd ist.

Die Wände sind geschmückt mit weiteren Kohlezeichnungen, aber die Hauptattraktion ist eine gläserne Vitrine, eingerahmt von Akazienholz. Vom Sockel beleuchtet ein Strahler dramatisch eine Urkunde in einer gefütterten Ledermappe, die an einer üppigen, samtbezogenen Säule lehnt. An dieser Säule hängt auch an einer dünnen Kette eine goldene Münze mit einem Abbild von Julian Pavia.

Auf der Urkunde steht:

*Der Pavia-Preis wird
Jason Ashley Dessen verliehen
für herausragende Leistungen bei der Beförderung unseres Wissens über
und unseres Verständnisses für den Ursprung, die Entwicklung und die
Eigenschaften des Universums, indem er ein makroskopisches Objekt in
den Zustand der Quantensuperposition versetzte.*

Ich lasse mich am Ende des Betts nieder.

Mir geht es nicht gut.

Mir geht es ganz und gar nicht gut.

Mein Haus sollte meine Zuflucht sein, ein Ort der Sicherheit und der Behaglichkeit, wo ich im Kreis meiner Familie lebe. Aber das ist nicht mehr mein Haus.

Mir dreht sich der Magen.

Ich stürze ins angrenzende Badezimmer, klappe den Toilettensitz hoch und entleere meine Eingeweide.

Ich komme schier um vor Durst.

Ich drehe den Hahn auf und halte den Mund in den Strom.

Spritze mir Wasser ins Gesicht.

Dann kehre ich ins Schlafzimmer zurück.

Ich habe keine Ahnung, wo mein Handy ist, aber auf dem Nachttisch steht ein Festnetzapparat.

Danielas Handynummer habe ich nie Zahl für Zahl gewählt, sie war bei mir gespeichert, deshalb brauche ich eine Weile, bis sie mir wieder einfällt. Dann tippe ich die Ziffernfolge.

Es klingelt viermal.

Eine Männerstimme antwortet, sie klingt tief und verschlafen.

»Hallo?«

»Wo ist Daniela?«

»Ich glaube, Sie haben sich verwählt.«

Ich wiederhole Danielas Nummer, und er sagt: »Ja, das ist die Nummer, die Sie angerufen haben, aber es ist meine Nummer.«

»Wie ist das möglich?«

Er legt auf.

Ich wähle die Nummer erneut, und diesmal antwortet er nach dem ersten Klingeln: »Es ist drei Uhr früh. Rufen Sie mich nicht noch einmal an, Sie Arschloch.«

Mein dritter Versuch hat zur Folge, dass die Voicemail anspringt. Ich hinterlasse keine Nachricht.

Ich erhebe mich vom Bett, gehe wieder ins Bad und betrachte mich im Spiegel über dem Waschbecken.

Mein Gesicht ist zerschunden, zerkratzt, blutig und schlammverkrustet.
Ich bräuchte eine Rasur, meine Augen sind blutunterlaufen, aber ich bin ich.
Erschöpfung überfällt mich mit voller Wucht.

Meine Knie geben nach, aber ich kann mich noch am Waschtisch
abstützen.

Und dann unten im Erdgeschoss – ein Geräusch.

Eine leise sich schließende Tür?

Ich richte mich auf. Wieder hellwach.

Ich schleiche mich leise durchs Schlafzimmer zur Tür und horche.

Ich höre flüsternde Stimmen.

Das Rauschen eines Funkgeräts.

Hohles Knarzen, als ein Fuß auf eine Holztreppe tritt.

Die Stimmen werden deutlicher, hallen zwischen den Wänden und dem
Treppenhaus hin und her, dringen herauf.

Jetzt sehe ich ihre Schatten an den Wänden, die ihnen vorausseilen wie
Geister. Sie kommen die Treppe hoch.

Als ich vorsichtig einen Schritt in den Flur mache, dringt eine
Männerstimme an mein Ohr – ruhig, besonnen. Es ist Leighton. »Jason?«

Fünf Schritte, und ich bin im Bad.

»Wir sind nicht hier, um dir was zu tun.«

Sie sind jetzt im Flur.

Ihre Schritte klingen langsam, methodisch.

»Ich weiß, dass du verwirrt und desorientiert bist. Es wäre mir lieber
gewesen, du hättest im Institut was gesagt. Ich hatte keine Ahnung, wie
schlimm es für dich war. Tut mir leid, dass ich das übersehen habe.«

Behutsam schließe ich die Tür hinter mir und verriegle sie.

»Wir wollen dich nur zurückholen, damit du dir oder anderen nichts
antust.«

Das Bad ist doppelt so groß wie mein altes, mit granitverkleideter Dusche
und einem Waschtisch mit Marmorplatte, in den zwei Waschbecken
eingebaut sind.

Gegenüber der Toilette entdecke ich das, wonach ich suche: das große Einbauregal mit einer Klappe für die schmutzige Wäsche. Dahinter wird eine Rutsche in den Keller führen.

»Jason.«

Ich höre das starke Rauschen des Funkgeräts durch die Badezimmertür.

»Jason, bitte. Sprich mit mir.« Aus unerklärlichem Grund klingt Leightons Stimme plötzlich frustriert. »Wir haben alle unser eigenes Leben aufgegeben, um das hier Wirklichkeit werden zu lassen. Komm jetzt endlich raus. Das ist doch verrückt.«

An einem verregneten Sonntagnachmittag, Charlie war neun oder zehn, spielten wir Höhlenforscher. Wieder und wieder hob ich ihn in diese Wäscherutsche, als wäre sie der Eingang zu einer Höhle. Er trug sogar einen kleinen Rucksack und eine selbst gebastelte Stirnlampe – eine Taschenlampe, die ich ihm auf den Kopf gebunden hatte.

Ich öffne die Klappe, klettere über sie aufs Regal.

Leighton sagt: »Untersucht das Schlafzimmer.«

Eilige Schritte.

Die Wäscherutsche wirkt verdammt eng. Vielleicht zu eng.

Die Badezimmertür beginnt sich zu bewegen, der Türknauf wackelt. Eine Frauenstimme sagt: »Hey, die Tür ist verschlossen.«

Ich spähe hinunter zur Rutsche.

Völlige Dunkelheit.

Die Badezimmertür ist so dick, dass der erste Versuch, sie zu durchbrechen, nur zu einem splitterigen Riss führt.

Es kann sein, dass ich gar nicht in dieses Ding reinpasse, aber als sie sich das zweite Mal gegen die Tür werfen und sie aufspringt und auf die Bodenfliesen knallt, wird mir klar, dass ich keine Wahl habe.

Sie stürmen ins Bad, und im Spiegel sehe ich noch flüchtig Leighton Vance und einen dieser Sicherheitsberater aus dem Institut, der anscheinend einen Taser in der Hand hat.

Leightons und mein Blick kreuzen sich kurz im Spiegel, dann wirbelt der Mann mit der Elektroschockpistole herum und hebt die Waffe.

Ich drücke mir die Arme an die Brust und lasse mich auf die Rutsche fallen.

Während das Geschrei im Bad über mir verklingt, lande ich krachend in einem leeren Wäschekorb. Das Plastik birst, und ich stürze zwischen Waschmaschine und Trockner zu Boden.

Schon höre ich ihre Schritte, sie poltern die Treppe herunter.

Vom Sturz schießt mir ein stechender Schmerz ins rechte Bein. Ich richte mich auf und stürze zur Verandatür.

Die Messinggriffe sind verschlossen.

Schritte kommen näher, die Stimmen werden lauter, über die Funkgeräte werden Befehle gerufen.

Ich entsichere den Türriegel, reiße die Türflügel auf und hetze über eine Rotholzterrasse, die mit einem Grill prahlt, der besser ist als meiner, und einem Whirlpool, den ich nie besessen habe.

Dann die Stufen zum Hinterhof, vorbei an einem winterdürren Rosengarten.

Ich versuche die Garagentür zu öffnen, doch sie ist verschlossen.

Durch die viele Bewegung im Haus sind alle Lichter an. Vier oder fünf Leute laufen im Erdgeschoss herum, suchen mich, schreien einander an.

Ein zweieinhalb Meter hoher Zaun umschließt den Hinterhof. Als ich den Verschluss an der Tür hochziehe, rennt jemand auf die Terrasse und ruft meinen Namen.

Die kleine Straße ist menschenleer, und ich überlege nicht lange, in welche Richtung ich laufen soll.

Ich renne einfach los.

An der nächsten Straße drehe ich mich um und sehe zwei Gestalten hinter mir hersprinten.

In der Ferne springt ein Motor an, gefolgt von Reifenquietschen.

Ich biege links ab, hetze bis zur nächsten Straße.

Fast alle Hinterhöfe sind durch hohe Zäune geschützt, aber einer hat nur eine hüfthohe, schmiedeeiserne Konstruktion.

Ein SUV stößt rückwärts in die Gasse und beschleunigt, als der Fahrer mich entdeckt.

Ich laufe auf den niedrigen Zaun zu.

Da mir die Kraft fehlt, mich über ihn zu schwingen, klettere ich mühsam über die spitzen Metalldornen und lasse mich erschöpft in den Hinterhof fallen. Mit letzter Kraft krieche ich durchs Gras zu einem winzigen Schuppen neben der Garage. An der Tür hängt kein Schloss.

Sie knarzt, als ich sie öffne. Als jemand über den Hinterhof hastet, schlüpfte ich in den Schuppen.

Ich ziehe die Tür zu, damit niemand mich keuchen hört.

Ich kann nicht durchatmen.

Im Schuppen ist es pechschwarz, und es riecht nach Benzin und getrocknetem Gras.

Meine Brust hebt und senkt sich.

Schweiß tropft mir vom Kinn.

Ich wische mir eine Spinnweben aus dem Gesicht.

In der Dunkelheit taste ich die Sperrholzwände ab, meine Finger gleiten über diverse Werkzeuge. Heckenschere, Säge, Rechen, eine Axt.

Ich nehme die Axt von der Wand, umfasse den Holzgriff und fahre mit den Fingern über die Klinge. Ich sehe rein gar nichts, aber es fühlt sich an, als wäre sie seit Jahren nicht geschärft worden – tiefe Kerben im Blatt, das so gut wie keine Schneide mehr hat.

Schweiß brennt in meinen Augen, ich blinzele ihn weg. Dann öffne ich vorsichtig die Tür.

Kein Geräusch dringt an meine Ohren.

Ich drücke die Tür etwas weiter auf, bis ich den Hinterhof überblicken kann.

Er ist leer.

In diesem Moment der Stille und Ruhe kommt mir Ockhams Rasiermesser in den Sinn, ein Prinzip aus der Scholastik: Wenn alle Dinge gleich sind, ist die einfachste Lösung meistens die richtige. Entspricht die Hypothese, dass ich von einer geheimen Gruppe zum Zweck der Gedankenkontrolle oder was auch immer betäubt und entführt wurde, dieser Theorie von Wilhelm von Ockham? Kaum. Meine Entführer hätten mich danach entweder einer Gehirnwäsche unterziehen müssen, um mir einzureden, dass mein Haus nicht mein Haus ist, oder sie hätten binnen weniger Stunden meine Familie beseitigen und mein Haus so umgestalten müssen, dass ich nichts wiedererkenne.

Ist es nicht viel plausibler, dass ein Tumor in meinem Gehirn meine Welt völlig umgekrempelt hat? Dass er seit Monaten oder Jahren ohne sich bemerkbar zu machen in meinem Schädel gewachsen ist und sich erst jetzt verheerend auf mein Denken auswirkt und meine Wahrnehmung verzerrt?

Der Gedanke trifft mich mit der Wucht eines Todesurteils.

Was sonst hätte sich mit so lähmender Geschwindigkeit meiner bemächtigen können?

Was sonst hätte mir binnen weniger Stunden jeden Bezug zu meiner Identität und der Wirklichkeit insgesamt rauben und alles in Frage stellen können, was ich zu wissen glaubte?

Ich warte.

Und warte.

Schließlich trete ich wieder hinaus auf den Rasen.

Keine Stimmen mehr.

Keine Schritte mehr.

Keine Schatten.

Keine Automotoren.

Die Nacht fühlt sich wieder solide und real an.

Ich weiß bereits, wohin ich als Nächstes gehen werde.

Das Chicago Mercy ist zehn Blocks von meinem Haus entfernt, und um 4:05 Uhr in der Frühe humple ich ins kalte Licht der Notaufnahme.

Ich hasse Krankenhäuser.

Ich habe meine Mutter in einem sterben sehen.

Charlie verbrachte die erste Woche seines Lebens auf einer Neugeborenen-Intensivstation.

Das Wartezimmer ist so gut wie leer. Außer mir sind da nur noch ein Bauarbeiter mit einem Arm in einem blutigen Verband und eine verzweifelt wirkende dreiköpfige Familie, der Vater hält ein rotgesichtiges, weinendes Baby.

Die Frau am Empfang schaut bei meiner Ankunft von ihren Papieren hoch und wirkt trotz der frühen Stunde erstaunlich frisch.

Sie fragt durch das Plexiglas: »Wie kann ich Ihnen helfen?«

Ich habe mir vorher nicht überlegt, was ich sagen, geschweige denn, wie ich beschreiben soll, was ich brauche.

Als ich nicht sofort antworte, fragt sie: »Hatten Sie einen Unfall?«

»Nein.«

»Sie haben Schnitte im Gesicht.«

»Mir geht es nicht gut«, sage ich.

»Wie meinen Sie das?«

»Ich glaube, ich muss mit jemandem reden.«

»Sind Sie obdachlos?«

»Nein.«

»Wo ist Ihre Familie?«

»Ich weiß es nicht.«

Sie schaut mich von oben bis unten an – eine schnelle, professionelle Einschätzung.

»Ihr Name, Sir?«

»Jason.«

»Einen Augenblick.«

Sie steht auf und verschwindet um die Ecke.

Dreißig Sekunden später ertönt ein Summen, die Tür neben ihrer Kabine wird entriegelt und öffnet sich.

Die Schwester lächelt. »Kommen Sie mit.«

Sie führt mich in ein Patientenzimmer.

»Gleich wird jemand bei Ihnen sein.«

Während die Tür sich hinter ihr schließt, setze ich mich auf den Untersuchungstisch und schließe die Augen, um dem grellen Licht zu entkommen. In meinem ganzen Leben bin ich noch nie so müde gewesen.

Das Kinn sinkt mir auf die Brust.

Ich richte mich wieder auf.

Fast schlafe ich im Sitzen ein.

Die Tür geht auf.

Ein stämmiger junger Arzt tritt mit einem Klemmbrett in der Hand in den Raum. Ihm folgt eine Schwester, eine Wasserstoffblondine in blauer Kluft, die ihre Vier-Uhr-Erschöpfung wie einen Mühlstein um den Hals trägt.

»Sie sind Jason?«, fragt der Arzt, ohne mir die Hand zu geben oder seine nächtliche Gleichgültigkeit zu verbergen.

Ich nicke.

»Familiennamen?«

Ich zögere, ihm meinen kompletten Namen zu nennen, aber dann denke ich erneut: Das könnte auch der Hirntumor sein oder was immer in meinem Kopf schiefgelaufen ist.

»Dessen.«

Ich buchstabiere den Namen, während er ihn auf das Aufnahmeformular schreibt.

»Ich bin Dr. Randolph, der diensthabende Arzt. Weshalb sind Sie heute Nacht in die Notaufnahme gekommen?«

»Ich glaube, in meinem Kopf stimmt irgendwas nicht. Vielleicht habe ich einen Tumor oder sonst was in der Art.«

»Wieso denken Sie das?«

»Die Dinge sind nicht so, wie sie sein sollten.«

»Okay. Können Sie das genauer erklären?«

»Ich ... ja, das dürfte jetzt ziemlich verrückt klingen. Sie sollten wissen, dass mir das bewusst ist.«

Er schaut vom Klemmbrett hoch.

»Mein Haus ist nicht mein Haus.«

»Ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Es ist genau so, wie ich gesagt habe. Mein Haus ist nicht mein Haus. Meine Familie ist nicht da. Alles ist viel ... schöner. Es wurde renoviert und ...«

»Aber es ist noch Ihre Adresse?«

»Ja.«

»Sie meinen, das Innere ist anders, aber von außen ist es dasselbe?« Er sagt es so, als würde er mit einem Kind sprechen.

»Ja.«

»Jason, woher haben Sie diese Schnitte im Gesicht? Den Dreck auf Ihrer Kleidung?«

»Ich wurde verfolgt.«

Das hätte ich ihm nicht sagen dürfen, aber ich bin zu müde, um die Informationen zu filtern. Ich muss ihm absolut wirr vorkommen.

»Sie wurden verfolgt.«

»Ja.«

»Von wem?«

»Ich weiß es nicht.«

Wissen Sie, *warum* Sie verfolgt wurden?«

»Weil ... nun, das ist kompliziert.«

Sein prüfender, abschätzender Blick ist viel subtiler und geübter als der der Schwester am Empfang. Mir fällt er beinahe nicht auf.

»Haben Sie heute Abend Alkohol oder Drogen konsumiert?«, fragt er.

»Erst ein bisschen Wein, dann Whisky, aber das ist Stunden her.«

»Noch einmal, es tut mir leid – meine Schicht dauert schon einige Zeit. Was bringt Sie dazu zu denken, dass mit Ihrem Verstand etwas nicht stimmt?«

»Weil die letzten acht Stunden meines Lebens absolut keinen Sinn ergeben. Alles fühlt sich real an, aber das kann es unmöglich sein.«

»Haben Sie vor Kurzem eine Kopfverletzung erlitten?«

»Nein. Na ja. Ich meine, jemand hat mir auf den Hinterkopf geschlagen. Es schmerzt noch, wenn ich die Stelle anfasse.«

»Wer hat Sie geschlagen?«

»Ich bin mir nicht sicher, wer das war. Im Augenblick bin ich mir eigentlich gar keiner Sache mehr sicher.«

»Okay. Nehmen Sie Drogen? Aktuell oder in der Vergangenheit?«

»Ein paarmal im Jahr rauche ich Marihuana. Aber in letzter Zeit gar nicht mehr.«

Der Arzt wendet sich der Schwester zu. »Barbara wird Ihnen Blut abnehmen.«

Er legt das Klemmbrett weg und zieht eine kleine Stablampe aus der Brusttasche seines Laborkittels.

»Was dagegen, wenn ich Sie untersuche?«

»Nein.«

Dr. Randolph nähert sich mir, bis unsere Gesichter nur noch Zentimeter voneinander entfernt sind. Er ist mir so nahe, dass ich den schalen Kaffee in seinem Atem riechen und den frischen kleinen Schnitt vom Rasieren an seinem Kinn sehen kann. Er leuchtet mir direkt ins rechte Auge. Für einen kurzen Moment gibt es nur einen gleißenden Punkt im Zentrum meines Sichtfelds, der kurzfristig den Rest der Welt wegbrennt.

»Jason, denken Sie manchmal daran, sich selbst zu verletzen?«

»Ich bin nicht selbstmordgefährdet.«

Das Licht trifft mein linkes Auge.

»Wurden Sie schon einmal in die Psychiatrie eingewiesen?«

»Nein.«

Sanft nimmt er mein Handgelenk in seine weiche, kühle Hand und misst den Puls.

»Womit verdienen Sie Ihren Lebensunterhalt?«

»Ich unterrichte am Lakemont College.«

»Verheiratet?«

»Ja.« Instinktiv taste ich nach meinem Ehering.

Er ist verschwunden.

Mein Gott.

Die Schwester krempelt mir den linken Hemdsärmel hoch.

»Wie heißt Ihre Frau?«

»Daniela.«

»Verstehen Sie beide sich gut?«

»Ja.«

»Glauben Sie nicht, dass sie sich fragt, wo Sie sind? Ich meine, wir sollten sie anrufen.«

»Das habe ich versucht.«

»Wann?«

»Vor einer Stunde, in meinem Haus. Jemand anders meldete sich. Es war eine falsche Nummer.«

»Vielleicht haben Sie sich verwählt.«

»Ich kenne doch die Telefonnummer meiner Frau.«

Die Schwester fragt: »Haben Sie Probleme mit Nadeln, Mr Dessen?«

»Nein.«

Während sie meine Armbeuge sterilisiert, sagt sie: »Dr. Randolph, sehen Sie.« Sie zeigt auf den Einstich, der entstand, als Leighton mir vor Stunden Blut abnahm.

»Wann ist das passiert?«

»Ich weiß es nicht.« Wahrscheinlich ist es besser, das Institut nicht zu erwähnen, aus dem ich eben entkommen bin.

»Sie können sich nicht erinnern, dass jemand Ihnen eine Nadel in den Arm gestochen hat?«

»Nein.«

Randolph nickt der Schwester zu, und sie warnt mich: »Jetzt piekst es ein bisschen.«

Er fragt: »Haben Sie Ihr Handy bei sich?«

»Ich weiß nicht, wo es ist.«

Er greift wieder zum Klemmbrett. »Sagen Sie mir noch einmal den Namen Ihrer Frau. Und die Telefonnummer. Wir werden versuchen, sie für Sie zu erreichen.«

Ich buchstabiere ihm Danielas Namen und rasselte ihre Handynummer und unsere Festnetznummer zu Hause herunter, während mein Blut in ein Plastikröhrchen strömt.

»Werden Sie meinen Kopf scannen?«, frage ich. »Um zu sehen, was los ist.«

»Unbedingt.«

Man gibt mir ein Zimmer im achten Stock.

Ich wasche mir im Bad das Gesicht, ziehe die Schuhe aus und steige ins Bett.

Der Schlaf zerrt an mir, aber mein Wissenschaftlerhirn gibt keine Ruhe.

Ich kann nicht aufhören nachzudenken.

Ich stelle Hypothesen auf und verwerfe sie wieder.

Bin bemüht, Logik in alles hineinzubringen, was geschehen ist.

In diesem Augenblick habe ich keine Möglichkeit herauszufinden, was real ist und was nicht. Ich kann mir nicht einmal sicher sein, ob ich je verheiratet war.

Nein. Moment.

Ich hebe die linke Hand und betrachte meinen Ringfinger.

Der Ehering ist verschwunden, aber der Beweis seiner Existenz ist die schwache Vertiefung an meiner Fingerwurzel. Er war mal dort. Er hat einen Abdruck hinterlassen. Das heißt, dass jemand ihn abgenommen hat.

Als ich die Vertiefung berühre, werden mir sowohl das Entsetzliche wie das Tröstende dessen bewusst, was sie bedeutet – sie ist die letzte Spur *meiner* Realität.

Ich frage mich ...

Was wird passieren, wenn dieser materielle Hinweis meiner Ehe verschwunden ist?

Wenn es keinen Anker mehr gibt?

Während sich der Himmel über Chicago langsam der Morgendämmerung nähert – ein hoffnungsloses, wolkenverhangenes Purpur –, verliere ich mich an den Schlaf.

OceanofPDF.com

VIER

Danielas Hände stecken tief in dem warmen, schaumigen Wasser, als sie die Haustür zufallen hört. Sie hört kurz auf damit, die Kasserolle zu schrubben, die sie seit einer halben Minute bearbeitet, hebt den Kopf und schaut über die Schulter, während sich Schritte nähern.

Jason taucht in dem Durchgang zwischen Küche und Esszimmer auf und grinst – um ihre Mutter zu zitieren – wie ein Trottel.

Daniela wendet sich wieder dem Abwasch zu und sagt: »Im Kühlschrank steht ein Teller für dich.«

Im Fenster über der Spüle, das leicht beschlagen ist, beobachtet sie, wie ihr Ehemann den Leinenbeutel auf die Kücheninsel stellt und auf sie zukommt.

Er legt ihr die Arme um die Taille.

Sie sagt, halb ernst, halb scherzhaft: »Wenn du glaubst, dass du dich mit ein paar Bechern Eiscreme freikaufen kannst, bin ich mir nicht sicher, ob ich das annehmen werde.«

Er drückt sich an sie und flüstert ihr ins Ohr, der Atem whiskygeschwängert: »Das Leben ist kurz. Sei nicht sauer. Das ist doch nur Zeitverschwendung.«

»Wie konnten aus fünfundvierzig Minuten fast drei Stunden werden?«

»Na ja, so wie aus einem Drink schnell mal zwei werden, dann drei und so weiter. Ich fühle mich schrecklich.«

Seine Lippen liegen zart auf ihrem Nacken, Schauer laufen ihr über den Rücken.

Sie sagt: »So leicht kommst du mir nicht davon.«

Jetzt küsst er sie am Hals. Es ist schon eine Weile her, dass er sie so berührt hat.

Seine Hände gleiten ins Wasser.

Er schiebt seine Finger zwischen ihre.

»Du hast bestimmt Hunger«, sagt sie. »Ich wärme dir dein Essen auf.«

Sie will an ihm vorbei zum Kühlschrank gehen, aber er versperrt ihr den Weg.

Sie steht direkt vor ihm, schaut ihm in die Augen, und vielleicht weil sie beide getrunken haben, liegt zwischen ihnen eine Spannung in der Luft, als wäre jedes Molekül bis aufs Äußerste geladen.

Er sagt: »Gott, hab ich dich vermisst.«

»Wie viel genau hast du getrunken, um ...«

Plötzlich küsst er sie voller Leidenschaft, presst sie an die Küchenschränke. Die Kante der Arbeitsfläche drückt ihr ins Kreuz, als er über ihre Hüften streicht, ihr das T-Shirt aus der Jeans zieht, ihre nackte Haut berührt.

Sie stößt ihn zurück.

»Mein Gott, Jason.«

Sie schaut ihn im schwachen Licht der Küche an und versucht diese merkwürdige Energie zu verstehen, mit der er zurückgekehrt ist.

»Irgendwas ist mit dir geschehen, während du weg warst.«

»Nichts ist geschehen, außer dass ich die Zeit vergessen habe.«

»Dann hast du auf Ryans Party kein junges Ding angebaggert und dich dabei gefühlt, als wärst du wieder fünfundzwanzig? Dennoch stehst du mit einem Ständer hier und tust so ...«

Er lacht. Ein schönes Lachen.

»Was?«, fragt sie.

»Meinst du wirklich, dass es so ist?« Er macht einen Schritt auf sie zu.

»Als ich aus der Bar kam, war ich in Gedanken vertieft. Ich habe nicht aufgepasst und bin einfach auf die Straße gelaufen. Ein Taxi hätte mich beinahe umgefahren. Das hat mir einen Mordsschrecken eingejagt. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, aber seit diesem Augenblick – im Laden, auf dem Heimweg, jetzt in unserer Küche – fühle ich mich so lebendig. Als

würde ich mein Leben auf einmal mit großer Klarheit sehen. All die Dinge, für die ich dankbar sein muss. Du. Charlie.«

Sie spürt, wie ihre Wut auf ihn langsam weniger wird.

Er sagt: »Es ist mir vorgekommen, als würden wir uns immer nur auf den eingefahrenen Bahnen bewegen, sodass wir unsere Lieben nicht mehr als die wahrnehmen, die sie wirklich sind. Aber heute Abend, genau in diesem Moment, sehe ich dich wieder wie damals, als wir uns kennenlernten, als der Klang deiner Stimme und dein Geruch völliges Neuland für mich waren. Aber jetzt fange ich an zu schwafeln.«

Daniela nimmt sein Gesicht in beide Hände und küsst ihn.

Dann fasst sie nach seiner Hand und führt ihn nach oben.

Der Flur ist dunkel. Sie kann sich nicht an das letzte Mal erinnern, als ihr Ehemann etwas tat, das ihr solches Herzklopfen verursachte.

Vor Charlies Zimmer bleibt sie kurz stehen, drückt das Ohr an die geschlossene Tür und lauscht der gedämpften Musik, die aus seinen Kopfhörern dringt.

»Alles okay.«

So leise wie sie können, schleichen sie den knarzenden Gang entlang.

Im Schlafzimmer verschließt Daniela die Tür, zieht die oberste Schublade der Kommode auf und sucht nach einer Kerze, doch Jason hat dafür keine Zeit.

Er zieht sie zum Bett und wirft sie auf die Matratze. Dann ist er über ihr, küsst sie, schiebt seine Hände unter ihre Kleidung, erkundet ihren Körper.

Sie spürt Nässe auf ihren Wangen, ihren Lippen.

Tränen.

Seine.

Mit seinem Gesicht zwischen ihren Händen fragt sie: »Warum weinst du?«

»Es hat sich angefühlt, als hätte ich dich verloren.«

»Du hast mich, Jason«, sagt sie. »Ich bin bei dir, Liebes. Du hast mich.«

Als er sie in der Dunkelheit des Schlafzimmers auszieht, sehnt sie sich nach ihm wie nach keinem Menschen zuvor. Die Wut ist völlig verschwunden. Die weinselige Schläfrigkeit wie weggeblasen. Er hat sie an das erste Mal erinnert, als sie sich liebten – in ihrem Loft in Bucktown. Die Lichter der Stadt fielen durch die riesigen Fenster, die sie einen Spalt geöffnet hatte, damit die frische Oktoberluft hereinwehen konnte, die nächtlichen Geräusche von Menschen, die aus Bars nach Hause torkelten, von weiter entfernten Sirenen. In der riesigen Stadt wurde es nie ruhig, aber in der Nacht kehrte eine gewisse Trägheit ein, eine müßige Grundstimmung.

Als sie kommt, will sie keine Schreie ausstoßen, doch sie kann es nicht zurückhalten und Jason auch nicht.

Nicht heute Abend.

Weil irgendetwas anders, irgendetwas besser ist.

Sie waren nicht unglücklich in den letzten Jahren, ganz im Gegenteil. Aber es ist sehr, sehr lange her, dass sie diese fast trunkene Liebe spürten, die die Welt auf spektakuläre Weise aus den Angeln hebt.

OceanofPDF.com

FÜNF

»Mr Dessen?«

Ich fahre hoch.

»Hi. Tut mir leid, ich wollte Sie nicht erschrecken.«

Eine Ärztin schaut mich an, eine kleine, grünäugige Rothaarige in einem weißen Arztkittel mit einem Becher Kaffee in der einen Hand und einem Tablet in der anderen.

Ich setze mich auf.

Draußen ist es Tag, und die ersten fünf Sekunden habe ich nicht die geringste Ahnung, wo ich bin.

Durch das Fenster neben meinem Bett erkenne ich tiefhängende Wolken über der Stadt. Alle Wolkenkratzer über dreihundert Meter wirken wie abgeschnitten. Ich sehe den See und die zwei Meilen Chicago, die zwischen dem Ufer und diesem Krankenhaus liegen. Alles wirkt gedämpft in diesem trüben, mittelwestlichen Grau.

»Mr Dessen, wissen Sie, wo Sie sind?«

»Im Mercy Hospital.«

»Das stimmt. Sie tauchten gestern sehr desorientiert in der Notaufnahme auf. Einer meiner Kollegen, Dr. Randolph, hat Sie aufgenommen, und als er heute Morgen seinen Dienst beendete, übergab er mir Ihr Krankenblatt. Ich bin Julianne Springer.«

Ich schaue hinunter auf die Infusionsnadel an meinem Handrücken und verfolge den Schlauch bis zu dem Beutel, der über mir an einem Metallständer hängt.

»Was kriege ich da?«

»Altmodisches H₂O. Sie waren sehr dehydriert. Wie geht es Ihnen jetzt?«
Eine schnelle Selbstdiagnose.

Mir ist leicht übel.

Das Herz hämmert.

In meinem Mund ein Gefühl wie Watte.

Ich deute durchs Fenster. »Wie das da«, sage ich. »Trübe.«

Neben dem körperlichen Unbehagen habe ich auch ein merkwürdiges Gefühl der Leere, als würde es direkt in meine Seele regnen.

Als wäre ich innerlich hohl.

»Ich habe Ihre MRT-Ergebnisse«, sagt sie und schaltet ihr Tablet ein. »Ihre Computertomografie ist völlig normal. Eine oberflächliche Quetschung ist zu erkennen, aber das ist nichts Ernstes. Wir haben Spuren von Alkohol gefunden, entsprechend dem, was Sie Dr. Randolph berichtet haben, aber auch etwas anderes.«

»Was?«

»Ketamin.«

»Das kenne ich nicht.«

»Es ist ein chirurgisches Anästhetikum. Eine der Nebenwirkungen ist eine kurzfristige Amnesie. Das könnte Ihre Desorientiertheit zum Teil erklären. Die toxikologische Untersuchung hat aber auch etwas ergeben, das ich noch nie gesehen habe. Eine psychoaktive Substanz. Sehr eigenartiger Cocktail.« Sie trinkt einen Schluck Kaffee. »Ich muss Sie das fragen – haben Sie diese Drogen selbst eingenommen?«

»Selbstverständlich nicht.«

»Gestern Nacht haben Sie Dr. Randolph den Namen Ihrer Frau und zwei Telefonnummern genannt.«

»Ihre Handynummer und unser Festnetz.«

»Ich versuche schon den ganzen Morgen, Ihre Frau ausfindig zu machen, aber ihre Mobilnummer gehört einem Mann namens Ralph, und bei Ihrem Festnetz springt sofort der Anrufbeantworter an.«

»Können Sie mir die Nummer meiner Frau, die ich Dr. Randolph gegeben habe, noch einmal sagen?«

Springer liest die Zahlen ab.

»Die Nummer stimmt«, sage ich.

»Sind Sie sicher?«

»Hundertprozentig.« Als sie erneut auf ihr Tablet schaut, frage ich:
»Können diese Drogen, die Sie bei mir gefunden haben, langfristige Veränderungen bewirken?«

»Sie meinen Wahnvorstellungen? Halluzinationen?«

»Genau.«

»Um ehrlich zu sein, dieser Wirkstoff ist eigentlich nicht näher erforscht, und das wiederum heißt, ich kann nicht mit Sicherheit sagen, wie sich die Substanz auf Ihr Nervensystem auswirkt.«

»Ich könnte also weiterhin unter ihrem Einfluss stehen?«

»Noch einmal, mir ist der Wirkstoff nicht bekannt, und ich weiß nicht, wie lange Ihr Körper braucht, um ihn auszuschcheiden. Aber im Augenblick machen Sie auf mich nicht den Eindruck, unter dem Einfluss von irgendwas zu stehen.«

Erinnerungen an letzte Nacht kehren zurück.

Ich sehe mich nackt und mit einer Waffe im Rücken ein verlassenes Gebäude betreten.

Die Injektion in meinen Hals.

In mein Bein.

Fetzen einer merkwürdigen Unterhaltung mit einem Mann, der sein Gesicht hinter einer Geisha-Maske verbirgt.

Eine Halle mit alten Generatoren und erfüllt vom Licht des Mondes.

Die Gedanken an letzte Nacht sind so emotional, dass sie nur real sein können, zugleich sind sie aber auch unglaublich fantastisch, als gehören sie zu einem Traum, wenn nicht gar zu einem Albtraum.

Was wurde mir in diesem alten Gebäude angetan?

Dr. Springer zieht einen Stuhl heran und setzt sich zu mir ans Bett. Aus der Nähe sehe ich, dass Sommersprossen ihr Gesicht bedecken, als hätte jemand hellen Sand darauf verteilt.

»Reden wir darüber, was Sie Dr. Randolph gesagt haben. Er hat geschrieben ...« Sie seufzt. »Sie müssen entschuldigen, aber seine Handschrift ist grässlich. ›Patient berichtet: Es war mein Haus, aber es war nicht mein Haus.« Sie haben außerdem gesagt, die Schnitte und Prellungen in Ihrem Gesicht kommen daher, dass Sie verfolgt wurden. Aber auf die Frage, warum Sie verfolgt wurden, konnten Sie keine Antwort geben.« Sie schaut vom Bildschirm hoch. »Sie sind Professor?«

»Korrekt.«

»Am ...«

»Lakemont College.«

»Das ist es ja gerade, Jason. Als Sie schliefen, und nachdem wir keine Spur von Ihrer Frau finden konnten ...«

»Was soll das heißen, Sie konnten keine Spur von ihr finden?«

»Ihr Name ist Daniela Dessen, richtig?«

»Ja.«

»Neununddreißig Jahre alt?«

»Ja.«

»Wir konnten in ganz Chicago niemanden dieses Namens und Alters finden.«

Das haut mich um. Ich schaue an Dr. Springer vorbei zum Fenster hinaus. Es ist so grau, dass sich sogar die Tageszeit verhüllt hat. Morgen, Mittag oder Abend ... unmöglich zu sagen. Feine Regentropfen kleben an der Außenseite der Glasscheibe.

In diesem Moment weiß ich nicht einmal, wovor ich Angst haben soll – vor dieser Realität, die tatsächlich die richtige sein könnte, oder vor der Möglichkeit, dass in meinem Kopf alles aus den Fugen gerät. Mir gefiel es viel besser, als ich noch dachte, ein Hirntumor würde das alles verursachen. Das war wenigstens eine Erklärung.

»Jason, wir haben uns die Freiheit genommen, auch Ihren Hintergrund zu recherchieren. Ihren Namen. Ihren Beruf. Alles, was wir finden konnten.

Ich will jetzt, dass Sie mir sehr überlegt antworten. Glauben Sie wirklich, dass Sie Physikprofessor am Lakemont College sind?«

»Ich *glaube* es nicht nur. Ich bin es.«

»Wir haben uns die Websites der naturwissenschaftlichen Fakultäten jeder Universität und jedes College in Chicago angeschaut. Auch Lakemont. Auf keiner wurden Sie als Professor geführt.«

»Das ist unmöglich. Ich unterrichte dort seit ...«

»Lassen Sie mich ausreden, denn einige Informationen über Sie haben wir gefunden.« Sie tippt etwas in ihr Tablet ein. »Jason Ashley Dessen, geboren 1973 in Denison, Iowa, als Sohn von Randall und Ellie Dessen. Hier steht, dass Ihre Mutter starb, als Sie acht Jahre alt waren. Wie? Wenn Sie mir diese Frage erlauben?«

»Sie hatte ein chronisches Herzleiden, fing sich eine üble Erkältung ein, aus der dann eine Lungenentzündung wurde.«

»Das tut mir sehr leid.« Sie liest weiter. »Bachelor an der University of Chicago 1997, Promotion an derselben 2002. Stimmt das soweit?«

Ich nicke.

»Sie erhielten 2004 den Pavia-Preis, und im selben Jahr ehrte das *Science*-Magazin Ihre Arbeit mit einer Titelgeschichte, in der sie zum ›Durchbruch des Jahres‹ erklärt wurde. Gastdozent in Harvard, Princeton, University of California, Berkeley.« Sie hebt den Kopf, bemerkt meinen verwirrten Blick. Sie dreht das Tablet, damit ich sehen kann, dass sie aus dem Wikipedia-Eintrag über Jason A. Dessen vorliest.

Mein Sinusrhythmus auf dem Herzmonitor, an den ich angeschlossen bin, ist deutlich schneller geworden.

Dr. Springer sagt: »Seit 2005 haben Sie nichts mehr veröffentlicht und auch keine Lehraufträge angenommen, also ab dem Zeitpunkt, als Sie wissenschaftlicher Leiter der Velocity Laboratories wurden, eines Triebwerksproduzenten. Hier steht noch, dass Sie vor acht Monaten von Ihrem Bruder als vermisst gemeldet und seit über einem Jahr nicht mehr in der Öffentlichkeit gesehen wurden.«

Das Gehörte erschüttert mich so tief, dass ich kaum atmen kann.

Mein Blutdruck löst einen Alarm aus, der Herzmonitor fängt augenblicklich nervtötend zu piepsen an.

Ein stämmiger Pfleger erscheint in der Tür.

»Alles okay«, sagt Dr. Springer. »Können Sie das Ding abschalten?«

Der Krankenpfleger begibt sich zum Monitor und schaltet den Alarm aus.

Als er wieder fort ist, greift die Ärztin nach meiner Hand.

»Ich will Ihnen helfen, Jason. Ich sehe, dass Sie schreckliche Angst haben. Ich weiß nicht, was Ihnen passiert ist, und ich habe den Eindruck, Sie wissen es auch nicht.«

Der Wind vom See ist jetzt so stark, dass er den Regen seitwärts bläst. Ich sehe, wie die Tropfen auf dem Glas Schlieren hinterlassen und aus der Welt dahinter eine impressionistische Stadtlandschaft in Grau machen, nur hier und dort akzentuiert durch das Schimmern entfernter Rückleuchten, entfernter Scheinwerfer.

Dr. Springer sagt: »Ich habe die Polizei gerufen. Sie schicken jemanden, der Ihre Aussage aufnimmt. Wir wollen dem, was Ihnen geschehen ist, auf den Grund gehen. Das ist das Erste, was wir machen können. Mit Daniela in Kontakt zu treten scheint hoffnungslos zu sein, aber ich habe die Telefonnummer Ihres Bruders Michael in Iowa City herausgefunden. Ich brauche jedoch Ihre Erlaubnis, um ihn anzurufen und ihm zu sagen, dass Sie hier sind. Ich würde auch gern Ihren Zustand mit ihm besprechen. Das wäre das Nächste, was ich für Sie tun kann.«

Ich weiß nicht, was ich darauf sagen soll. Ich habe seit zwei Jahren nicht mehr mit meinem Bruder geredet.

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich will, dass Sie ihn anrufen.«

»Nun gut, aber nach dem Gesetz bin ich befugt, bei einem Patienten, der unter den gegebenen Umständen und laut meinem Urteil nicht in der Lage ist, einer Informationsweitergabe zuzustimmen oder sie abzulehnen, zu entscheiden, ob Familienangehörige oder Freunde Bescheid erhalten sollen. Meiner Meinung nach sind Sie nicht fähig, für sich selbst zu handeln. Ihr

mentaler Zustand ist bedenklich. Deshalb werde ich Michael kontaktieren. Es ist in Ihrem Interesse.«

Sie schaut zu Boden, als wolle sie mir das Folgende nur ungern sagen.

»Da ist noch etwas«, bemerkt sie. »Wir brauchen die Meinung eines Psychiaters, um zu wissen, wie wir Sie therapieren können. Ich lasse Sie ins Chicago-Read überweisen, ein psychiatrisches Zentrum im Norden.«

»Hören Sie, ich gebe zu, ich begreife nicht so ganz genau, was hier eigentlich abläuft, aber ich bin nicht verrückt. Ich rede sehr gerne mit einem Psychiater. Ich würde ein solches Gespräch sogar begrüßen. Aber ich bin nicht bereit, mich einweisen zu lassen, falls Sie das von mir wollen.«

»Es geht nicht darum, was ich will. Bei allem Respekt, Jason, aber Sie haben bei dieser Angelegenheit gar keine Wahl.«

»Wie bitte?«

»Man nennt das eine Zwangseinweisung, und nach dem Gesetz kann ich Sie, wenn Sie meiner Ansicht nach eine Gefahr für sich oder andere darstellen, für zweiundsiebzig Stunden einweisen lassen. Sehen Sie, das ist für Sie wirklich das Beste. Sie sind nicht in dem Zustand ...«

»Ich bin freiwillig und ohne fremde Begleitung in dieses Krankenhaus gekommen, weil ich wissen wollte, was mit mir nicht stimmt.«

»Das war auch die richtige Entscheidung, und genau das werden wir tun: herausfinden, was hinter diesem Bruch mit der Realität steckt. Danach erhalten Sie die Behandlung, die Sie brauchen, um wieder gesund zu werden.«

Auf dem Monitor beobachte ich, wie mein Blutdruck steigt.

Ich will nicht, dass der Alarm wieder losgeht.

Ich schließe die Augen und atme ein.

Stoße die Luft aus.

Inhaliere noch mehr Sauerstoff.

Meine Werte normalisieren sich.

Ich sage: »Dann wollen Sie mich also in eine Gummizelle sperren, ohne Gürtel, ohne scharfe Gegenstände, und mich bis zum Stumpfsinn

betäuben?«

»So ist das nicht. Sie sind doch in dieses Krankenhaus gekommen, weil Sie wollten, dass es Ihnen wieder besser geht, oder? Na ja, das ist der erste Schritt. Sie müssen mir vertrauen.«

Springer steht auf und schiebt den Stuhl unter den Fernseher. »Ruhen Sie sich weiter aus, Jason. Die Polizei wird bald hier sein, und heute Abend verlegen wir Sie dann ins Chicago-Read.«

Während ich ihr nachschaue, spüre ich den völligen Zusammenbruch wie eine Drohung. Sie schwebt über mir, drückt mich nach unten.

Was, wenn all die Dinge, an die ich glaube und die in meiner Erinnerung gewiss sind, die mich ausmachen – mein Beruf, Daniela, mein Sohn –, nichts weiter sind als Fehlzündungen in meiner grauen Gehirnmasse? Was für eine Tragik wäre das. Werde ich mit diesem Wissen weiter dafür kämpfen, der Mann zu sein, für den ich mich halte? Oder werde ich ihn und alles, was er liebt, verleugnen und in die Haut der Person schlüpfen, für die die Welt mich hält?

Und wenn ich vollkommen den Verstand verloren habe, was dann?

Was, wenn alles, was ich weiß, falsch ist?

Nein. Aufhören.

Ich verliere nicht meinen Verstand.

Da waren Drogen in meinem Blut und Verletzungen auf meinem Körper. Mein Schlüssel öffnete die Tür zu dem Haus, das nicht das meine war. Ich habe keinen Hirntumor. Auf dem Ringfinger habe ich einen Abdruck von meinem Ehering. Ich bin in diesem Krankenhaus, und das alles geschieht tatsächlich.

Ich darf den Gedanken nicht zulassen, dass ich verrückt bin.

Ich muss einzig und allein dieses Problem lösen.

Als die Aufzugstüren sich öffnen, schiebe ich mich im Eingangsbereich des Krankenhauses an zwei Männern in billigen Anzügen und feuchten Mänteln vorbei. Sie sehen aus wie Polizisten, und als sie den Aufzug betreten und

unsere Blicke sich kurz treffen, frage ich mich, ob sie auf dem Weg zu mir sind.

Ich gehe am Wartebereich vorbei Richtung Ausgang. Da man mich nicht auf einer geschlossenen Station untergebracht hatte, fällt das Davonschleichen leichter, als ich annahm. Ich habe mich angezogen, abgewartet, bis der Gang leer war, und bin dann am Schwesternzimmer vorbeigehuscht, ohne dass jemand mich eines Blicks gewürdigt hätte.

Auf dem Weg zum Ausgang bin ich auf alles vorbereitet, darauf, dass man meinen Namen ruft, dass Wachmänner mich verfolgen.

Doch schon bald stehe ich draußen im Regen. Es fühlt sich wie früher Abend an, dem geschäftigen Verkehr nach zu urteilen, ist es wahrscheinlich so um sechs.

Ich eile den Bürgersteig entlang und werde erst langsamer, als ich den nächsten Block erreicht habe.

Ich schaue über die Schulter.

Niemand folgt mir, zumindest soweit ich das sehen kann.

Nur ein Meer aus Regenschirmen.

Ich werde nass.

Habe keine Ahnung, wohin ich soll.

Vor einer Bank verlasse ich den Gehweg und suche Schutz unter dem Dach des Eingangs. Ich lehne mich an eine der Säulen und schaue den Passanten zu, während der Regen auf das Pflaster prasselt.

Ich ziehe meinen Geldclip aus der Hosentasche. Die Taxifahrt der letzten Nacht hat ein beträchtliches finanzielles Loch hinterlassen. Ich habe nur noch 182 Dollar, und meine Kreditkarten sind nutzlos.

Nach Hause? Das kommt nicht in Frage. Aber in meinem Viertel gibt es ein paar Blocks weiter ein billiges Hotel. Es ist gerade schäbig genug, dass ich mir dort wohl ein Zimmer leisten kann.

Ich setze mich wieder dem Regen aus.

Mit jeder Minute wird es dunkler.

Kälter.

Ich besitze keinen Mantel, keine Jacke, und schon nach zwei Blocks bin ich bis auf die Haut durchnässt.

Das Days Inn befindet sich direkt gegenüber vom Village Tap. Zumindest sollte es so sein. Aber der Baldachin hat die falsche Farbe, und die ganze Fassade sieht auf bizarre Art nobel aus. Luxusapartments befinden sich in dem Gebäude. Ich sehe sogar einen Portier unter einem Regenschirm am Bordstein stehen, der für eine Frau in einem schwarzen Trenchcoat ein Taxi anzuhalten versucht.

Bin ich in der richtigen Straße?

Ich werfe einen Blick zu meiner Eckkneipe.

Eigentlich sollte »Village Tap« auf einem Neonschild über dem Eingang blinken, stattdessen hängt dort ein schweres Holzbrett mit Buchstaben aus Blech, das im Wind schwankt und ächzt.

Ich gehe jetzt schneller, der Regen peitscht mir ins Gesicht.

Vorbei an ...

Lärmenden Kneipen.

Restaurants, die sich auf den abendlichen Ansturm von Gästen vorbereiten – funkelnde Weingläser und Silberbestecke werden noch schnell auf weißen Leinentüchern arrangiert, während die Servicekräfte sich das Tagesangebot einprägen.

Aus einem Café, das ich nicht kenne, dringt der Lärm einer Espressomaschine.

Nur der Lieblingsitaliener von Daniela und mir sieht so aus, wie er aussehen sollte, und er erinnert mich daran, dass ich seit nahezu vierundzwanzig Stunden nichts mehr gegessen habe.

Aber ich gehe weiter.

Bis ich bis auf die Socken durchweicht bin.

Bis ich unkontrolliert zittere.

Bis es Nacht geworden ist und ich vor einem dreistöckigen Hotel mit Gittern vor den Fenstern stehe. Auf einem monströs großen Schild lese ich über dem Eingang: HOTEL ROYALE.

Ich trete ein und hinterlasse augenblicklich eine Pfütze auf dem rissigen Schachbrettboden.

Das Hotel ist nicht so, wie ich es erwartet hatte. Nicht schäbig oder schmutzig, jedenfalls nicht auf eine Art und Weise, die erschreckend wäre. Seine Glanzzeit ist vorbei. Es erinnert mich an das Wohnzimmer meiner Großeltern in dem klapprigen Farmhaus in Iowa. Als wäre das abgenutzte Mobiliar schon tausend Jahre da, eingefroren in der Zeit, während die übrige Welt demonstrativ ihren Weg weiterging. Die Luft riecht leicht muffig, und aus einer nicht sichtbaren Musikanlage dringt leise Bigband-Musik. Etwas aus den Vierzigern.

An der Rezeption zuckt der ältere Herr im Smoking mit keiner Wimper, als er meinen triefenden Zustand bemerkt. Er nimmt einfach die fünfundneunzig Dollar in feuchten Scheinen und gibt mir einen Schlüssel zu einem Zimmer im dritten Stock.

Der Aufzug ist eng, und ich starre mein verzerrtes Spiegelbild in den Messingtüren an, während die Kabine sich lärmend und mit der Anmut eines fetten Mannes beim Treppensteigen nach oben müht.

Auf halber Höhe des düsteren Korridors, in dem kaum zwei Personen nebeneinander gehen können, finde ich mein Zimmer und öffne das altmodische Schloss mit meinem Schlüssel.

Viel gibt es nicht in dem Raum.

Ein einzelnes Bett mit klapperigem Metallrahmen und durchgelegener Matratze.

Ein schrankgroßes Bad.

Eine Kommode.

Ein Röhrenfernseher.

Und ein Stuhl vor einem Fenster, in dem etwas leuchtet.

Ich gehe um das Fußende des Betts herum, ziehe den Vorhang ganz auf und schaue nach draußen. Direkt auf Augenhöhe befindet sich der obere Rand des Hotelschilds, es ist so nahe, dass ich die Regentropfen ausmachen kann, die durch das grüne Neonschild auf die Straße fallen.

Auf dem Bürgersteig sehe ich einen Mann, der an einer Straßenlaterne lehnt. Rauch steigt durch den Regen hoch, die Spitze seiner Zigarette glüht auf und erlischt wieder. Sein Gesicht kann ich nicht erkennen, es ist verborgen in der Dunkelheit unter seinem Hut.

Wartet er auf mich?

Vielleicht bin ich paranoid, aber ich gehe zur Tür, kontrolliere, ob sie verriegelt ist, und lege die Kette vor.

Dann streife ich meine Schuhe ab, ziehe mich aus und trockne mich mit dem einzigen Handtuch im Bad ab.

Das Beste in diesem Zimmer ist der uralte eiserne Heizkörper, der unter dem Fenster steht. Ich drehe ihn ganz auf und halte meine Hände in die aufsteigende Wärme.

Ich hänge meine nassen Sachen über die Stuhllehne und ziehe den Stuhl dann vor den Heizkörper.

Im Nachttisch finde ich eine Gideon-Bibel und ein dickes Telefonbuch von Chicago und der näheren Region.

Ich strecke mich auf dem ächzenden Bett aus, blättere zu D und suche meinen Familiennamen.

Mein Eintrag ist schnell gefunden.

Jason A. Dessen.

Korrekte Adresse.

Korrekte Telefonnummer.

Ich nehme den Hörer vom Apparat auf dem Nachtschrank und rufe meine Festnetznummer an.

Es klingelt viermal, dann höre ich meine Stimme: »Hi, Sie haben Jason erreicht, na ja, eigentlich nicht, weil ich nicht wirklich da bin, um Ihren Anruf entgegenzunehmen. Dies ist eine Aufnahme. Sie wissen, was zu tun ist.«

Ich lege vor dem Signalton auf.

Das ist nicht unsere Ansage auf dem Anrufbeantworter.

Ich fühle, wie sich der Wahnsinn erneut meiner bemächtigt, er droht damit, mich in die Haltung eines Embryos zu versetzen und in tausend Stücke zerspringen zu lassen.

Aber ich dränge ihn zurück, rufe mir mein neues Mantra ins Bewusstsein.

Ich darf den Gedanken zulassen, dass ich verrückt bin.

Ich muss einzig und allein dieses Problem lösen.

In der Experimentalphysik, nein, in jeder Wissenschaft geht es um das Lösen von Problemen. Man kann jedoch nie alle auftauchenden Schwierigkeiten auf einmal lösen. Immer gibt es noch eine weitere, eine umfassendere Frage – das große Ziel. Aber wenn man sich auf das ganze Ausmaß eines Sachverhalts fixiert, verliert man den Fokus.

Der Schlüssel besteht darin, klein anzufangen. Konzentriere dich darauf, Probleme zu lösen, auf die du eine Antwort hast. Baue dir ein festes Fundament, auf dem du stehen kannst. Und hast du viel Arbeit investiert und auch etwas Glück, wird das, was vorher mysteriös erschien, auf einmal erfassbar. So als würde man von einer Fotomontage zurücktreten, um zu sehen, wie sich das komplette Bild darstellt.

Ich muss mich von der Angst, der Paranoia, dem Entsetzen befreien. Ich muss das Problem so angehen, als wäre ich in einem Labor – nur eine Frage auf einmal stellen und beantworten.

Baue dir ein solides Fundament, auf dem du stehen kannst.

Die große, die umfassende Frage, die mich im Augenblick plagt, lautet: *Was ist mit mir passiert?* Es gibt keine Möglichkeit, sie zu beantworten. Noch nicht. Ich habe natürlich vage Vermutungen – aber Spekulationen führen zu Voreingenommenheit, und Voreingenommenheit wiederum führt nicht zur Wahrheit.

Warum waren Daniela und Charlie gestern Abend nicht in unserem Haus? Warum sah es so aus, als würde ich dort allein leben?

Nein, dein Denken ist immer noch zu groß, zu komplex. Beschränke dich auf ein kleineres Feld.

Wo sind Daniela und Charlie?

Das ist schon besser, aber ich reduziere es noch weiter. Daniela wird wissen, wo mein Sohn ist.

Also fange ich damit an: Wo ist Daniela?

Die Zeichnungen, die ich gestern Abend an den Wänden des Hauses sah, das nicht mein Haus ist – sie sind von Daniela Vargas. Sie hat sie mit ihrem Mädchennamen signiert. Warum?

Ich halte den Finger ins Neonlicht, das durch das Fenster ins Zimmer fällt.

Der Abdruck, den mein Ehering hinterlassen hat, ist verschwunden.

War er jemals da?

Ich reiße einen losen Faden aus dem Vorhang und wickle ihn mir um den Finger als Verbindung zu der Welt und dem Leben, das ich kenne.

Dann nehme ich erneut das Telefonbuch in die Hand, blättere zu V und fahre mit dem Finger bis zu dem einzigen Eintrag für DANIELA VARGAS. Ich reiße die ganze Seite heraus und wähle die Nummer.

Die Vertrautheit ihrer Stimme bei der Ansage rührt mich, die Nachricht selbst allerdings beunruhigt mich sehr.

»Sie haben Daniela erreicht. Ich male gerade. Hinterlassen Sie eine Nachricht. Ciao.«

Nach einer Stunde sind meine Sachen warm und fast trocken. Ich wasche mich, ziehe mich an und wähle die Treppe, um hinunter in die Lobby zu gelangen.

Draußen auf der Straße bläst weiterhin der Wind, doch der Regen hat aufgehört.

Der rauchende Mann an der Straßenlaterne ist verschwunden.

Mir ist schwindelig vor Hunger.

Ich gehe an einem halben Dutzend Restaurants vorbei, bis ich eins finde, das meinen Geldbeutel nicht überstrapaziert – ein grell erleuchteter, schmuddeliger Pizzaladen, der riesige Stücke verkauft. Drinnen kann man sich nirgends hinsetzen, also stehe ich auf dem Gehweg, stopfe das Zeug in

mich hinein und frage mich, ob diese Pizza wirklich so unglaublich ist oder ob der Heißhunger einfach mein Urteilsvermögen trübt.

Daniela wohnt in Bucktown. Ich habe noch fünfundsiebzig Dollar und etwas Kleingeld, ich könnte also ein Taxi nehmen, aber mir ist nach Laufen.

Es sind so viele Fußgänger unterwegs, der Verkehr ist so dicht, das deutet auf einen Freitagabend hin. In der Luft ist eine entsprechende Energie zu spüren.

Ich schlage den Weg nach Osten ein, um meine Frau zu finden.

Das ist Danielas Adresse. Das Gebäude ist mit gelbem Klinker verkleidet, die Fassade überwuchert von Efeu, der sich langsam rostrot verfärbt. Die Türklingeln befinden sich auf einer altmodischen Messingtafel. Ich entdecke ihren Namen auf dem zweiten Schild in der vierten Reihe.

Ich drücke dreimal auf die Klingel, aber niemand reagiert.

Durch die hohen Glasscheiben der Eingangstür erkenne ich eine Frau in einem Abendkleid und in einem Mantel, ihre Stilettos klappern auf dem Boden, als sie sich der Tür nähert. Ich trete zurück und wende mich ab, als die Tür aufgeht.

Sie hat ihr Handy am Ohr, und wegen der Alkoholfahne, die mir in die Nase weht, habe ich den Eindruck, dass sie den Abend bereits recht enthusiastisch begonnen hat. Sie bemerkt mich gar nicht, als sie die Stufen zum Bürgersteig hinuntereilt.

Ich halte die Tür auf, bevor sie zufallen kann, und nehme die Treppe in den vierten Stock.

Danielas Wohnungstür liegt am Ende des Flurs.

Ich klopfe und lausche dann.

Keine Antwort.

Ich kehre zurück in die Eingangshalle und frage mich, ob ich in dem Gebäude auf sie warten soll. Aber was ist, wenn sie gar nicht in der Stadt ist? Und was wird sie denken, wenn sie zurückkommt und sieht, wie ich hier wie ein Stalker herumlungere?

Als ich auf den Haupteingang zugehe, fällt mir eine Pinnwand voller Flyer auf, die von Galerieeröffnungen über Raves bis Lesungen und Poetry Slams so ziemlich alles ankündigen.

Mir fällt die größte Anzeige in der Mitte der Tafel ins Auge. Genau genommen ist es ein Plakat, das für eine Ausstellung von Daniela Vargas in einer Galerie namens Oomph wirbt.

Ich suche nach dem Eröffnungsdatum.

Freitag, der 5. Oktober.

Heute Abend.

Draußen regnet es schon wieder.

Ich winke ein Taxi heran.

Die Galerie liegt ein Dutzend Blocks entfernt. Ich bin bis zum Anschlag angespannt, als wir die Damen Avenue hinunterfahren, und es wird nicht besser, als ich sehe, wie viele Taxis zur selben Zeit vor der Galerie halten.

Ich bezahle, steige aus und mische mich unter die Leute, reichlich Hipster, die durch den eisigen Nieselregen eilen.

Die Galerie Oomph ist in einer ehemaligen Lagerhalle untergebracht, die Schlange vor dem Eingang ist einen halben Block lang.

Elendige fünfundvierzig Minuten später, die ich hauptsächlich mit Zittern zubrachte, stehe ich endlich im Trocknen. Ich zahle mein Eintrittsgeld, fünfzehn Dollar, und werde in einer Gruppe mit zehn Besuchern in einen Vorraum geführt, in dem Danielas Vor- und Mädchenname in riesigen graffitiähnlichen Buchstaben an den Wänden prangt.

In unseren fünfzehn gemeinsamen Jahren habe ich mit ihr viele Vernissagen besucht, aber so etwas habe ich noch nie erlebt.

Ein schlanker, bärtiger Mann tritt aus einer versteckten Tür.

Das Licht wird gedämpft.

Er sagt: »Ich bin Steve Konkoly, der Produzent dessen, was Sie gleich sehen werden. Er reißt einen Plastikbeutel aus einem Spender neben der Tür. »Die Handys kommen in den Beutel, Sie erhalten sie auf der anderen Seite der Halle wieder zurück.«

Der Beutel macht die Runde, er wird immer voller.

»Ein Wort zu den nächsten zehn Minuten Ihres Lebens. Die Künstlerin bittet, dass Sie Ihr intellektuelles Analysieren abstellen und die Installation rein emotional erfassen. Willkommen nun zu ›Verwirrung‹.«

Konkoly nimmt den Beutel an sich und öffnet die Tür.

Ich gehe als Letzter durch.

Der Widerhall der zugeworfenen Tür ist in der riesigen Lagerhalle zu hören, dann stehen wir für einen Moment dicht gedrängt in einem Raum beieinander, der pechschwarz wird.

Meine Aufmerksamkeit wird nach oben gelenkt, als über unseren Köpfen Lichtpunkte aufleuchten.

Sterne.

Sie wirken überraschend real, einige nah, andere weiter weg, und hin und wieder schießt einer sternschnuppengleich durch die Leere.

Dann nehme ich wahr, was vor uns liegt.

Einer aus unserer Gruppe murmelt: »O mein Gott.«

Es ist ein Labyrinth aus Plexiglas, das sich aufgrund eines optischen Tricks im Universum der Sterne ins Unendliche zu erstrecken scheint.

Lichtwellen wandern durch die transparenten Flächen.

Unsere Gruppe bewegt sich vorwärts.

Es gibt fünf Eingänge zu dem Labyrinth, und ich stehe am Schnittpunkt von allen und sehe die anderen in verschiedene Gänge verschwinden.

Ein leises Geräusch, das schon die ganze Zeit da war, erregt mein Interesse – keine Musik, eher ein Rauschen.

Ich entscheide mich für einen der Eingänge, und als ich das Labyrinth betrete, verschwindet die Transparenz.

Das Plexiglas ist in beinahe blendendes Licht getaucht, auch das unter meinen Füßen.

Nach einer Minute beginnen die Flächen verschlungene Bilder zu zeigen.

Geburt – ein schreiendes Baby, eine Mutter, die vor Freude weint.

Ein Verurteilter, der in einer Schlinge zappelt.

Ein Schneesturm.

Der Ozean.

Eine vorüberziehende Wüstenlandschaft.

Ich gehe auf meinem Weg weiter.

In Sackgassen.

Um nicht einsehbare Kurven herum.

Die Bilder tauchen mit schnellerer Frequenz auf, in schnellerem Wechsel.

Die zerdrückten Trümmer eines Autounfalls.

Ein Paar bei leidenschaftlichem Sex.

Der Blickwinkel eines Patienten, der auf einer Bahre über einen Krankenhausflur geschoben wird, die Ärzte und Schwestern, die auf ihn herabschauen.

Das Kreuz.

Der Buddha.

Das Pentagramm.

Das Friedenszeichen.

Eine Atomexplosion.

Das Licht geht aus.

Die Sterne leuchten wieder auf.

Jetzt kann ich erneut durch das Plexiglas sehen, nur liegt eine Art digitaler Filter auf der Transparenz – bewegungslose und schwärmende Insekten, fallender Schnee.

Die anderen in dem Labyrinth erwecken den Eindruck, als würden ihre Silhouetten durch riesiges Ödland wandern.

Und trotz all der Verwicklungen und der Angst der letzten vierundzwanzig Stunden, vielleicht aber auch gerade wegen all dem, was ich durchgemacht habe, dringt das, was ich in diesem Moment erlebe, zu mir durch und trifft mich massiv.

Ich kann die anderen im Labyrinth zwar wahrnehmen, aber ich habe nicht das Gefühl, dass wir im selben Raum oder überhaupt im selben Universum sind.

Sie scheinen Welten entfernt zu sein, verloren in ihren Vektoren.

Einen Augenblick lang werde ich von einem gigantischen Gefühl des Verlusts überwältigt.

Nicht Kummer oder Schmerz, sondern etwas Ursprünglicheres. Eine Erkenntnis und ein Entsetzen, das daraus folgt – Entsetzen über die grenzenlose Gleichgültigkeit, die uns umgibt.

Ich weiß nicht, ob das die Intention von Daniela ist, ob sie diese Erkenntnis mit ihrer Installation beabsichtigt hat, aber das ist, was sie bei mir hervorruft.

Wir alle wandern durch die Tundra unserer Existenz und schreiben völlig Wertlosem einen Wert zu, obwohl doch alles, was wir lieben und hassen, was wir glauben und wofür wir kämpfen und töten und sterben, so bedeutungslos ist wie auf Plexiglas projizierte Bilder.

Am Ausgang des Labyrinths gibt es noch eine letzte Schleife – *ein Mann und eine Frau, die beide die winzigen Händchen ihres Kinds halten und unter einem klaren blauen Himmel einen grasbewachsenen Hügel hinauflaufen*. Danach materialisieren sich auf einer weiteren Plexiglasfläche die Worte:

Nichts ist da.

Alles ist ein Traum.

Gott, die Menschen, die Welt, die Sonne,
der Mond, das Gewirr der Sterne
... ein Traum ... alles ein Traum.

Sie sind nicht vorhanden.

Nichts ist vorhanden.

Nur der leere Raum – und du! ...

Und du bist nicht du – du hast keinen Körper,
kein Blut und keine Knochen.

Du bist nur ein Gedanke

Mark Twain

Ich betrete einen Raum, wo der Rest meiner Gruppe sich um den Plastikbeutel drängt und jeder sich das eigene Handy zurückholt.

Dann geht es weiter in eine große, hell erleuchtete Galerie mit glänzendem Hartholzboden, Wänden voller Kunst, einem Geigentrio ... und einer Frau in einem atemberaubenden schwarzen Kleid, die auf einem Podest steht und das Wort ans Publikum richtet.

Ich brauche volle fünf Sekunden, um zu erkennen, dass es Daniela ist.

Sie strahlt geradezu, hält in der einen Hand ein Glas Rotwein und gestikuliert mit der anderen.

»... es ist für mich ein unglaublich toller Abend, und ich bin euch allen so dankbar, dass ihr gekommen seid, um mein Projekt zu unterstützen. Das bedeutet mir sehr viel.«

Daniela hebt ihr Weinglas.

»¡Salud!«

Die Menge applaudiert und prostet ihr zu. Während alle trinken, gehe ich zu ihr.

Sie sieht wirklich umwerfend aus, sprüht vor Leben, und ich muss mich beherrschen, um nicht, angesteckt von ihrer Energie, laut ihren Namen zu rufen. Das ist die Daniela, wie sie damals war, als wir uns vor fünfzehn Jahren kennenlernten. So war sie, bevor der Alltag, die Begeisterung, die Depression, die Kompromisse sie zu der Frau machten, die jetzt mein Bett teilt – eine erstaunliche Mutter, eine erstaunliche Ehefrau und doch immer im Kampf gegen die Einflüsterungen, was sie eigentlich hätte sein und erreichen können.

Meine Daniela hat in ihren Augen manchmal eine Schwere und eine Distanziertheit, die mir hin und wieder Angst machen.

Diese Daniela hier schwebt ein paar Zentimeter über dem Boden.

Ich bin weniger als drei Meter von ihr entfernt, mein Herz hämmert, und ich frage mich, ob sie mich überhaupt wahrnehmen wird, und dann ...

Blickkontakt.

Ihre Augen werden weit, ihr Mund klappt auf, und ich weiß nicht, ob sie entsetzt oder erfreut oder einfach nur überrascht ist, mich zu sehen.

Sie schiebt sich durch die Menge, wirft mir die Arme um den Hals und zieht mich an sich: »O mein Gott, ich kann gar nicht glauben, dass du gekommen bist. Ist alles in Ordnung? Ich habe gehört, du hättest vor einer Weile das Land verlassen, wärest verschwunden oder sonst was.«

Ich weiß nicht so recht, was ich darauf antworten soll, deshalb sage ich einfach: »Na ja, hier bin ich.«

Daniela trägt seit Jahren kein Parfum mehr, aber heute Abend hat sie eins aufgelegt, und sie riecht wie Daniela ohne mich, wie Daniela, bevor unsere unterschiedlichen Düfte zu dem verschmolzen, was *uns* ausmacht.

Ich will sie nicht gehen lassen, sehne mich nach ihrer Berührung, aber sie löst sich von mir.

Ich frage: »Wo ist Charlie?«

»Wer?«

»Charlie.«

»Von wem redest du?«

Etwas in mir verkrampft sich.

»Jason?«

Sie weiß nicht, wer unser Sohn ist.

Haben wir überhaupt einen Sohn?

Existiert Charlie überhaupt?

Natürlich existiert er. Ich war bei seiner Geburt dabei. Ich habe ihn gehalten, zehn Sekunden nachdem er schreiend und zappelnd zur Welt kam.

»Alles okay?«, fragt sie.

»Ja. Bin nur gerade aus dem Labyrinth gekommen.«

»Wie findest du es?«

»Es hätte mich fast zum Weinen gebracht.«

»Das warst alles du«, sagt sie.

»Wie meinst du das?«

»Dieses Gespräch, das wir vor eineinhalb Jahren hatten? Als du mich besucht hast? Du hast mich inspiriert, Jason. Als ich die Installation gestaltete, habe ich jeden Tag an dich gedacht. Daran, was du gesagt hast. Hast du die Widmung denn nicht gesehen?«

»Nein. Wo ist die?«

»Am Eingang zum Labyrinth. Sie ist für dich. Ich habe das alles dir gewidmet, und ich habe versucht, dich zu erreichen. Ich wollte dich als Ehrengast für heute Abend, aber kein Mensch konnte dich finden.« Sie lächelt. »Aber jetzt bist du da. Nur das ist wichtig.«

Mein Herz schlägt unglaublich schnell, der Raum fängt an sich zu drehen, und dann steht Ryan Holder neben Daniela und hat ihr den Arm um die Schulter gelegt. Er trägt ein Tweed-Sakko, seine Haare sind grau meliert, und er ist blasser und weniger fit, als ich ihn zum letzten Mal sah, was unmöglich gestern Abend bei seiner Feier zur Verleihung des Pavia-Preises im Village Tap gewesen sein kann.

»Na, na«, sagt Ryan und gibt mir die Hand. »Mr Pavia. Höchstpönlich.«

Daniela erklärt: »Jungs, ich muss höflich sein und mich unter die Leute mischen, aber danach gibt's bei mir in der Wohnung noch ein inoffizielles Beisammensein. Kommt ihr?«

»Sehr gern.«

Während ich Daniela in der Menge verschwinden sehe, sagt Ryan: »Wie wär's mit einem Drink?«

Nichts lieber als das.

Die Galerie hat keine Kosten gescheut – Kellner in Smokings, die auf Tablett Appetithäppchen und Champagner anbieten, und am anderen Ende des Saals eine Bar unter einem Triptychon aus Selbstporträts von Daniela.

Während der Barmann unsere Whiskys – zwölf Jahre alten Macallan – in Plastikbecher gießt, sagt Ryan: »Ich weiß, dass du finanziell gut dastehst, aber die gehen auf mich.«

Es ist so merkwürdig – er hat nichts von der Arroganz und der Großspurigkeit des Mannes, den ich gestern Abend beim Hofhalten in meiner Stammkneipe sah.

Wir nehmen unsere Scotchs und suchen uns eine ruhige Ecke abseits der Menge, die Daniela umringt.

Während wir dort stehen und zusehen, wie der Saal sich weiter mit Leuten füllt, die aus dem Labyrinth treten, frage ich: »Und was treibst du so? Ich habe das Gefühl, als hätte ich dich ein wenig aus den Augen verloren.«

»Ich bin jetzt an der University of Chicago.«

»Glückwunsch. Dann unterrichtest du also?«

»Molekulare und zelluläre Neurowissenschaft. Ich habe auch ein paar ziemlich coole Forschungsprojekte laufen, unter anderem zum präfrontalen Cortex.«

»Klingt aufregend.«

Ryan beugt sich zu mir. »Jetzt mal im Ernst, die Gerüchteküche ist am Übersäumen. Die ganze akademische Gemeinschaft hat nur noch ein einziges Thema. Es wird gesagt ...« Er senkt seine Stimme. »... dass du übergeschnappt bist und den Verstand verloren hast. Dass du in einer Gummizelle oder sonst wo hockst. Dass du unter den Toten weilst.«

»Aber wie du siehst, bin ich hier. Bei klarem Verstand, lebend und atmend.«

»Dieses Präparat, das ich für dich entwickelt habe ... Ich nehme an, es hat funktioniert?«

Ich starre ihn an, habe keine Ahnung, wovon er spricht, und als ich ihm nicht sofort antworte, sagte er: »Okay, schon verstanden. Man hat dich einen Berg von Geheimhaltungsverpflichtungen unterschreiben lassen.«

Ich nippe an meinem Drink. Ich habe noch immer Hunger, und der Alkohol steigt mir zu schnell in den Kopf. Als der nächste Kellner in Reichweite an mir vorbeigeht, schnappe ich mir drei Miniquiches vom Silbertablett.

Was immer Ryan beschäftigt und nervt, er kann es nicht auf sich beruhen lassen.

»Hör mal, ich will ja nicht meckern«, sagt er, »aber ich habe schon das Gefühl, dass ich für dich und Velocity eine Menge Arbeit geleistet habe, ohne zu wissen, für was das alles gut war. Uns beide verbindet eine sehr lange gemeinsame Geschichte, und auch wenn ich verstehe, dass du jetzt in einer anderen Liga spielst ... Ich denke, du hast bekommen, was du von mir wolltest, und ...«

»Was?«

»Vergiss es.«

»Nein, bitte.«

»Ich will damit nur sagen, dass du deinem alten Zimmergenossen ein bisschen mehr Respekt erweisen könntest.«

»Von welchem Präparat sprichst du eigentlich?«

Er schaut mich mit kaum verhüllter Verachtung an. »Fick dich.«

Wir stehen stumm am Rande der Galerie, im Saal wimmelt es jetzt von Menschen.

»Dann seid ihr zwei also zusammen?«, frage ich. »Du und Daniela?«

»In gewisser Weise«, sagt er.

»Was soll das heißen?«

»Wir sehen uns seit einer Weile regelmäßig.«

»Du hast schon immer auf sie gestanden, oder?«

Er grinst nur.

Ich lasse den Blick durch die Menge wandern und entdecke Daniela. Sie ist umringt von Journalisten mit aufgeschlagenen Notizblöcken, die hektisch mitschreiben, während sie redet.

»Und wie läuft's?«, frage ich, obwohl ich die Antwort eigentlich gar nicht hören will. »Mit dir und meiner ... und Daniela?«

»Erstaunlich. Sie ist die Frau meiner Träume.«

Er lächelt geheimnisvoll, und drei Sekunden lang würde ich ihn am liebsten ermorden.

Um eins in der Früh sitze ich in Danielas Wohnung auf dem Sofa und beobachte, wie sie ihre letzten Gäste zur Tür bringt. Die letzten Stunden waren eine Herausforderung – ich habe versucht, mit Danielas Kunstfreunden einigermaßen intelligente Gespräche zu führen, während ich eigentlich nur darauf wartete, endlich mit ihr allein zu sein. Anscheinend wird sich das noch weiter hinauszögern: Ryan Holder, der Mann, der mit meiner Frau schläft, ist auch immer noch da, und als er sich jetzt in einen Ledersessel mir gegenüber fallen lässt, bekomme ich den Eindruck, dass er sich hier für den Rest der Nacht einnisten will.

Ich trinke einen Schluck meines Single Malt, diesmal aus einem richtig edlen Whiskyglas. Ich fühle mich nicht betrunken, aber doch deutlich angeheitert, wobei der Alkohol mir als Puffer dient zwischen meiner Psyche und diesem Kaninchenbau, in den ich gefallen bin. Dieses Wunderland, das so tut, als wäre es mein Leben.

Ich frage mich, ob Daniela will, dass ich gehe. Ob ich dieser ahnungslose letzte Gast bin, der länger bleibt, als er willkommen ist.

Sie schließt die Tür und legt die Kette vor.

Dann zieht sie die Schuhe aus, stolpert zum Sofa und lässt sich in die Kissen fallen. »Was für ein Abend.«

Sie zieht die Schublade eines Beistelltischs auf, der hinter dem Sofa steht, und holt ein Feuerzeug und eine bunte Glaspfeife heraus.

Daniela hörte mit dem Kiffen auf, als sie mit Charlie schwanger wurde, und fing nie wieder damit an. Ich sehe zu, wie sie einen Zug nimmt und die Pfeife anschließend an mich weitergibt. Und weil diese Nacht nicht noch merkwürdiger werden kann – warum eigentlich nicht?

Bald sind wir alle stoned und sitzen in der Stille des geräumigen Lofts, dessen Wände mit eklektischen Kunstwerken bedeckt sind.

Daniela hat die Jalousien vor dem riesigen Südfenster hochgezogen, und vor uns präsentiert sich das Stadtzentrum als glitzerndes Spektakel. Was für eine wundervolle Kulisse.

Ryan reicht die Pfeife an Daniela weiter, und während sie sie noch einmal neu auffüllt, lümmelt mein früherer Zimmergenosse in einem Sessel und starrt zur Decke. Dabei leckt er sich immer wieder über die Schneidezähne, und ich muss grinsen, weil das schon damals sein Tick beim Kiffen war.

Ich schaue aufs Lichtermeer und frage: »Wie gut kennt ihr beiden mich?«
Das scheint ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

Daniela legt die Pfeife auf den Tisch und dreht sich zu mir hin, die Beine an die Brust gedrückt.

Ryan reißt die Augen auf und setzt sich auf.

»Wie meinst du das?«, fragt Daniela.

»Traut ihr mir?«

Sie streckt den Arm aus und berührt meine Hand. Pure Elektrizität.
»Natürlich, mein Lieber.«

Ryan sagt: »Auch wenn wir beide unsere Missverständnisse hatten, deine Anständigkeit und Integrität haben mir stets viel bedeutet.«

Daniela schaut besorgt drein. »Alles okay?«

Ich sollte das nicht tun. Ich sollte es wirklich nicht tun.

Aber ich kann einfach nicht anders.

»Rein hypothetisch gedacht«, sage ich. »Hier in Chicago lebt ein Wissenschaftler, ein Physikprofessor. Er ist nicht so erfolgreich, wie er es sich immer erträumt hat, aber er ist glücklich, meistens zufrieden, und er ist verheiratet« – als ich Daniela anschau, muss ich daran denken, wie Ryan sie in der Galerie beschrieb – »mit der Frau seiner Träume. Sie haben einen Sohn. Sie haben ein gutes Leben.

Eines Abends geht dieser Mann in eine Bar, um einen alten Freund zu treffen, einen Kumpel aus Studienzeiten, der erst kürzlich einen sehr renommierten Preis bekommen hat. Auf dem Rückweg passiert etwas. Er schafft es nicht mehr nach Hause. Er wird entführt. Die Ereignisse sind unklar, aber als er schließlich sein volles Bewusstsein wiedererlangt, ist er in einem Labor in South Chicago, und alles ist verändert. Sein Haus ist

anders. Er ist kein Professor mehr. Er ist nicht mehr mit dieser Frau verheiratet.«

Daniela fragt: »Soll das heißen, er *glaubt*, dass die Dinge sich verändert haben, oder haben sie sich tatsächlich verändert?«

»Ich erzähle das aus seiner Perspektive. Er befindet sich nicht mehr in seiner Welt.«

»Er hat einen Hirntumor«, schlägt Ryan vor.

Ich schaue meinen alten Freund an. »Das MRT sagt Nein.«

»Dann treiben die Leute mit ihm ein Spielchen. Inszenieren einen Streich, der jeden Aspekt seines Lebens betrifft. Ich habe so was mal in einem Film gesehen.«

»In weniger als acht Stunden wurde das Innere seines Hauses komplett umgestaltet. Nicht nur andere Bilder sind an den Wänden. Alle Geräte sind neu. Neue Möbel. Sogar die Lichtschalter wurden verlegt. Wie aufwendig kann ein solcher Streich sein? Und wozu sollte das gut sein? Er ist ein völlig normaler Kerl. Warum sollte ihm jemand derart übel mitspielen wollen?«

»Dann ist er verrückt«, sagt Ryan.

»Ich bin nicht verrückt.«

Es wird wieder sehr still im Loft.

Daniela fasst meine Hand. »Was versuchst du uns zu sagen, Jason?«

Ich schaue sie an. »Vor ein paar Stunden hast du mir gesagt, dass eine Unterhaltung zwischen uns dich zu deiner Installation inspiriert hat.«

»Das hat sie auch.«

»Kannst du mir von dieser Unterhaltung erzählen?«

»Du erinnerst dich nicht?«

»An kein einziges Wort.«

»Wie ist das möglich?«

»Bitte, Daniela.«

Eine lange Pause entsteht, in der sie meinen Blick festhält, vielleicht um herauszufinden, ob ich es ernst meine.

Schließlich sagt sie: »Ich glaube, es war im Frühling. Wir hatten uns schon eine ganze Weile nicht gesehen, und eigentlich hatten wir nie wieder richtig miteinander gesprochen, seit wir getrennte Wege gingen. Ich habe natürlich deine Triumphe verfolgt. Ich war ja immer so stolz auf dich.

Wie auch immer, eines Abends bist du in meinem Atelier aufgetaucht. Aus heiterem Himmel. Meintest, du hättest in letzter Zeit oft an mich gedacht. Anfangs nahm ich an, du wolltest nur mit einer alten Flamme neu anbandeln, aber da war etwas anderes. Du erinnerst dich wirklich nicht mehr?«

»Es ist, als wäre ich an diesem Abend nicht in deinem Atelier gewesen.«

»Wir fangen an, über deine Forschung zu reden, über das Projekt, mit dem du beschäftigt warst. Es unterlag strengster Geheimhaltung, und du hast gesagt – daran entsinne ich mich noch sehr deutlich –, dass du mich wahrscheinlich nie wiedersehen wirst. Da habe ich gemerkt, dass du nicht gekommen bist, um irgendetwas Versäumtes nachzuholen. Du wolltest dich verabschieden. Dann hast du mir erzählt, dass es im Leben immer nur um Entscheidungen geht und dass du einige vermässelt hast, aber keine so gründlich wie die mit mir. Es war sehr emotional. Dann bist du gegangen, und bis heute Abend habe ich dich weder gesehen noch irgendetwas von dir gehört. Und jetzt habe ich eine Frage.«

»Okay.« Ich taumle hin und her zwischen Schnaps und Gras und dem Versuch zu begreifen, was sie mir sagen will.

»Als du heute Abend bei der Vernissage zu mir kamst, hast du mich als Erstes gefragt, ob ich weiß, wo Charlie ist. Wer ist das?«

Eins der Dinge, die ich an Daniela am meisten liebe, ist ihre Aufrichtigkeit. Da gibt es eine direkte Verbindung zwischen ihrem Herzen und ihrem Mund. Keine Filter, keine Selbstkontrolle. Sie spricht aus, was sie empfindet, ohne schlechtes Gewissen oder Hintergedanken. Sie taktiert nicht, sie ist nicht gerissen.

Als ich in Danielas Augen blicke, weiß ich sofort, dass sie es völlig ehrlich meint. Es zerreißt mir fast das Herz.

»Ach, das ist unwichtig«, winke ich ab.

»Offensichtlich nicht. Wir haben uns eineinhalb Jahre nicht gesehen, doch es war das, was dich am meisten interessiert hat.«

Ich trinke mein Glas aus und zerbeiße einen Eiskwürfel zwischen meinen Zähnen.

»Charlie ist unser Sohn.«

Die Farbe weicht schlagartig aus ihrem Gesicht.

»Moment mal«, sagt Ryan scharf. »Ich dachte, wir führen einfach nur eine bekifft Unterhaltung. Was soll das?« Er schaut Daniela an, dann wieder mich. »Soll das ein Witz sein?«

»Nein, soll es nicht.«

Daniela sagt: »Wir haben keinen Sohn, und das weißt du. Wir sind seit fünfzehn Jahren nicht mehr zusammen. Das weißt du, Jason. Das *weißt* du.«

Ich könnte sie bestimmt überzeugen. Ich weiß so viel über diese Frau, darunter Geheimnisse aus ihrer Kindheit, die sie mir erst in den letzten fünf Jahren unserer Ehe anvertraut hat. Aber ich fürchte, dass diese »Enthüllungen« nach hinten losgehen könnten. Dass sie sie nicht als Beweise betrachten würde, sondern als Taschenspielertricks. Ich wähle einen anderen Weg. Ich denke, das Beste ist, wenn ich die Wahrheit sage, wenn ich aufrichtig bin.

Ich sage: »Hör mir zu, Daniela. Du und ich, wir beide leben in einem Backsteinhaus in Logan Square. Wir haben einen vierzehnjährigen Sohn namens Charlie. Ich bin ein eher durchschnittlicher Professor am Lakemont College. Du bist eine unglaubliche Ehefrau und Mutter, die ihre Karriere als Künstlerin geopfert hat, um zu Hause zu bleiben. Und du, Ryan, du bist ein berühmter Neurowissenschaftler. *Du* hast den Pavia-Preis bekommen. Du hast Vorträge in der ganzen Welt gehalten. Und ich weiß, das klingt jetzt absolut verrückt, aber ich habe keinen Hirntumor, niemand treibt Spielchen mit mir, und ich habe nicht den Verstand verloren.«

Ryan lacht, aber in seinem Lachen schwingt auch Unbehagen mit. »Nehmen wir mal an, nur um deiner Argumentation zu folgen, dass alles,

was du sagst, stimmt. Oder dass du es zumindest glaubst. Dann gibt es nur eine unbekannte Variable in deiner Geschichte. Das ist das, woran du in den letzten Jahren gearbeitet hast. Dieses geheime Projekt. Was kannst du uns darüber sagen?«

»Nichts.«

Ryan steht etwas unsicher auf.

»Du gehst?«, fragt Daniela.

»Es ist spät. Ich habe genug.«

Ich versuche es ihm zu erklären: »Ryan, es ist nicht so, dass ich es dir nicht sagen *will*. Aber ich *kann* es dir nicht sagen. Ich bin Physikprofessor. Ich bin in diesem Labor aufgewacht, und alle waren der Meinung, ich gehöre dort hin, aber das tue ich nicht.«

Ryan nimmt seinen Hut und schwankt zur Tür.

Schon halb über der Schwelle, dreht er sich noch einmal um, schaut mich an und sagt: »Dir geht es nicht gut. Lass mich dich ins Krankenhaus bringen.«

»Da war ich bereits. Ich gehe nicht mehr dorthin zurück.«

Ryan wendet sich Daniela zu. »Willst du, dass er geht?«

Sie blickt mich an, überlegt – das vermute ich zumindest –, ob sie mit einem Verrückten allein sein will oder nicht. Was, wenn sie beschließt, mir nicht zu trauen?

Schließlich schüttelt sie den Kopf. »Es ist okay.«

»Ryan«, sage ich. »Von was für einem Präparat hast du vorhin gesprochen?«

Er sieht mich finster an. Im ersten Augenblick scheint es mir noch, dass er mir antworten wird. Die Anspannung weicht aus seinem Gesicht, als würde er überlegen, ob ich irre bin oder nur ein zugekifftes Arschloch.

Dann trifft er unvermittelt eine Entscheidung.

Die Härte verschwindet.

Ohne jede Herzlichkeit in der Stimme sagt er: »Gute Nacht, Daniela.«

Dreht sich um.

Geht.

Schlägt die Tür hinter sich zu.

Daniela kommt mit einem Becher Tee in der Hand ins Gästezimmer, sie trägt eine Yoga-Hose und ein Tanktop.

Ich bin frisch geduscht.

Ich fühle mich nicht besser, aber wenigstens bin ich sauber, der Krankenhausgeruch nach Leiden und Clorox ist verschwunden.

Sie setzt sich auf die Bettkante und reicht mir den Becher.

»Kamille.«

Ich lege die Hände um das heiße Keramikgefäß und sage: »Du hättest das nicht tun müssen. Ich habe einen Ort, wohin ich gehen kann.«

Sie kriecht über meine Beine und setzt sich, den Rücken am Kopf des Bettes, neben mich.

Ich nippe an dem Tee.

Er ist warm, beruhigend, leicht süß.

Daniela schaut mich an.

»Als du im Krankenhaus warst, was dachten sie dort, was dir fehlen könnte?«

»Sie hatten keine Diagnose. Sie wollten mich einweisen.«

»In eine geschlossene Abteilung?«

»Ja.«

»Und das wolltest du nicht?«

»Richtig. Und weil ich das nicht wollte, bin ich gegangen.«

»Dann wäre es also gegen deinen Willen gewesen?«

»So ist es.«

»Aber könnte das im Augenblick nicht das Beste für dich sein, Jason? Ich meine, was würdest du denken, wenn dir jemand das erzählt, was du mir erzählt hast?«

»Ich würde denken, dass er den Verstand verloren hat. Aber ich würde mich irren.«

»Was denkst du selbst? Was ist mit dir passiert?«

»Ich bin mir nicht sicher, was das betrifft.«

»Aber du bist Wissenschaftler. Du musst eine Theorie haben.«

»Dafür fehlen mir entscheidende Daten.«

»Aber was sagt dir dein Bauch?«

Ich nippe abermals an meinem Kamillentee, genieße seine Wärme.

»Wir alle leben tagaus, tagein ohne jedes Bewusstsein für die Tatsache, dass wir Teil einer unendlich großen und merkwürdigen Realität sind. Viel größer und merkwürdiger, als wir uns je vorstellen können.«

Sie nimmt meine Hände in ihre, und auch wenn sie nicht die Daniela ist, die ich kenne, kann ich nicht ausblenden, wie sehr ich diese Frau liebe, sogar hier und jetzt, in diesem Bett, in dieser falschen Welt.

Ich schaue sie an, ihre spanischen Augen, die mich intensiv erforschen. Ich muss meinen gesamten Willen aufbringen, um meine Hände von ihr zu lassen.

»Hast du Angst?«, fragt sie.

Ich denke wieder an den Mann, der mich mit Waffengewalt verschleppt hat. An dieses Labor. An das Team, das mir in mein Haus folgte und mich festsetzen wollte. Ich denke an den Mann, der auf der Straße vor meinem Hotelzimmer eine Zigarette rauchte. Neben dieser Realität gibt es noch eine andere, eine, in der Menschen leben, die mich finden wollen. Menschen, die mir schon einmal wehgetan haben und mir vermutlich wieder wehtun wollen.

Ein ernüchternder Gedanke – haben sie mich vielleicht hier aufgespürt? Habe ich Daniela in Gefahr gebracht?

Nein.

Wenn sie nicht meine Frau ist, wenn sie nur eine Freundin aus einer Zeit vor fünfzehn Jahren ist, warum sollte sie für jemanden von Interesse sein?

»Jason?« Sie fragt mich noch einmal: »Hast du Angst?«

»Sehr große.«

Sie hebt die Hand, berührt sanft mein Gesicht. »Prellungen.«

»Ich weiß nicht, woher ich sie habe.«

»Erzähl mir von ihm.«

»Von wem?«

»Charlie.«

»Das muss doch merkwürdig für dich sein.«

»Ich kann nicht so tun, als wäre es das nicht.«

»Na ja, wie schon gesagt, er ist vierzehn. Fast fünfzehn. Sein Geburtstag ist am einundzwanzigsten Oktober, und er kam weit vor der Zeit im Chicago Mercy zur Welt. Fünfhundertzweiundzwanzig Gramm. Im ersten Jahr brauchte er sehr viel Hilfe, aber er war ein Kämpfer. Jetzt ist er gesund und so groß wie ich.«

Tränen treten ihr in die Augen.

»Er hat dunkle Haare wie du und einen wunderbaren Humor. Solider Zweierschüler. Sehr kreativ, wie seine Mutter. Er steht auf japanische Comics und Skateboards. Zeichnet gern so verrückte Landschaften. Ich glaube, es ist nicht zu früh, um zu sagen, dass er dein Auge für solche Dinge hat.«

»Hör auf.«

»Was?«

Sie schließt die Augen, Tränen laufen ihr über die Wangen.

»Wir haben keinen Sohn.«

»Du schwörst, dass du keine Erinnerung an ihn hast? Dass das nicht nur ein Spiel ist? Wenn du es mir jetzt sagst, dann werde ich nicht weiter ...«

»Jason, wir haben uns vor fünfzehn Jahren getrennt. Na ja, um genau zu sein, du hast mit mir Schluss gemacht.«

»Das stimmt nicht.«

»Ich hatte dir am Tag zuvor gesagt, dass ich schwanger bin. Du brauchtest Zeit, um darüber nachzudenken. Dann bist du in mein Loft gekommen und hast gesagt, das sei die schwerste Entscheidung gewesen, die du je getroffen hättest, aber du wärst zu sehr mit deiner Forschung beschäftigt, der Forschung, die dir letztendlich diesen großen Preis

eingebraucht hat. Du hast gesagt, du würdest das nächste Jahr deines Lebens in einem Reinraum verbringen und dass ich was Besseres verdient hätte.«

»Aber so war das doch nicht. Ich habe dir gesagt, dass es nicht einfach wird, aber dass wir es schaffen werden. Wir haben geheiratet. Du hast Charlie bekommen. Ich habe meine Fördermittel verloren. Du hast die Malerei aufgegeben. Ich wurde Professor. Du wurdest Vollzeitmutter.«

»Und doch sind wir heute Nacht hier. Nicht verheiratet. Ohne Kinder. Du hast vor einigen Stunden eine Installation von mir gesehen, die mich berühmt machen wird, und du hast diesen Preis gewonnen. Ich weiß nicht, was in deinem Kopf abläuft. Vielleicht hast du widersprüchliche Erinnerungen, aber ich weiß, was real ist.«

Ich starre in den Dampf, der von meinem Becher hochsteigt.

»Glaubst du, dass ich verrückt bin?«, frage ich.

»Ich habe keine Ahnung, aber gut geht es dir nicht.«

Und sie schaut mich mit diesem ganz besonderen Mitgefühl an, das sie immer ausgemacht hat.

Ich berühre den Fadenring, den ich mir um den Finger gewickelt habe, wie einen Talisman.

Ich sage: »Schau, vielleicht glaubst du, was ich dir sage, vielleicht glaubst du es nicht, aber du musst wissen, dass *ich* es glaube. Ich würde dich nie anlügen.«

Es ist ein surrealer Moment. Seit ich in dem Labor wieder zu Bewusstsein kam, habe ich einen solchen nicht mehr erlebt – ich sitze hier im Bett, im Gästezimmer meiner Frau, die nicht meine Ehefrau ist, und rede mit ihr über den Sohn, den wir anscheinend nie hatten, über das Leben, das nicht unseres war.

Mitten in der Nacht wache ich im Bett auf. Ich bin allein, mein Herz rast, die Dunkelheit dreht sich, meine Mundhöhle fühlt sich ekelhaft trocken an.

Eine ganze Minute lang habe ich keine Ahnung, wo ich bin.

Es kommt weder vom Alkohol noch vom Gras.

Es ist eine viel tiefere Desorientierung.

Ich wickle die Decke fest um mich, aber das Zittern hört nicht auf. Ein brennender Schmerz hat meinen gesamten Körper erfasst, der mit jeder Sekunde stärker wird, meine Beine sind ruhelos, der Kopf pocht.

Als ich das nächste Mal die Augen öffne, ist das Zimmer taghell, und Daniela steht mit besorgter Miene an meinem Bett.

»Du glühst richtig, Jason. Ich sollte dich in die Notaufnahme bringen.«

»Mir geht's gut.«

»Du siehst aber nicht gut aus.« Sie legt mir einen eiskalten Waschlappen auf die Stirn. »Wie fühlt sich das an?«, fragt sie.

»Angenehm, aber du musst das nicht tun. Ich kann mir ein Taxi in mein Hotel nehmen.«

»Versuch's doch mal.«

Am frühen Nachmittag lässt das Fieber nach.

Daniela kocht mir eine selbst gemachte Hühnersuppe mit Nudeln. Ich esse sie im Bett, während sie mit einer Distanziertheit, die ich nur zu gut kenne, in einer Ecke des Zimmers Platz genommen hat.

Sie ist in Gedanken versunken, grübelt über irgendetwas nach und merkt gar nicht, dass ich sie beobachte. Ich will sie nicht anstarren, aber ich kann den Blick nicht von ihr nehmen. Sie ist noch immer die Daniela, die ich kenne, bis auf ...

Ihre Haare sind kürzer.

Sie ist fitter.

Sie trägt Make-up, und ihre Kleidung – Jeans und ein eng anliegendes T-Shirt – lässt sie deutlich jünger wirken als neununddreißig.

»Bin ich glücklich?«, fragt sie.

»Wie meinst du das?«

»In unserem Leben, das wir gemeinsam haben, wie du sagst ... bin ich da glücklich?«

»Ich dachte, du willst nicht darüber reden.«

»Ich konnte letzte Nacht nicht schlafen. Ich musste immer daran denken.«

»Ich glaube, du bist glücklich.«

»Sogar ohne meine Kunst?«

»Sie fehlt dir auf jeden Fall. Du siehst, wie alte Freunde Erfolg haben. Ich weiß, dass du dich für sie freust, aber ich weiß auch, dass es dich schmerzt. Bei mir ist es genauso. Das verbindet uns.«

»Du willst damit sagen, dass wir beide Verlierer sind.«

»Wir sind keine Verlierer.«

»Sind wir glücklich? Miteinander, meine ich?«

Ich stelle den Suppenteller weg.

»Ja. Wir hatten auch harte Zeiten, wie sie es in jeder Ehe gibt, aber wir haben einen Sohn, ein Zuhause, eine Familie. Du bist meine beste Freundin.«

Sie schaut mich direkt an und fragt mit hinterhältigem Grinsen: »Wie ist unser Sex?«

Ich lache nur.

Sie sagt: »O Gott, habe ich dich jetzt tatsächlich verlegen gemacht?«

»Hast du.«

»Aber du hast meine Frage nicht beantwortet.«

»Nicht, mmh?«

»Was ist los, ist er nicht gut?«

Jetzt flirtet sie.

»Nein, er ist toll. Du machst mich einfach nur verlegen.«

Sie steht auf und kommt zum Bett.

Setzt sich auf die Bettkante und schaut mich mit ihren großen Augen an.

»Was denkst du gerade?«, frage ich.

Sie schüttelt den Kopf. »Dass wir, wenn du nicht verrückt bist oder nur Scheiße im Kopf hast, eben die merkwürdigste Unterhaltung in der Geschichte der Menschheit geführt haben.«

Ich sitze im Bett und sehe zu, wie das Licht über Chicago verblasst.

Die Gewitterfront, die den Regen der letzten Nacht gebracht hat, hat sich aufgelöst, und jetzt ist der Himmel klar. Die Bäume haben ihre restlichen Blätter verloren, und das langsam in den Abend übergehende Licht hat eine Qualität – polarisiert und golden –, die ich nur als Verlust beschreiben kann. Robert Frosts Gold, das nicht bleiben kann.

Draußen in der Küche klappern Töpfe, Schranktüren werden geöffnet und geschlossen, und Essensgeruch weht den Gang entlang und ins Gästezimmer mit einem Aroma, das mir verdächtig vertraut vorkommt.

Ich steige aus dem Bett, stehe zum ersten Mal an diesem Tag stabil auf den Füßen und gehe in die Küche.

Bach läuft, Rotwein ist geöffnet, und Daniela steht mit Schürze und Taucherbrille an der Kücheninsel und schneidet auf der Arbeitsfläche aus Speckstein eine Zwiebel.

»Riecht gigantisch«, sage ich.

»Könnest du mal umrühren?«

Ich gehe zum Herd und nehme den Deckel vom Topf.

Der aufsteigende Dampf entführt mich nach Hause.

»Wie fühlst du dich?«, fragt sie.

»Wie ein anderer Mann.«

»Also ... besser?«

»Viel besser.«

Es ist ein traditionelles Gericht aus Spanien – ein Bohneneintopf mit diversen einheimischen Gemüsen und Fleischsorten. Chorizo, Panceta, Morcilla, einer Art Blutwurst. Daniela macht ihn ein- oder zweimal im Jahr, normalerweise an meinem Geburtstag oder wenn es an einem Wochenende schneit und wir Lust haben, den ganzen Tag Wein zu trinken und zu kochen.

Ich rühre den Eintopf um, lege den Deckel wieder auf.

Daniela sagt: »Das ist ein Bohneneintopf nach ...«

Es rutscht mir heraus, bevor ich es mir verkneifen kann. »... einem Rezept deiner Mutter. Na ja, um genau zu sein, von der Mutter ihrer Mutter.«

Daniela hört auf zu schneiden.

Sie dreht sich zu mir um.

»Gib mir was zu tun«, sage ich.

»Was weißt du sonst noch über mich?«

»Schau, aus meiner Perspektive sind wir seit fünfzehn Jahren zusammen. Ich weiß also fast alles von dir.«

»Und aus meiner Perspektive waren es nur zweieinhalb Monate, und das vor einer Ewigkeit. Und doch weißt du, dass dieses Rezept in meiner Familie über Generationen weitergegeben wurde.«

Einen Augenblick lang wird es unheimlich still in der Küche.

Als wäre die Luft zwischen uns merkwürdig aufgeladen, wenn auch nur ganz am Rande unseres Wahrnehmungsvermögens.

Schließlich sagt sie: »Wenn du helfen willst, ich brauche noch ein paar Zutaten für den Eintopf. Ich könnte dir sagen, was für welche, aber wahrscheinlich kennst du sie.«

»Geriebener Cheddar, Koriander und saure Sahne?«

Sie lächelt kaum merklich, dann hebt sie eine Augenbraue. »Wie gesagt, du weißt es bereits.«

Wir essen an dem Tisch vor dem großen Fenster. Eine große dunkle Fläche, in der sich zum einen die Lichter der Kerzen spiegeln, zum anderen die Lichter der Stadt funkeln – unsere ganz eigene Konstellation.

Das Essen ist spektakulär, im Schein der Lichter ist Daniela wunderschön, und ich fühle mich zum ersten Mal, seit ich aus dem Labor stolperte, geerdet.

Am Ende der Mahlzeit – Teller und Schüsseln sind leer, die zweite Flasche Wein ist fast ausgetrunken – greift sie über den Tisch und fasst meine Hand.

»Ich weiß nicht, was mir dir los ist, Jason, aber ich bin froh, dass du den Weg zu mir gefunden hast.«

Ich möchte sie am liebsten küssen.

Sie hat mich aufgenommen, als ich verloren war.

Als die Welt für mich keinen Sinn mehr ergab.

Aber ich küsse sie nicht. Ich drücke nur ihre Hand und sage: »Du hast keine Ahnung, was du für mich getan hast.«

Wir decken den Tisch ab, räumen die Spülmaschine ein und machen uns an das restliche Geschirr im Spülbecken.

Ich wasche ab. Sie trocknet die Teile und stellt sie weg. Wie ein altes Ehepaar. Ohne besonderen Anlass sage ich: »Ryan Holder, was?« Sie hält im Abtrocknen des Suppentopfs inne und schaut mich an.

»Hast du dazu eine Meinung, die du mir mitteilen willst?«

»Nein, es ist nur ...«

»Was? Er war dein Zimmergenosse, dein Freund. Passt es dir nicht?«

»Er war schon immer scharf auf dich.«

»Sind wir eifersüchtig?«

»Natürlich.«

»Ach, werd erwachsen. Er ist ein sehr attraktiver Mann.«

Sie trocknet weiter ab.

»Wie ernst ist es?«, frage ich.

»Wir sind ein paarmal miteinander ausgegangen. Noch hat keiner eine Zahnbürste in der Wohnung des anderen.«

»Also, ich glaube, er hätte es gern. Er scheint ziemlich verknallt in dich zu sein.«

Daniela grinst. »Wie auch nicht? Mich erstaunt das nicht.«

Ich liege im Gästezimmer im Bett, und das Fenster ist einen Spalt geöffnet, sodass die Geräusche der Stadt mich wie eine Spieluhr in den Schlaf begleiten können.

Ich schaue hinaus und betrachte die Lichter.

Gestern Abend habe ich mich aufgemacht, um eine erste Frage zu beantworten: *Wo ist Daniela?*

Und ich habe sie gefunden – eine erfolgreiche Künstlerin, die allein lebt. Wir waren nie verheiratet, hatten nie einen Sohn.

Wenn ich nicht das Opfer des ausgeklügelsten Streichs aller Zeiten bin, scheint Danielas Existenz die Erkenntnis zu stützen, die sich im Verlauf der letzten achtundvierzig Stunden immer mehr erhärtet hat ...

Das ist nicht meine Welt.

Als mir diese fünf Wörter durch den Kopf gehen, bin ich mir nicht sicher, was sie bedeuten, wie ich ihren vollständigen Sinn begreifen soll.

Also sage ich sie nochmals.

Versuche sie mir anzueignen.

Um zu sehen, ob sie zu mir passen.

Das ist nicht meine Welt.

Ein leises Klopfen holt mich aus einem Traum.

»Komm rein.«

Daniela betritt das Zimmer, legt sich neben mir ins Bett.

Ich setze mich auf und frage: »Alles okay?«

»Ich kann nicht schlafen.«

»Was ist denn los?«

Sie küsst mich, und es ist nicht so, als würde mich die Frau küssen, mit der ich seit fünfzehn Jahren verheiratet bin – es ist, als würde mich meine Frau zum ersten Mal küssen.

Reine Energie und Kollision.

Als ich auf ihr liege, meine Hände über die Innenseiten ihrer Schenkel gleiten lasse und ihr das Satinhemd über den Kopf schiebe, muss ich plötzlich innehalten.

Sie keucht: »Warum hörst du auf?«

Beinahe sage ich: *Ich kann das nicht tun, du bist nicht meine Frau*, aber nicht einmal das stimmt.

Das ist Daniela, der einzige Mensch in dieser verrückten Welt, der mir geholfen hat. Und ja, vielleicht versuche ich nur, das hier zu rechtfertigen, aber ich bin so durcheinander, so durch den Wind, völlig verängstigt und verzweifelt, dass ich es nicht nur will, ich brauche es, und ich glaube, sie auch.

Ich schaue ihr in die Augen, die im Licht, das durch das Fenster fällt, rauchig wirken und funkeln.

Augen, in die man fallen und immer weiter fallen kann.

Sie ist nicht die Mutter meines Sohns, sie ist nicht meine Ehefrau, wir haben uns kein gemeinsames Leben geschaffen, aber ich liebe sie dennoch – und nicht nur als Version von Daniela, die in meinem Kopf, in meiner Geschichte existiert. Ich liebe diese sinnliche Frau unter mir, in diesem Bett, im Hier und Jetzt, wo immer das ist, weil ich sie kenne, ihre Materie – dieselben Augen, dieselbe Stimme, derselbe Geruch, derselbe Geschmack ...

Was folgt, ist nicht das routinierte Liebesspiel eines Ehepaars.

Wir haben linkischen, hektischen, tastenden, provisorischen, ungeschützten, weil es scheißegal ist, protonenverschmelzenden Sex.

Augenblicke später liegen wir eng umschlungen da, verschwitzt und zitternd, und schauen hinaus auf die Lichter der Stadt.

Danielas Herz pocht heftig in ihrer Brust, und ich spüre das *Pump-Pump* an meiner Seite und wie es allmählich langsamer wird.

Langsamer.

Langsamer.

»Alles okay?«, flüstert sie. »Ich kann hören, wie sich da oben in deinem Gehirn die Räder drehen.«

»Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn ich dich nicht gefunden hätte.«

»Na ja, aber du hast mich gefunden. Und was auch passiert, ich bin für dich da. Das weißt du doch, oder?«

Sie berührt mit den Fingern meine Hände.

Bei dem Fadenring an meinem Ringfinger hält sie inne.

»Was ist das?«, fragt sie.

»Ein Beweis«, sage ich.

»Ein Beweis?«

»Dass ich nicht verrückt bin.«

Es wird wieder still.

Ich weiß nicht genau, wie spät es ist, aber auf jeden Fall nach zwei Uhr morgens.

Die Bars sind jetzt alle schon geschlossen.

Die Straßen sind still und gedämpft, nur bei einem Schneesturm ist es noch stiller, die Atmosphäre noch gedämpfter.

Die Luft, die durch den Spalt im Fenster kriecht, ist für die Jahreszeit extrem kalt.

Sie streicht über unsere schweißfeuchten Körper.

»Ich muss zurück in mein Haus«, sage ich.

»Dein Haus in Logan Square?«

»Ja.«

»Wozu?«

»Anscheinend habe ich dort ein Büro. Ich will an den Computer, um zu sehen, woran ich gearbeitet habe. Vielleicht finde ich Unterlagen, Notizen, etwas, das mir Aufschluss gibt über das, was gerade mit mir geschieht.«

»Ich kann dich morgen früh hinfahren.«

»Das solltest du nicht tun.«

»Warum nicht?«

»Ist womöglich nicht sicher.«

»Warum sollte es nicht ...«

Ein lautes Donnern lässt die Eingangstür erzittern, als würde jemand mit den Fäusten dagegenhämmern. So klopfen in meiner Vorstellung nur Polizisten.

Ich frage: »Wer zum Teufel ist das? Um diese Zeit?«

Daniela steht auf und verlässt nackt das Zimmer.

Ich brauche ein paar Augenblicke, um meine Boxershorts in der verdrehten Bettdecke zu finden, und als ich sie anziehe, kommt Daniela in einem Frotteebademantel aus ihrem Schlafzimmer.

Wir gehen ins Wohnzimmer.

Das Hämmern dröhnt unentwegt, während Daniela sich in Richtung Tür begibt.

»Nicht aufmachen«, flüstere ich.

»Natürlich nicht.«

Während sie durch den Spion schaut, klingelt das Telefon.

Wir erschrecken beide.

Daniela durchquert das Wohnzimmer, um zu dem schnurlosen Telefon zu gelangen, das auf dem Couchtisch liegt.

Ich starre durch den Spion, sehe einen Mann mit dem Rücken zur Tür im Gang stehen.

Ein Handy ist an seinem Ohr.

Daniela meldet sich: »Hallo?«

Der Mann ist ganz in Schwarz gekleidet, Doc Martens, Jeans, Lederjacke.

Daniela fragt ins Telefon: »Wer ist dran?«

Ich gehe zu ihr, deute zur Tür und forme mit den Lippen: »Ist er es?«

Sie nickt.

»Was will er?«

Sie zeigt auf mich.

Jetzt höre ich die Stimme gleichzeitig durch die Tür und aus dem Hörer ihres schnurlosen Apparats.

Sie sagt: »Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen. In der Wohnung bin nur ich, und ich lebe allein, und ich lasse um zwei in der Früh keinen fremden Mann in meine ...«

Es splittert und kracht, die Kette der Tür reißt ab und fliegt durchs Zimmer. Der Mann stürmt mit einer Pistole in die Wohnung, auf deren Lauf ein langer schwarzer Zylinder geschraubt ist.

Er zielt auf uns beide, und während er die Tür zutritt, rieche ich, wie Zigarettenrauch ins Zimmer weht.

»Sie sind wegen mir hier«, sage ich. »Sie hat mit alldem nichts zu tun.«

Er ist ein bisschen kleiner als ich, aber kräftiger. Der Kopf ist kahlgeschoren, die Augen sind grau und abwesend, als würden sie mich nicht als menschliches Wesen wahrnehmen, sondern scannen, so wie eine Maschine es tun würde. Einsen und Nullen. Der binäre Code.

Mein Mund ist trocken.

Es gibt eine merkwürdige Distanz zwischen dem, was gerade passiert, und meiner Verarbeitung davon. Eine Abkoppelung. Eine Verzögerung. Ich sollte etwas tun, etwas sagen, aber ich bin wie paralysiert von der plötzlichen Anwesenheit dieses Mannes.

»Ich komme mit Ihnen«, sage ich. »Nur noch ...«

Die Pistole wandert ein Stück von mir weg und nach oben.

Daniela sagt: »Warten Sie, nicht schie...«

Ein gedämpfter Knall, der nicht ganz so laut ist wie ein normaler Schuss, stoppt sie in ihrem Satz.

Feiner roter Dunst blendet mich für eine halbe Sekunde, dann sehe ich es: Daniela sitzt auf dem Sofa mit einem Loch zwischen ihren großen, dunklen Augen.

Ich schreie auf und will zu ihr, aber alles in meinem Körper verkrampft sich, Muskeln zucken unkontrolliert angesichts meines Schmerzes. Ich krache auf den Couchtisch, der zerbricht. Zitternd und stöhnend liege ich in den Scherben und rede mir ein, dass das alles nicht geschehen ist.

Der Mann, der nach Zigaretten riecht, dreht mir die immer noch wie gelähmten Arme auf den Rücken und fesselt meine Hände mit einem Kabelbinder.

Dann höre ich ein Reißen.

Er drückt mir ein Klebeband auf den Mund und nimmt in dem Ledersessel hinter mir Platz.

Ich schreie durch das Tape hindurch, flehe ihn an, dass er das, was er beabsichtigt, noch einmal überdenken möge, aber vergeblich, ich kann absolut nichts dagegen tun.

Hinter mir höre ich die Stimme des Mannes – überraschend ruhig, auch viel höher, als ich sie mir vorgestellt hatte.

»Hallo, ich bin hier ... Nein, kommen Sie lieber von hinten ... Genau. Wo die Recyclingtonnen und die Müllcontainer sind. Das rückwärtige Tor und die Hintertür ins Gebäude sind offen ... Zwei sollten reichen. Es geht uns prächtig, aber Sie wissen schon, lieber nicht trödeln ... Ja ... Ja ... Okay, klingt gut.«

Das Klebeband empfinde ich nach einiger Zeit als nicht mehr so qualvoll, aber ich bin zu schwach, um mich zu bewegen.

Aus meinem Blickwinkel sehe ich nur die untere Hälfte von Danielas Beinen. Eine Blutspur rinnt an ihrem rechten Knöchel hinunter, am Rist entlang, zwischen den Zehen und auf den Boden, wo sich eine kleine Pfütze bildet.

Ich höre das Handy des Mannes summen.

Er antwortet: »Hey, Baby ... Ich weiß, aber ich wollte dich nicht wecken ... Ja, es hat sich etwas ergeben ... Ich weiß nicht, könnte bis zum Morgen dauern. Wie wär's, wenn ich dich zum Frühstück ins Golden Apple einlade? Aber erst einmal muss ich die Sache hier zu Ende bringen.« Er lacht. »Okay. Ich liebe dich auch. Süße Träume.«

Meine Augen schwimmen in Tränen.

Ich rufe, schreie, bis meine Kehle brennt. Ich will, dass er mich erschießt oder schlägt, bis ich ohnmächtig werde, nur um den intensiven Schmerz dieses Augenblicks nicht mehr spüren zu müssen.

Doch das scheint ihn überhaupt nicht zu berühren.

Er sitzt einfach stumm da und lässt mich schreien und wüten.

SECHS

Daniela sitzt auf der Tribüne; über ihr ragt die Anzeigetafel auf, unter ihr befindet sich die efeuumrankte Spielfeldbegrenzung des Baseballfeldes. Es ist Samstagnachmittag, das letzte Heimspiel der Saison. Sie ist mit Jason und Charlie da und sieht zu, wie die Cubs im ausverkauften Stadion den Hintern versohlt kriegen.

Der warme Herbsttag ist wolkenlos.

Windlos.

Zeitlos.

Die Luft riecht nach ...

Gerösteten Erdnüssen.

Popcorn.

Plastikbechern randvoll mit Bier.

Daniela findet den Lärm der Menge merkwürdig tröstend. Sie sind weit genug von der Home Plate weg, um die Verzögerung zwischen dem Schlag und dem Aufprallgeräusch zu hören – Lichtgeschwindigkeit gegen Schallgeschwindigkeit –, als ein Spieler den Ball über die Begrenzungsmauer schickt.

Als Charlie noch ein kleiner Junge war, kamen sie oft zu den Spielen, aber ihr letzter Besuch im Wrigley Field ist schon Ewigkeiten her. Als Jason gestern vorschlug, dorthin zu gehen, glaubte sie nicht, dass Charlie Lust haben würde, aber anscheinend traf das irgendetwas Nostalgisches in der Psyche ihres Sohns, denn er stimmte begeistert zu. Und jetzt wirkt er entspannt und glücklich. Sie alle sind glücklich, ein Trio, das zufrieden in der Sonne sitzt, Hot Dogs à la Chicago isst und zusieht, wie die Spieler über das satte Rasengrün rennen.

Daniela, leicht beseelt vom lauwarmen Bier, fällt, als sie zwischen den beiden wichtigsten Männern in ihrem Leben sitzt, auf, dass dieser Nachmittag sich irgendwie anders anfühlt. Sie weiß nicht, ob es an Charlie oder Jason oder an ihr liegt. Charlie ruht im Augenblick in sich selbst, jedenfalls schaut er mal nicht alle fünf Sekunden auf sein Handy. Und Jason strahlt regelrecht, seit Jahren hat sie ihn nicht so gesehen. Schwerelos ist das Wort, das ihr in den Sinn kommt. Sein Lächeln wirkt breiter, fröhlicher, ungezwungener.

Und er kann seine Hände nicht von ihr lassen.

Vielleicht liegt es wirklich an ihr.

Vielleicht ist es aber auch das Bier und das klare Herbstlicht, die geballte Energie, die von den Zuschauern ausgeht.

Was heißen soll, vielleicht liegt es einzig und allein daran, dass sie sich so lebendig fühlt bei einem Baseballspiel an einem Herbsttag im Herzen der Stadt.

Charlie hat nach dem Spiel noch etwas vor, also setzen sie ihn bei einem Freund in Logan Square ab. Sie fahren kurz nach Hause, um sich umzuziehen, dann brechen sie auf in den Abend, nur sie beide – nur irgendwie Richtung Innenstadt, ohne feste Route, ohne bestimmtes Ziel.

Ein Streifzug durch Chicago an einem Samstagabend.

Daniela fährt durch den dichten Abendverkehr, sie ist auf dem Lakeshore Drive. Als sie Jason in ihrem zehn Jahre alten Suburban anschaut, sagt sie: »Ich weiß, was ich als Erstes tun will.«

Dreißig Minuten später befinden sie sich in einer Gondel eines lichterbehangenen Riesenrads.

Während sie hinunter auf den beeindruckenden Navy Pier sehen, sitzen Daniela und Jason eng umschlungen nebeneinander und genießen die spektakuläre Skyline ihrer Stadt.

Am höchsten Punkt des Riesenrads, fünfzig Meter über dem Rummelplatz, spürt Daniela, wie Jason ihr Kinn berührt und ihr Gesicht zu sich dreht.

Sie haben die Gondel ganz für sich allein.

Sogar so weit oben duftet es nach Schmalzgebackenem und Zuckerwatte.

Das Gelächter von Kindern, die Karussell fahren, dringt zu ihnen hoch.

Auf dem Minigolfplatz unter ihnen schreit eine Frau vor Vergnügen über ein Hole-in-one auf.

Jasons Eindringlichkeit lässt all das bedeutungslos werden.

Als er sie küsst, spürt sie sein Herz durch seine Windjacke, es pocht heftig in seiner Brust.

Sie essen in einem Restaurant, das sie sich eigentlich nicht leisten können. Dabei reden sie ununterbrochen, als hätten sie seit Jahren nicht miteinander gesprochen.

Dabei geht es nicht um Leute oder gemeinsame Erinnerungen, sondern um Ideen.

Sie leeren eine Flasche Tempranillo.

Bestellen eine zweite.

Überlegen sich, ob sie die Nacht vielleicht in der Stadt verbringen sollen.

Es ist lange her, dass Daniela ihren Mann so leidenschaftlich, so selbstbewusst erlebt hat.

Er scheint von innen heraus zu leuchten, zu brennen, als hätte er sich neu in seine Frau verliebt.

Nach der Hälfte der zweiten Flasche sieht er, wie sie durchs Fenster schaut, und fragt: »Woran denkst du?«

»Das ist eine gefährliche Frage.«

»Das ist mir bewusst.«

»Ich denke über dich nach.«

»Was ist mit mir?«

»Es fühlt sich an, als würdest du versuchen, mich ins Bett zu bekommen.« Sie lacht. »Ich meine, es fühlt sich an, als würdest du es versuchen, obwohl du es gar nicht versuchen musst. Wir sind ein altes Ehepaar, und ich habe das Gefühl, du ...«

»Ich mache dich an?«

»Genau. Versteh mich nicht falsch. Ich beschwere mich nicht. Überhaupt nicht. Es ist nur erstaunlich. Schätze mal, ich verstehe einfach nicht, woher das kommt. Ist alles in Ordnung mit dir? Stimmt irgendwas nicht, und du willst es mir nicht sagen?«

»Mir geht's gut.«

»Dann ist das alles nur, weil du vor zwei Tagen fast von einem Taxi umgefahren worden wärest?«

Er sagt: »Ich weiß nicht, ob in diesem Augenblick mein Leben an mir vorüberzog oder sonst was, aber als ich nach Hause kam, fühlte sich alles anders an. Realer. Vor allem du. Auch jetzt ist es, als würde ich zum ersten Mal mit dir ausgehen. Ich habe dieses nervöse Kribbeln im Magen, jede Sekunde denke ich an dich. Ich denke an all die Entscheidungen, die wir gemeinsam getroffen und die diesen Augenblick erst ermöglicht haben. Dass wir an diesem wunderbaren Tisch sitzen. Dann denke ich an alle Eventualitäten, die hätten verhindern können, dass dieser Augenblick je eintritt, und es fühlt sich alles so ... ich weiß auch nicht ...«

»Wie fühlt es sich an?«

»So zerbrechlich.« Jason wird kurz nachdenklich. Schließlich sagt er: »Es ist beängstigend, wenn man sich überlegt, dass jeder Gedanke, den wir haben, jede Entscheidung, die wir treffen, eine neue Welt erschafft. Nach dem Baseballspiel sind wir zum Navy Pier gefahren, danach hierher zum Essen. Aber das ist nur eine Version dessen, was passiert ist. In einer anderen Realität sind wir nicht zum Pier gegangen, sondern haben uns in einem Konzerthaus eine Symphonie angehört. In einer weiteren sind wir zu Hause geblieben. Und in einer vierten hatten wir auf dem Lakeshore Drive einen tödlichen Unfall und konnten demzufolge nirgendwo mehr hingehen.

»Aber diese anderen Realitäten existieren nicht wirklich.«

»Genau genommen sind sie genauso real wie diejenige, die du und ich in diesem Moment erleben.«

»Wie ist das möglich?«

»Es ist ein Rätsel. Aber es gibt Hinweise. Die meisten Astrophysiker glauben, dass die Sterne und die Kraft, die Galaxien zusammenhält und unser Universum am *Laufen* hält, eine theoretische Substanz sind, die wir weder messen noch beobachten können. Es ist etwas, das man Dunkle Materie nennt. Und aus dieser Dunklen Materie besteht der Großteil des bekannten Universums.«

»Aber was ist diese Materie?«

»Das weiß kein Mensch so genau. Physiker stellen immer neue Theorien auf, um ihren Ursprung zu erklären und was sie ausmacht. Wir wissen, dass es bei ihr eine Wechselwirkung mit der Gravitation gibt, nicht anders als bei gewöhnlicher Materie, aber dennoch muss diese Schwarze Materie aus etwas völlig Neuartigem gemacht sein.«

»Also eine neue Form von Materie.«

»Richtig. Einige String-Theoretiker glauben, sie könnte ein Hinweis auf die Existenz von Parallelwelten sein. Sie bezeichnen es als Multiversum.«

Daniela schaut nachdenklich, dann fragt sie: »All diese anderen Welten ... Wo sind sie?«

»Stell dir vor, du bist ein Fisch, der in einem Teich schwimmt. Du kannst dich vorwärts und rückwärts bewegen, von einer Seite auf die andere, aber nie aus dem Wasser heraus. Würde jemand neben dem Teich stehen und dich beobachten, hättest du keine Ahnung, dass derjenige überhaupt da ist. Für dich ist dieser kleine Teich das gesamte Universum. Jetzt stell dir vor, jemand greift ins Wasser und hebt dich aus dem Teich. Du siehst einen anderen Teich. Mehrere Teiche. Bäume. Den Himmel. Du erkennst, dass du Teil einer viel größeren und geheimnisvolleren Realität bist, als du dir je hättest erträumen können.«

Daniela lehnt sich zurück und trinkt einen Schluck Wein. »Dann sind also Tausende anderer Teiche überall um uns herum, jetzt in diesem Augenblick – aber wir können sie nicht sehen?«

»Genau.«

Früher hatte Jason sie oft bis spät in die Nacht hinein mit seinen wilden Theorien wachgehalten, von völlig mysteriösen und abstrusen Dingen erzählt, meistens nur, um sie zu beeindrucken.

Damals funktionierte das.

Es funktioniert auch jetzt.

Sie wendet kurz den Blick ab, schaut durchs Fenster, sieht das Wasser vorbeiziehen, während das Licht der umgebenden Gebäude als permanentes Schimmern auf der gläsernen Oberfläche des Flusses tanzt.

Schließlich sieht sie ihn über den Rand ihres Glases an, ihre Blicke verschmelzen, und zwischen ihnen zittert das Kerzenlicht.

Sie sagt: »Glaubst du, dass es in einem dieser Teiche da draußen eine andere Welt gibt, mit einer anderen Version von dir? Eine Welt, in der all die Pläne in die Tat umgesetzt wurden, die du hattest, als du jung warst und bevor dir das Leben in die Quere kam?«

Er lächelt. »Der Gedanke ist mir auch schon durch den Kopf gegangen.«

»Und gibt es vielleicht eine Welt, in der ich eine berühmte Künstlerin bin? Die all das hier für ihren Erfolg eingetauscht hat?«

Jason beugt sich vor und schiebt ihre Teller beiseite, damit er ihre Hände halten kann.

»Selbst wenn da draußen eine Million Teiche existieren sollten, mit parallelen Welten und Lebensentwürfen von dir und mir, dann ist diese Welt hier, in diesem Augenblick, die beste. Das weiß ich sicherer als sonst irgendetwas.«

SIEBEN

Die nackte Glühbirne an der Decke wirft ein trübes Licht in die winzige Zelle. Ich bin an eine Stahlpritsche geschnallt, Fuß- und Handgelenke sind mit Gurten aneinandergefesselt und über Karabiner mit Ringhaken in der Wand verbunden.

Es werden drei Schlösser betätigt, aber noch bin ich zu betäubt, um überhaupt zu reagieren.

Die Tür öffnet sich.

Leighton trägt einen Smoking.

Eine Brille mit Drahtgestell.

Als er näher kommt, rieche ich erst Parfum, dann in seinem Atem Alkohol. Champagner? Ich frage mich, wovon er aufgebrochen ist. Von einer Party? Einer Benefizveranstaltung? Am Satinrevers seines Sakkos steckt eine rosafarbene Schleife.

Leighton setzt sich auf die Kante der papierdünnen Matratze.

Er schaut ernst.

Und unglaublich traurig.

»Ich bin mir sicher, es gibt Dinge, die du sagen willst, Jason, aber ich hoffe, du lässt mich zuerst reden. Ich bin zu einem großen Teil schuld an dem, was passiert ist. Du bist zurückgekommen, und wir waren nicht darauf vorbereitet, dass es dir ... so schlecht ging. Und noch immer geht. Wir haben dich im Stich gelassen, und das tut mir leid. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Es ist nur ... ich hasse alles, was geschehen ist. Eigentlich hatten wir vorgehabt, deine Rückkehr groß zu feiern.«

Obwohl man mich stark sediert hat, zittere ich. Vor Trauer.

Vor Wut.

»Der Mann, der in Danielas Wohnung kam – hast *du* ihn auf mich gehetzt?«, frage ich.

»Du hast mir keine andere Wahl gelassen. Auch nur die Möglichkeit, dass du ihr von diesem Ort hier erzählt hast ...«

»Hast du ihm gesagt, er soll sie umbringen?«

»Jason!«

»Hast du es getan?«

Er antwortet nicht, aber das ist auch eine Antwort.

Ich starre in Leightons Augen, und mein einziger Gedanke ist, dass ich ihm sein Gesicht zertrümmern will.

»Du verdammter ...«

Ich breche zusammen.

Schluchze.

Ich kann das Bild, wie Danielas Blut ihr über den nackten Fuß läuft, einfach nicht aus meinem Hirn verbannen.

»Es tut mir ja so leid, Bruder.« Leighton legt mir die Hand auf den Arm, und ich renke mir fast die Schulter aus, um dieser Berührung zu entgehen.

»Rühr mich nicht an.«

»Du bist seit fast vierundzwanzig Stunden in dieser Zelle. Es bereitet mir kein Vergnügen, dich gefesselt und betäubt zu sehen, aber solange du eine Gefahr für dich und andere bist, kann ich das nicht ändern. Du musst etwas essen und trinken. Bist du bereit dazu?«

Ich starre einen Riss in der Wand an.

Und stelle mir vor, mit Leightons Schädel noch einen hinzuzufügen.

Ihn immer und immer wieder gegen den Beton zu schlagen, bis nichts mehr übrig ist außer rotem Brei.

»Jason, entweder du lässt dich füttern, oder ich muss dir eine Magensonde legen.«

Ich will ihm sagen, dass ich ihn töten möchte. Ihn und alle anderen in diesem Labor. Ich spüre, wie mir die Worte in die Kehle steigen, aber die Einsicht siegt – ich bin diesem Mann völlig ausgeliefert.

»Ich weiß, was du in dieser Wohnung erlebt hast, war furchtbar, und das tut mir leid. Es wäre mir lieber, es wäre nie passiert, aber manchmal ist eine Situation so verfahren ... Bitte glaube mir, es tut mir sehr, sehr leid, dass du das sehen musstest.«

Leighton steht auf, geht zur Tür, zieht sie auf.

Auf der Schwelle dreht er sich noch einmal zu mir um, das Gesicht halb im Licht, halb im Schatten.

Er sagt: »Vielleicht willst du das im Augenblick nicht hören, aber ohne dich würde dieser Ort nicht existieren. Ohne deine Arbeit, deine Brillanz wäre keiner von uns hier. Ich lasse nicht zu, dass jemand das vergisst, und vor allem du nicht.«

Ich beruhige mich.

Ich tue so, als würde ich mich beruhigen.

Denn wenn ich weiter gefesselt in dieser winzigen Zelle bleibe, erreiche ich rein gar nichts.

Vom Bett aus starre ich hoch zu der über der Tür montierten Überwachungskamera und frage nach Leighton.

Fünf Minuten später nimmt er mir die Fesseln ab und sagt: »Ich bin wahrscheinlich genauso froh wie du, dass du diese Dinger loswirst.«

Er streckt mir die Hand hin und hilft mir auf.

Meine Handgelenke sind wund von den Ledergurten.

Mein Mund ist trocken.

Ich bin fast wahnsinnig vor Durst.

Er fragt: »Fühlst du dich besser?«

Mir fällt auf, dass mein erster Gedanke, als ich in diesem Labor zu mir kam, der richtige war. Sei der Mann, für den sie dich halten. Das kann mir aber nur gelingen, indem ich vorgebe, meine Erinnerungen und meine Identität verloren zu haben. Lass sie die Leerstellen füllen, sage ich mir. Denn wenn ich nicht der Mann bin, für den sie mich halten, dann haben sie keine Verwendung für mich.

Das ist die einzige Chance, dieses Labor lebend zu verlassen.

Ich sage: »Ich hatte Angst. Deshalb bin ich geflohen.«

»Das verstehe ich total.«

»Tut mir leid, dass ich euch das angetan habe, aber du musst verstehen – ich komme mir ziemlich verloren vor. Da ist ein klaffendes Loch, wo die Erinnerungen der letzten zehn Jahre sein sollten.«

»Und wir werden alles in unserer Macht Stehende tun, um dir zu helfen, diese zurückzugewinnen. Um dich wieder auf die Beine zu bringen. Wir wollen gleich ein MRT machen. Wir wollen auch untersuchen, ob du unter einer Posttraumatischen Belastungsstörung leidest. Amanda Lucas, unsere Psychiaterin, wird mit dir reden. Ich gebe dir mein Wort – wir werden alle Hebel in Bewegung setzen, damit du wieder in Ordnung kommst. Bis wir dich komplett zurückhaben.«

»Danke.«

»Du würdest dasselbe für mich tun. Sieh, ich habe keine Ahnung, was du in den letzten vierzehn Monaten durchgemacht hast. Aber der Mann, den ich seit zehn Jahren kenne, mein Kollege und Freund, der dieses Institut mit mir aufgebaut hat, er ist irgendwo da drin in deinem Kopf. Und ich werde nichts unversucht lassen, um ihn zu finden.«

Ein erschreckender Gedanke – was, wenn er recht hat?

Ich glaube zu wissen, wer ich bin.

Aber ein Teil von mir fragt sich – was, wenn die Erinnerungen, die ich an mein reales Leben habe, als Ehemann, Vater, Professor, nicht real sind?

Was, wenn sie ein Nebenprodukt eines Hirnschadens sind, den ich mir bei der Arbeit in diesem Labor zugezogen habe?

Was, wenn ich tatsächlich der Mann bin, für den mich alle halten?

Nein.

Ich weiß, wer ich bin.

Bis eben saß Leighton auf der Matratze. Jetzt schwingt er die Füße hoch und lehnt den Rücken ans Ende der Pritsche.

»Ich muss dich das fragen«, sagte er. »Was wolltest du in der Wohnung dieser Frau?«

Lüge.

»Ich bin mir nicht ganz sicher.«

»Woher kanntest du sie?«

Ich kämpfe gegen die Tränen und die Wut an.

»Ich hatte vor langer Zeit mal was mit ihr.«

»Gehen wir es von Anfang an durch. Nachdem du vor drei Nächten durchs Badfenster geflohen bist, wie hast du es zu deinem Haus in Logan Square geschafft?«

»Mit einem Taxi.«

»Hast du dem Fahrer gesagt, woher du kommst?«

»Natürlich nicht.«

»Okay. Und nachdem du uns in deinem Haus entwischt bist, wohin bist du dann gegangen?«

Lüge.

»Ich bin die ganze Nacht herumgeirrt. Ich war desorientiert, verängstigt. Am Tag habe ich dann dieses Plakat für Danielas Ausstellung entdeckt. So habe ich sie gefunden.«

»Hast du außer mit Daniela sonst noch mit jemandem geredet?«

Ryan.

»Nein.«

»Bist du sicher?«

»Ja. Wir gingen in ihre Wohnung, und wir waren allein bis ...«

»Du musst verstehen – wir haben für dieses Institut alles gegeben. Für deine Arbeit. Wir sind alle voll dabei. Jeder von uns würde sein Leben opfern, um es zu schützen. Dich eingeschlossen.«

Der Schuss.

Das schwarze Loch zwischen ihren Augen.

»Es bricht mir das Herz, dich so zu sehen, Jason.«

Er sagt das mit aufrichtigem Bedauern. Ich sehe es in seinen Augen.

»Wir waren Freunde?«, frage ich.

Er nickt mit verkniffenem Mund, als müsste er seine Gefühle zurückhalten.

Ich sage: »Ich kann nur schwer verstehen, wie es für dich und diese Leute hinnehmbar sein kann, einen Mord zu begehen, um dieses Institut zu schützen.«

»Der Jason Dessen, den ich kenne, hätte sich nicht den Kopf darüber zerbrochen, was mit Daniela Vargas passiert ist. Ich will damit nicht sagen, dass er froh darüber gewesen wäre. Das sind wir alle nicht. Es macht mich regelrecht krank. Aber er hätte sich einverstanden erklärt.«

Ich schüttele den Kopf.

Er sagt: »Du hast vergessen, was wir zusammen aufgebaut haben.«

»Dann zeig's mir.«

Sie waschen mich, geben mir neue Kleider und etwas zu essen.

Danach fahren Leighton und ich mit dem Aufzug hinunter auf Ebene U4.

Als ich das letzte Mal diesen Korridor entlangging, war er mit Plastikplanen verhängt, und ich hatte keine Ahnung, wo ich war.

Ich werde nicht bedroht.

Man hat mir nicht ausdrücklich gesagt, dass ich nicht von hier weggann.

Aber mir ist aufgefallen, dass Leighton und ich so gut wie nie allein sind. Zwei Männer, die mich in ihrem Verhalten an Polizisten erinnern, sind immer irgendwo in unserer Nähe. Ich habe sie schon in meiner ersten Nacht hier beobachtet.

»Es sind im Wesentlichen vier Ebenen«, sagt Leighton. »Fitnessraum, Gemeinschaftsraum, Kantine und ein paar Schlafquartiere auf eins. Labore, Reinräume, Konferenzräume auf zwei. U3 dient ausschließlich der Produktion. Ebene vier umfasst die Krankenstation und das Kontrollzentrum.«

Wir gehen auf Türen zu, die aussehen, als gehörten sie zu Tresoren und als verbärgen sich Staatsgeheimnisse dahinter.

Leighton bleibt vor einem Touchscreen an der Wand stehen.

Er zieht eine Schlüsselkarte aus der Tasche und hält sie unter den Scanner.

Eine Computerstimme sagt: *Name bitte.*

Er beugt sich über das Ding. »Leighton Vance.«

Code.

»Eins-Eins-Acht-Sieben.«

Ein Summen erschreckt mich, es hallt den Gang entlang.

Die Tür geht langsam auf.

Ich betrete einen Hangar.

Von der Decke beleuchten Strahler einen Würfel mit etwa vier Meter Kantenlänge in Metallfarbe.

Mein Puls steigt.

Anscheinend spürt Leighton meine Ehrfurcht, denn er sagt: »Wunderschön, nicht wahr?«

Das Ding ist wirklich sehr, sehr schön.

Zuerst denke ich, dass das Summen im Hangar von den Strahlern kommt, aber das kann nicht sein. Es ist sehr tief und klingt wie die extrem niederfrequenten Schwingungen einer riesigen Maschine.

Ich bewege ich mich auf den Kubus zu, völlig fasziniert.

Ich hätte nie angenommen, dass ich ihn in dieser Größe tatsächlich einmal vor mir sehe.

Aus der Nähe verfügt er nicht über eine glatte, sondern über eine unregelmäßige Oberfläche, die das Licht auf eine Art reflektiert, dass sie fast durchscheinend wirkt.

Leighton deutet auf den makellos sauberen Betonboden, der im Licht schimmert. »Da drüben haben wir dich bewusstlos gefunden.«

Wir umrunden langsam den Würfel.

Ich berühre ihn, streiche mit den Fingern über die Oberfläche.

Sie fühlt sich kalt an.

Leighton sagt: »Als du vor zehn Jahren den Pavia-Preis erhalten hast, kamen wir auf dich zu und sagten, wir hätten fünf Milliarden Dollar. Wir

hätten ein Raumschiff bauen können, aber wir haben alles dir gegeben. Um zu sehen, was du mit unbeschränkten Mitteln erreichen kannst.«

Ich frage: »Ist meine Arbeit hier? Meine Notizen?«

»Natürlich.«

Wir erreichen das hintere Ende des Kubus.

Er führt mich um die Ecke.

Auf dieser Seite wurde eine Tür in den Würfel geschnitten.

»Was ist da drinnen?«

»Schau's dir selbst an.«

Der Sockel des Türrahmens befindet sich einen knappen halben Meter über dem Boden.

Ich drücke den Griff nach unten, schiebe die Tür auf und setze einen Fuß ins Innere.

Leighton legt mir die Hand auf die Schulter.

»Nicht weiter«, sagt er. »Zu deiner eigenen Sicherheit.«

»Ist es gefährlich?«

»Du warst der Dritte, der reinging. Nach dir kamen noch zwei. Bis jetzt bist du der Einzige, der zurückgekehrt ist.«

»Was ist mit den anderen passiert?«

»Wir wissen es nicht. Aufnahmegeräte funktionieren drinnen nicht. Wir können nur auf Berichte von denjenigen hoffen, die es geschafft haben, den Würfel wieder zu verlassen. So wie du zum Beispiel.«

Innen ist der Würfel vollkommen leer, nicht einmal Schalttafeln kann ich erkennen, er ist einfach nur dunkel.

Wände, Boden und Decke bestehen aus demselben Material wie die Außenwand.

Leighton sagt: »Der Würfel ist schalldicht, strahlungsdicht, luftdicht, und er erzeugt, wie du dir vielleicht schon gedacht hast, ein starkes Magnetfeld.«

Als ich die Tür schließe, rastet innen ein Riegel ein.

Diesen Kubus zu sehen ist, als wäre ein Verstorbener von den Toten auferstanden.

Meine Arbeit als junger Mann hatte viel mit einem sehr ähnlichen Würfel zu tun gehabt. Nur hatte der eine Kantenlänge von knapp drei Zentimetern, und in ihm wollte ich ein makroskopisches Objekt in den Zustand der Superposition versetzen.

In den, wie Wissenschaftler mit ihrem speziellen Humor es nennen, Katzenzustand.

Wie bei Schrödingers Katze.

Man stelle sich eine Katze, eine Ampulle mit Gift und eine radioaktive Quelle in einem versiegelten Kasten vor. Wenn ein interner Sensor Radioaktivität registriert, etwa wenn ein Atom zerfällt, zerbricht die Ampulle und setzt das Gift frei, das die Katze tötet. Die Chancen des Atoms, zu zerfallen oder nicht zu zerfallen, sind genau gleich hoch.

Es ist ein genialer Weg, um ein Ereignis in der klassischen Welt, unserer Welt, mit einem Ereignis auf Quantenebene in Verbindung zu bringen.

Die Kopenhagener Deutung der Quantenmechanik schlägt etwas Verrücktes vor: Bevor der Kasten geöffnet wird, bevor es zu einer Beobachtung kommt, existiert das Atom in Superposition – ein indeterminierter, also unbestimmter, Zustand sowohl des Zerfallens wie des Nichtzerfallens. Was wiederum bedeutet, dass die Katze gleichzeitig am Leben oder tot sein kann.

Und nur wenn der Kasten geöffnet und eine Beobachtung angestellt wird, kollabiert die Wellenfunktion in einen der beiden Zustände.

Mit anderen Worten, wir sehen nur eins der beiden möglichen Ergebnisse.

Zum Beispiel eine tote Katze.

Und dieses Ergebnis wird zu unserer Realität.

Und jetzt wird es absonderlich.

Gibt es andere Welt, genauso real wie die, die wir kennen, in der wir den Kasten geöffnet und darin eine schnurrende, lebendige Katze gefunden

haben?

Die Viele-Welten-Interpretation der Quantenmechanik sagt ja.

Dass es, wenn wir den Kasten öffnen, eine Verzweigung gibt.

In ein Universum, in dem wir eine tote Katze entdecken.

In eins, in dem wir eine lebendige entdecken.

Und es ist der Akt unserer *Beobachtung*, der die Katze tötet – oder sie am Leben lässt.

Und jetzt wird es noch viel bizarrer.

Denn diese Beobachtungsvarianten ereignen sich *die ganze Zeit*.

Wenn die Welt sich also wirklich aufspaltet, sobald etwas beobachtet wird, bedeutet das, dass es eine unvorstellbar große, potenziell unendliche Anzahl von Universen gibt – das Multiversum –, in denen alles, was passieren kann, auch passiert.

Meine Absicht war es, in meinem winzigen Würfel eine Umgebung zu erzeugen, die vor Beobachtung und externen Einflüssen geschützt ist und in der es meinem makroskopischen Objekt – einer 40 mm großen Scheibe aus Aluminiumnitrid, das aus ungefähr einer Billion Atomen besteht – möglich ist, in diesem indeterminierten Katzenzustand zu existieren und nicht aufgrund von Wechselwirkungen mit seiner Umgebung in einem Zustand der Dekohärenz zu sein.

Ich konnte dieses Problem nicht lösen, bevor ich meine Fördermittel verlor, aber anscheinend hat eine andere Version von mir es geschafft. Und dann die Vorrichtung auf eine unvorstellbare Größe aufgeblasen. Denn wenn stimmt, was Leighton sagt, macht diese Schachtel etwas, das, nach allem, was ich über Physik weiß, unvorstellbar ist.

Ich schäme mich, als hätte ich ein Rennen gegen einen besseren Gegner verloren. Ein Mann mit einer epischen Vision hat diesen Kubus gebaut.

Ein klügeres, besseres Ich.

»Funktioniert der Würfel?«

Er sagt: »Die Tatsache, dass du hier neben mir stehst, deutet darauf hin, dass er funktioniert.«

»Ich verstehe das nicht. Wenn man in einem Labor Partikel in einen Quantenzustand bringen will, muss man einen Kryostaten konstruieren. Jedes Licht entfernen, die Luft absaugen und die Temperatur auf den Bruchteil eines Grads über dem absoluten Nullpunkt absenken. Das würde jedes menschliche Wesen umbringen. Und je größer man baut, umso anfälliger wird das Ganze. Obwohl wir unter der Erde sind, gibt es alle möglichen Partikel – Neutrinos, kosmische Strahlung –, die in diesen Würfel eindringen und den Quantenzustand stören können. Die Probleme scheinen mir unüberwindbar.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll ... Du hast sie überwunden.«

»Wie?«

Leighton lächelt. »Du hast es mir schon tausendmal erklärt, aber ich begreife es noch immer nicht ganz. Ich weiß nur, dass dieser Kasten eine Umgebung erzeugt und aufrechterhält, in der alltägliche Objekte im Zustand der Quantensuperposition existieren können.«

»Uns eingeschlossen?«

»Uns eingeschlossen.«

Okay.

Obwohl alles, was ich weiß, mir zu verstehen gibt, dass es unmöglich ist, habe ich offensichtlich einen Weg gefunden, eine funktionierende Quantenumgebung auf Makroebene zu erzeugen, um darin, vielleicht mithilfe eines Magnetfelds, Objekte mit der Quantenwelt auf atomarer Ebene in Verbindung zu bringen.

Aber was ist mit dem Bewohner des Kubus?

Auch Bewohner sind Beobachter.

Wir leben im Zustand der Dekohärenz, in einer einzigen Realität, weil wir unsere Umgebung ständig beobachten und dadurch mit ihr in eine Wechselwirkung treten.

Also muss hier noch etwas anderes am Werk sein.

»Komm mit«, sagt Leighton. »Ich will dir etwas zeigen.«

Er führt mich zu einer Fensterfront gegenüber der Kubustür.

Mit seiner Schlüsselkarte öffnet er eine weitere Sicherheitstür und zeigt mir einen Raum, der eine Art Kommunikations- oder Kontrollzentrale zu sein scheint.

Im Augenblick ist nur ein Arbeitsplatz besetzt, von einer Frau, die die Füße auf dem Tisch, Kopfhörer über den Ohren, recht entspannt wirkt und unser Eintreten gar nicht bemerkt.

»Der Kontrollraum ist vierundzwanzig Stunden am Tag und sieben Tage die Woche besetzt. Wir wechseln uns gegenseitig ab und warten darauf, dass einer zurückkehrt.«

Leighton setzt sich an einen Computer, gibt eine Reihe von Codes ein und stöbert in mehreren Verzeichnissen, bis er gefunden hat, was er sucht.

Er öffnet eine Datei.

Es ist ein HD-Video, aufgenommen von einer Kamera, die wahrscheinlich über der Fensterfront montiert ist und den Eingangsbereich vor dem Würfel kontrolliert.

Unten sehe ich eine Zeitangabe, das Datum liegt vierzehn Monate zurück, wobei die Uhr die Zeit bis auf die Hundertstelsekunde genau anzeigt.

Ein Mann kommt ins Bild und geht auf den großen Würfel zu.

Er trägt eine Art modernes Astronautenoutfit, den Helm hält er unter dem linken Arm, auf dem Rücken hat er einen Rucksack.

An der Tür drückt er auf den Griff und schiebt sie auf. Bevor er den Kubus betritt, dreht er den Kopf und blickt direkt in die Kamera.

Der Mann bin ich.

Ich winke, steige in den Würfel und schließe mich ein.

Leighton erhöht die Abspielgeschwindigkeit.

Fünfundfünfzig Minuten rasen vorbei, in denen mit dem Würfel rein gar nichts passiert.

Er verlangsamt das Video wieder, als eine Frau mit langen schwarzen Haaren auf den Kubus zugeht und die Tür öffnet.

Die Aufzeichnung wechselt zu Bildern einer GoPro-Kamera, die die Frau auf dem Kopf montiert hat.

Sie tastet mit der kleinen Kamera das Würfelinnere ab, ein Lichtstrahl gleitet über die leeren Wände und den Boden, lässt die unebene Oberfläche des Metalls aufleuchten.

»Und Simsalabim«, sagt Leighton. »Du bist verschwunden. Bis ...« Er klickt eine weitere Datei an. »Vor dreieinhalb Tagen.«

Ich sehe mich selbst aus dem Würfel taumeln und auf dem Boden zusammenbrechen, fast so, als hätte man mich hinausgestoßen.

Etwas Zeit vergeht, dann verfolge ich mit meinen eigenen Augen, wie ein Team in Schutzanzügen erscheint und mich auf eine Trage hievt.

Ich kann kaum fassen, was ich da beobachte. Es fühlt sich vollkommen surreal an, eine Aufzeichnung über den Moment anzuschauen, in dem der Albtraum begann, der nun mein Leben ist.

Meine ersten Sekunden in dieser schönen, neuen, total beschissenen Welt.

Eins der Schlafquartiere auf Ebene U1 wurde für mich hergerichtet. Im Vergleich zu der Zelle ist es eine willkommene Verbesserung.

Ein bequemes Bett.

Ein Bad mit Wanne.

Ein Schreibtisch, auf dem eine Vase mit frischen Schnittblumen steht, die den ganzen Raum mit ihrem Duft erfüllen.

Leighton sagt: »Ich hoffe, du hast es hier bequemer. Und: Bitte, versuche nicht, dich umzubringen. Wir sind alle darauf gefasst. Deshalb stehen vor der Tür zu diesem Raum Leute, die dich davon abhalten werden. Und solltest du etwas Derartiges unternehmen wollen, wirst du wieder in diese fürchterliche Zelle im Keller gebracht, dieses Mal aber in einer Zwangsjacke. Wenn es dir schlecht geht, greif zum Hörer und sag dem, der abhebt, dass er mich holen soll. Leide nicht im Stillen und allein.«

Er berührt den Laptop auf dem Tisch.

»Auf ihm findest du deine Arbeit der letzten fünfzehn Jahre. Das Material umfasst sogar deine Forschung, bevor du bei Velocity Laboratories angefangen hast. Es gibt kein Passwort. Stöbere einfach darin herum, womöglich hilft es deinem Gedächtnis auf die Sprünge.« An der Tür dreht er sich noch einmal um und bemerkt: »Übrigens, die wird verschlossen bleiben.« Er lächelt. »Doch nur zu deiner eigenen Sicherheit.«

Ich sitze mit dem Laptop auf dem Bett und bemühe mich, die schiere Menge an Dateien und Informationen zu bewältigen.

Meine Forschungsarbeiten sind nach Jahren sortiert, sie umfassen hauptsächlich die Zeit, kurz bevor und seit ich den Pavia-Preis verliehen bekam. Ich entdecke aber auch wissenschaftliche Fragestellungen, die ich als Doktorand aufgeworfen habe und die schon erste Hinweise auf meine grundsätzlichen Interessen enthalten.

Die ganz frühen Verzeichnisse enthalten Dokumente, die mir noch sehr vertraut sind – Entwürfe für einen Aufsatz, der später meine erste Veröffentlichung werden sollte, Exzerpte aus weiteren Aufsätzen, alles, was mich letztlich in dieses Institut an der University of Chicago und zur Konstruktion des winzigen Würfels führte.

Die Reinraum-Daten sind penibel geordnet.

Ich lese sämtliche Materialien auf dem Laptop, bis ich doppelt sehe, selbst dann mache ich noch weiter, stelle fest, wie sich meine Arbeit entwickelt, bis zu dem Punkt, an dem sie in *meiner* Version meines Lebens abbrach.

Dieser Punkt fühlt sich sehr seltsam an. Es ist, als hätte man alles über sich selbst vergessen und würde dann die eigene Biografie lesen.

Jeden Tag arbeitete ich damals.

Meine Notizen wurden gründlicher, präziser, besser.

Aber noch hatte ich große Mühe, einen Weg zu finden, um die Superposition meines makroskopischen Systems zu erzeugen. Die Frustrationen und Enttäuschungen sind in meinen Aufzeichnungen spürbar.

Ich kann die Augen nicht mehr offen halten.

Ich lösche das Licht auf dem Nachttisch und ziehe die Decke hoch.

Es ist pechschwarz im Zimmer.

Die einzige Lichtquelle ist der grüne Punkt hoch oben an der Wand direkt gegenüber meinem Bett.

Es ist eine Kamera, die im Nachtsichtmodus filmt.

Irgendjemand beobachtet jede meiner Bewegungen, jeden Atemzug.

Ich schließe die Augen und versuche, diese Tatsache auszublenden.

Aber sobald ich die Augen schließe, sehe ich mit quälender Klarheit, wie das Blut von Daniela an ihrem Knöchel hinunterläuft und über ihren nackten Fuß rinnt.

Das schwarze Loch zwischen ihren Augen.

Es wäre so leicht zusammenzubrechen.

Einfach zu zerbersten.

In der Dunkelheit berühre ich den Faden um meinen Ringfinger und denke daran, dass dieses andere Leben real ist, dass es immer noch irgendwo da draußen existiert.

Es ist, als würde ich an einem Strand stehen, während das Wasser den Sand unter meinen Füßen fortspült und ihn wieder ins Meer hinaustreibt. Ich spüre, wie meine ursprüngliche Welt und meine ursprüngliche Realität, die sie stützt, sich von mir entfernen.

Ich frage mich: Wenn ich nicht stark genug dagegen ankämpfe, wird die neue Realität dann langsam von mir Besitz ergreifen und mich davontragen?

Schlagartig bin ich hellwach.

Jemand klopft an meine Tür.

Ich schalte das Licht an und taumle desorientiert aus dem Bett. Keine Ahnung, wie lange ich geschlafen habe.

Das Klopfen wird lauter.

Ich sage: »Ich komme!«

Ich will die Tür öffnen, aber sie ist von außen verschlossen.

Ich höre etwas klicken.

Die Tür geht auf.

Ich brauche einen Augenblick, um mich zu erinnern, wann und wo ich diese Frau in dem schwarzen Wickelkleid schon einmal gesehen habe, die jetzt mit zwei Bechern Kaffee in der Hand und einem Notebook unter dem Arm im Gang steht. Dann fällt es mir wieder ein – hier. Sie leitete, oder versuchte es zumindest, die merkwürdige Einsatznachbesprechung, als ich vor dem Kubus das Bewusstsein wiedererlangte.

»Jason, hi. Amanda Lucas.«

»Hallo.«

»Tut mir leid, ich wollte nicht einfach so hereinplatzen.«

»Ist schon okay.«

»Hast du Zeit, mit mir zu reden?«

»Na ja, schon.«

Ich lasse sie eintreten und schließe die Tür.

Ziehe den Stuhl unter dem Tisch hervor.

Sie hält mir einen Pappbecher hin. »Ich habe Kaffee mitgebracht, falls du magst.«

»Danke«, sage ich und greife nach dem Becher. »Bitte, nimm Platz.«

Ich setze mich auf die Bettkante.

Der Kaffee wärmt meine Hände.

Sie sagt: »Es gab auch dieses Zeug mit Schokolade-Haselnuss, aber du magst ihn lieber pur, oder?«

Ich trinke einen Schluck. »Ja, der ist perfekt.«

Sie trinkt ebenfalls und sagt schließlich: »Das alles muss komisch für dich sein.«

»Das kann man so sagen.«

»Hat Leighton erwähnt, dass ich komme, um mit dir zu sprechen?«

»Hat er.«

»Gut. Ich bin die Psychiaterin des Instituts. Ich bin seit fast neun Jahren hier. Hatte eine private Praxis, bevor ich zu Velocity Laboratories kam. Was dagegen, wenn ich dir ein paar Fragen stelle?«

»Nein, ist in Ordnung.«

»Du hast Leighton berichtet ...« Sie klappt ihr Notebook auf: »Zitat: ›Da ist ein klaffendes Loch, wo die Erinnerungen der letzten zehn Jahre sein sollten.« Stimmt das so?«

»Ja.«

Sie schreibt etwas in ihr Notebook.

»Jason, hast du in jüngster Zeit ein lebensbedrohliches Ereignis erlebt, das große Angst, Hilflosigkeit oder Entsetzen ausgelöst hat?«

»Ich habe gesehen, wie Daniela Vargas direkt vor meinen Augen erschossen wurde.«

»Wovon redest du?«

»Deine Leute haben meine ... diese Frau, mit der ich zusammen war, ermordet. Unmittelbar bevor ich an diesen Ort zurückgebracht wurde.« Amanda ist ernsthaft verblüfft. »Moment mal – das weißt du gar nicht?«

Sie schluckt und ringt um Fassung.

»Das muss ja entsetzlich gewesen sein, Jason.« Sie sagt es, als würde sie mir nicht glauben.

»Glaubst du, dass ich mir das nur ausdenke?«

»Mich würde interessieren, ob du dich an irgendwas erinnerst, was den Kubus betrifft. Kannst du mir von den letzten vierzehn Monaten erzählen?«

»Wie schon gesagt, ich habe absolut keine Erinnerung daran.«

Sie notiert sich abermals etwas und sagt: »Womöglich erinnerst du dich nicht daran, aber bei unserer kurzen Nachbesprechung hast du gemeint, du seist zuletzt in einer Bar in Logan Square gewesen.«

»Das Gedächtnis lässt mich da im Stich. Kein Wunder, ich war ziemlich außer mir.«

»Natürlich. Also keine Erinnerungen aus dem Kubus. Gut, die nächsten Fragen sind reine Ja-oder-nein-Fragen. Schlafprobleme?«

»Nein.«

»Erhöhte Reizbarkeit oder Wut?«

»Nicht wirklich.«

»Konzentrationsprobleme?«

»Ich glaube nicht.«

»Empfindest du eine erhöhte Wachsamkeit?«

»Ja.«

»Okay. Ist dir aufgefallen, dass du verstärkt schreckhaft bist?«

»Ich ... bin mir nicht sicher.«

»Manchmal kann eine extreme Situation etwas auslösen, das wir psychogene Amnesie nennen, also ein abnormer Gedächtnisverlust durch etwas schmerzhaft Erlebtes. Eine primäre, strukturelle Hirnschädigung durch eine äußere Verletzung können wir ausschließen, jedenfalls nach meinem Eindruck, und ich bin sicher, dass das MRT das bestätigen wird. Was bedeutet, dass deine Erinnerungen an die letzten vierzehn Monate noch da sind. Sie sind nur tief in dir vergraben. Mein Job wird es sein, dir dabei zu helfen, sie wiederzufinden.«

Ich trinke einen weiteren Schluck Kaffee. »Was genau hast du vor?«

»Es gibt eine Reihe von Behandlungen, die wir ausprobieren können. Psychotherapie, kognitive Therapie, Kreativtherapie. Sogar klinische Hypnose. Du sollst wissen, dass mir nichts wichtiger ist, als dir zu helfen.«

Amanda starrt mir mit zermürbender Intensität in die Augen, erforscht sie, als wären die Geheimnisse meiner Existenz in meinen Hornhäuten eingebrannt.

»Du kennst mich wirklich nicht?«, fragt sie.

»Ich weiß nicht, wer du bist.«

Sie steht auf und nimmt ihre Sachen an sich.

»Leighton wird bald kommen und dich für das MRT abholen. Ich will dir einfach nur helfen, Jason, wo immer ich kann. Wenn du dich nicht an mich entsinnst, ist das in Ordnung. Du musst wissen, dass ich deine Freundin bin. Jeder in diesem Institut ist dein Freund oder deine Freundin. Wir sind alle wegen dir hier. Nur dass du das weißt: Wir alle bewundern dich und deinen Verstand und dieses Ding, das du gebaut hast.«

An der Tür bleibt sie stehen und schaut sich zu mir um.

»Wie war gleich der Name von dieser Frau, bei der du glaubst gesehen zu haben, wie sie ermordet wurde?«

»Ich *glaube* nicht, dass ich es gesehen habe. Ich habe es gesehen. Und ihr Name ist Daniela Vargas.«

Den Rest des Vormittags sitze ich an meinem Schreibtisch, frühstücke und scrolle durch die Dateien, die wissenschaftliche Leistungen belegen, an die ich keine Erinnerung habe.

Trotz meiner gegenwärtigen Umstände ist es geradezu berauschend, meine Aufzeichnungen zu lesen, die Fortschritte zu beobachten, die zu meinem Durchbruch mit dem Miniwürfel führten.

Die Lösung des Problems, wie die Superposition meiner Scheibe herbeizuführen ist.

Supraleitende Quantenbits verschaltet mit einer Reihe von Resonatoren, die simultane Zustände als Vibrationen wahrnehmen. Klingt unglaublich langweilig, ist aber bahnbrechend.

Es hat mir den Pavia-Preis eingebracht.

Und mich hier landen lassen.

Vor neun Jahren schrieb ich an meinem ersten Tag bei den Velocity Laboratories ein faszinierendes Projektexposé für das gesamte Team, in dem ich die Kollegen im Wesentlichen auf den neuesten Stand brachte, was die Theorie der Quantenmechanik und die des Multiversums betrifft.

Vor allem ein Abschnitt, eine Erörterung über Raumdimensionen, fällt mir ins Auge.

Ich schrieb damals ...

Wir nehmen unsere Umgebung in drei Dimensionen wahr, aber eigentlich leben wir nicht in einer 3D-Welt. 3D ist statisch. Eine Momentaufnahme. Wir müssen eine vierte Dimension hinzufügen, um das Wesen unserer Existenz zu beschreiben.

Der 4D-Tesseract fügt keine räumliche Dimension hinzu, sondern eine zeitliche.

Es fügt Zeit hinzu, eine Aneinanderreihung von 3D-Würfeln, um den Raum darzustellen, wie er sich an einer Zeitachse entlang bewegt.

Am besten lässt sich das verdeutlichen, indem man in den Nachthimmel zu den Sternen hochschaut. Ihr Strahlen braucht fünfzig Lichtjahre, um unsere Augen zu erreichen. Oder fünfhundert. Oder fünf Milliarden. Wir schauen nicht nur in den Raum, wir schauen auch in der Zeit zurück.

Unser Weg durch diese 4D-Raumzeit ist unsere Weltlinie (die Wirklichkeit), die mit unserer Geburt beginnt und mit unserem Tod endet. Vier Koordinaten (x, y, z und t [Zeit]) definieren einen Punkt innerhalb des Tesserakts.

Wir glauben, hier endet es, aber das stimmt nur, wenn jedes Ergebnis unausweichlich ist, wenn der freie Wille eine Illusion ist und unsere Weltlinie die einzige ist.

Was, wenn unsere Weltlinie nur eine in einer unendlichen Anzahl von Weltlinien ist, wobei einige im Vergleich zu dem Leben, das wir kennen, nur leicht verändert sind, andere wiederum dramatisch von unserer abweichen?

Die Viele-Welten-Interpretation der Quantenmechanik postuliert, dass alle möglichen Realitäten parallel existieren. Dass alles, was passieren kann, auch tatsächlich passiert. Alles, was in unserer Vergangenheit sich hätte ereignen können, hat sich auch ereignet, nur in einem anderen Universum.

Was, wenn das stimmt?

Was, wenn wir in einem fünfdimensionalen Wahrscheinlichkeitsraum leben?

Was, wenn wir eigentlich im Multiversum leben, unsere Gehirne sich aber auf eine Art entwickelt haben, die uns gleichsam mit einer Schutzmauer ausstattet, die unsere Wahrnehmung auf ein einzelnes Universum beschränkt? Auf eine Weltlinie? Diejenige, für die wir uns von Augenblick zu Augenblick entscheiden? Es klingt sinnvoll, wenn man darüber nachdenkt. Eine gleichzeitige Beobachtung aller möglichen Realitäten könnten wir nie und nimmer bewältigen.

Wie erhalten wir also Zugang zu diesem 5D-Wahrscheinlichkeitsraum?

Und falls wir ihn erhielten, wohin würde er uns führen?

Endlich, am frühen Abend, kommt Leighton zu mir.

Diesmal nehmen wir die Treppe, aber anstatt mich zur Krankenstation zu führen, gehen wir nur bis zur Ebene U2.

»Leichte Planänderung.«

»Kein MRT?«

»Noch nicht.«

Er bringt mich in einen Raum, den ich schon kenne – den Konferenzsaal, in dem Amanda Lucas in der Nacht, in der ich vor dem Kubus aufwachte, mit mir diese Nachbesprechung abhielt.

Das Licht ist gedämpft.

Ich frage: »Was kommt jetzt?«

»Setz dich, Jason.«

»Ich verstehe ni...«

»Setz dich.«

Ich nehme auf einem Stuhl Platz.

Leighton lässt sich mir gegenüber auf einem anderen Stuhl nieder.

Er sagt: »Ich höre, du hast dir deine alten Dateien angesehen.«

Ich nicke.

»Klingelt da etwas?«

»Nicht wirklich.«

»Schade. Ich hatte gehofft, ein Reise in die Vergangenheit würde bei dir einiges bewegen.«

Er richtet sich auf.

Sein Stuhl knarzt.

Es ist so still, dass ich die Glühlampen über mir summen höre.

Er betrachtet mich über den Tisch hinweg.

Irgendwas kommt mir komisch vor.

Falsch.

Leighton sagt: »Mein Vater gründete Velocity vor fünfundvierzig Jahren. In einer völlig anderen Zeit. Wir bauten Düsen- und Mantelstromtriebwerke, und es ging mehr darum, die großen Regierungs- und Firmenaufträge zu behalten, weniger um modernste wissenschaftliche Forschung. Jetzt sind wir nur noch dreiundzwanzig Mitarbeiter, aber eins hat sich nicht verändert: Diese Firma war schon immer eine Familie, und unsere Stärke ist komplettes und totales Vertrauen.«

Er dreht den Kopf und nickt einmal kurz.

Das Licht wird heller.

Ich kann durch die Wände aus Rauchglas in das kleine Auditorium schauen, und in ihm sitzen, wie in der ersten Nacht, fünfzehn oder zwanzig Personen.

Nur dass jetzt niemand aufsteht und applaudiert.

Niemand lächelt.

Alle starren auf mich herunter.

Grimmig.

Angespannt.

Ich spüre aufkommende Panik, sie lauert irgendwo außerhalb meines Horizonts.

»Warum sind diese Menschen hier?«, frage ich.

»Ich hab's dir gesagt. Wir sind eine Familie. Wir kümmern uns gemeinsam darum, wenn mal was schief läuft.«

»Ich kann dir nicht folgen.«

»Du lügst, Jason. Du bist nicht der, der du zu sein behauptest. Du bist keiner von uns.«

»Ich habe dir doch erklärt ...«

»Ich weiß, du erinnerst dich an gar nichts aus dem Kubus. Die letzten zehn Jahre sind ein schwarzes Loch.«

»Genau.«

»Bist du sicher, dass du dabei bleiben willst?«

Leighton öffnet den Laptop auf dem Tisch und tippt etwas ein.

Dann dreht er ihn zu mir und berührt den Bildschirm.

»Was soll das?«, frage ich. »Was ist los?«

»Wir werden jetzt beenden, was wir in der Nacht deiner Rückkehr angefangen haben. Ich werde dir Fragen stellen, und dieses Mal wirst du sie beantworten.«

Ich stehe auf, gehe zur Tür, will sie öffnen.

Verschlossen.

»Setz dich!«

Leightons Stimme ist so laut wie ein Schuss aus einer Waffe.

»Ich will raus.«

»Und ich will, dass du damit beginnst, die Wahrheit zu sagen.«

»Ich habe dir die Wahrheit gesagt.«

»Nein, du hast Daniela Vargas die Wahrheit gesagt.«

Hinter dem Rauchglas wird ein Mann ins Auditorium geführt. Er stolpert, während einer der beiden Wachmänner, die ihn begleiten, ihn am Genick packt.

Das Gesicht des Mannes wird gegen das Glas gedrückt.

O Gott.

Ryans Nase ist verunstaltet, ein Auge völlig geschwollen.

Sein zerschlagenes und verquollenes Gesicht hinterlässt Blutspuren auf dem Glas.

»Du hast Ryan Holder die Wahrheit gesagt.« Leightons Stimme ist eiskalt und feindselig.

Ich stürze zu Ryan und flüstere seinen Namen.

Er versucht zu antworten, aber ich kann ihn durch das Glas nicht hören.

Finsternis schaue ich Leighton an.

Er sagt: »Nimm wieder Platz, sonst lasse ich jemanden kommen, der dich an den Stuhl fesselt.«

Die Wut kehrt zurück. Dieser Mann ist verantwortlich für Danielas Tod. Und jetzt das. Ich frage mich, wie viel Schaden ich ihm zufügen kann, bevor ich von ihm weggezerrt werde.

Aber ich setze mich.

Ich frage: »Du hast ihn aufgespürt?«

»Nein, Ryan ist zu mir gekommen, weil ihn die Dinge, die du in Danielas Wohnung geäußert hast, sehr beunruhigt haben. Und genau diese Dinge will ich jetzt hören.«

Während ich beobachte, wie die Wachen Ryan auf einen Stuhl in der ersten Reihe drücken, begreife ich – Ryan hat das fehlende Teil konstruiert, das den Würfel erst funktionsfähig machte, dieses »Präparat«, das er bei Danielas Ausstellung erwähnte. Wenn unser Gehirn so geschaltet ist, dass wir unseren eigenen Quantenzustand nicht erfassen können, gibt es vielleicht ein Medikament, das den entsprechenden Mechanismus ausschaltet – die »Schutzmauer«, von der ich im Exposé geschrieben habe.

Der Ryan aus meiner Welt hatte sich mit dem präfrontalen Cortex und seiner Bedeutung bei der Entstehung von Bewusstsein beschäftigt. Die Annahme liegt nicht fern, dass Ryan vielleicht einen Wirkstoff entwickelt hat, der die Art, wie unser Hirn die Wirklichkeit wahrnimmt, verändert. Der verhindert, dass wir in unserer Umgebung Dekohärenz verursachen und Wellenfunktionen kollabieren lassen.

Ich kehre in den Augenblick zurück.

»Warum hast du ihn misshandelt?«, frage ich.

»Du hast Ryan gesagt, du bist Professor am Lakemont College, du hast einen Sohn und Daniela Vargas ist eigentlich deine Frau. Du hast ihm gesagt, du bist eines Abends auf dem Heimweg verschleppt worden und danach in diesem Labor aufgewacht. Du hast ihm gesagt, das hier ist nicht deine Welt. Gibst du das zu?«

Nochmals überlege ich, was ich ihm antun kann, bevor man mich von ihm wegzerrt. Ihm die Nase brechen? Ihn töten?

Meine Stimme klingt wie ein Knurren. »Du hast die Frau umgebracht, die ich liebe, weil sie mit mir *gesprachen* hat. Und du willst, dass ich deine Fragen beantworte? Du kannst mich mal.« Ich starre durch das Glas. »Ihr könnte mich alle mal.«

Leighton sagt: »Vielleicht bist du nicht der Jason, den ich kenne und liebe. Vielleicht bist du nur ein Schatten dieses Mannes, mit einem Bruchteil seines Ehrgeizes und seines Intellekts, aber eine Frage wirst du doch mit Sicherheit verstehen: Was, wenn der Würfel funktioniert? Das heißt, wir sitzen hier auf dem größten wissenschaftlichen Durchbruch aller Zeiten, mit Anwendungsmöglichkeiten, die wir noch nicht einmal ermessen können, und du regst dich darüber auf, dass wir bis zum Äußersten gehen, um das zu schützen?«

»Ich will gehen.«

»Du willst gehen. Aha. Denk an alles, was ich eben gesagt habe, und dann mach dir bewusst, dass du der einzige Mensch bist, der erfolgreich mit diesem Ding unterwegs war. Du bist im Besitz des Wissens, für das wir Milliarden von Dollar und zehn Jahre unseres Lebens geopfert haben. Ich sage das nicht, um dir Angst zu machen, sondern nur, um an deinen Verstand zu appellieren – glaubst du wirklich, wir würden nicht alles tun, um diese Informationen aus dir herauszuholen?«

Er lässt die Frage im Raum hängen.

Ein brutales Schweigen breitet sich aus, währenddessen ich mich im Auditorium umschaue.

Ich schaue Ryan an.

Ich schaue Amanda an. Sie meidet den Blickkontakt. Tränen funkeln in ihren Augen. Offensichtlich muss sie ihre ganze Kraft aufbieten, um nicht zusammenzubrechen.

»Ich will, dass du mir sehr genau zuhörst«, sagt Leighton. »Hier und jetzt in diesem Raum – und so einfach wird es für dich nie wieder werden. Ich will, dass du das Äußerste gibst, um das Beste aus diesem Augenblick zu machen. Sieh mich an.«

Ich sehe ihn an.

»Hast du den Kubus gebaut?«

Ich sage nichts.

»Hast *du* diesen Kasten gebaut?«

Noch immer nichts.

»Woher kommst du?«

Meine Gedanken spielen alle möglichen Szenarien durch – sag ihnen alles, was du weißt, sag ihnen nichts, sag ihnen etwas. Aber wenn etwas, was dann genau?

»Ist das deine Welt, Jason?«

Meine Situation hat sich nicht verändert. Meine Sicherheit hängt noch immer von meiner Nützlichkeit ab. Solange sie etwas von mir wollen, habe ich ein Druckmittel. Sobald ich ihnen alles sage, was ich weiß, gebe ich meine Macht aus den Händen.

Ich schaue Leighton direkt in die Augen.

Ich sage: »Ich werde jetzt nicht mit dir reden.«

Er seufzt.

Streckt den Hals.

Dann sagt er: »Ich denke, wir sind hier fertig.«

Die Tür geht auf.

Ich drehe mich um, doch bevor ich erkennen kann, wer hinter mir ist, werde ich vom Stuhl gezerrt und zu Boden geworfen.

Jemand hockt auf meinem Rücken, drückt mir seine Knie ins Rückgrat.

Hält meinen Kopf fest und sticht mir eine Nadel in den Hals.

Auf einer harten, dünnen Matratze, die sich deprimierend bekannt anfühlt, komme ich wieder zu mir.

Was sie mir auch injiziert haben, es produziert einen höllischen Kater – mein Schädel fühlt sich an, als würde ein Riss mitten hindurchgehen.

Eine Stimme flüstert mir ins Ohr.

Ich will aufstehen, aber die kleinste Bewegung verstärkt meine Kopfschmerzen auf ein unerträgliches Maß.

»Jason?«

Ich kenne diese Stimme.

»Ryan.«

»Hey.«

»Was ist passiert?«, frage ich.

»Man hat dich vor einer Weile in diese Zelle geschleppt.«

Ich zwingen mich, die Augen zu öffnen.

Ich liege wieder auf dieser Stahlpritsche, und Ryan kniet neben mir.

Aus der Nähe sieht er noch schlimmer aus.

»Jason, es tut mir ja so leid.«

»Das ist doch alles nicht deine Schuld.«

»Aber es stimmt, was Leighton gesagt hat. Nachdem ich an diesem Abend von dir und Daniela weggegangen war, habe ich ihn angerufen. Sagte, dass ich dich gesehen habe. Sagte, wo du bist.« Ryan schließt das eine, unverletzte Auge, und sein Gesicht verdüstert sich, als er fortfährt: »Ich hatte keine Ahnung, dass sie ihr was antun würden.«

»Wie bist du ins Labor gekommen?«

»Ich schätze, du hast ihnen nicht die Informationen gegeben, die sie wollten, deshalb tauchten sie mitten in der Nacht bei mir auf. Warst du bei ihr, als sie starb?«

»Ist direkt vor meinen Augen passiert. Ein Mann brach einfach in ihre Wohnung ein und schoss ihr zwischen die Augen.«

»O Gott.«

Er setzt sich neben mich auf die Pritsche, und wir beide lehnen uns mit den Rücken an die Betonwand.

»Ich dachte, wenn ich ihnen sage, was du Daniela und mir erzählt hast, dann holen sie mich endlich zu dem Projekt dazu. Belohnen mich irgendwie. Stattdessen haben sie mich verprügelt. Und mich beschuldigt, ihnen Dinge zu verschweigen.«

»Tut mir leid.«

»Du hast mich ja im Ungewissen gelassen. Ich wusste nicht einmal, was es mit diesem Institut auf sich hat. Ich habe die ganze Arbeit für dich und Leighton getan, aber du ...«

»*Ich* habe dich nicht im Ungewissen gelassen, Ryan. Das war nicht ich.«

Er schaut mich an, als versuche er, die Dimension dieser Behauptung zu begreifen.

»Das Zeug, das du bei Daniela gefaselt hast – das ist also alles wahr?«

Ich beuge mich zu ihm und flüstere: »Jedes Wort. Rede leise. Wahrscheinlich hören sie mit.«

»Wie bist du hier gelandet? Ich meine, in dieser Welt?«

»Unmittelbar außerhalb dieser Zelle gibt es einen Hangar und in diesem Hangar einen Metallwürfel, den eine andere Version von mir gebaut hat.«

»Und was genau macht dieser Würfel?«

»Soweit ich das verstanden habe, ist er ein Tor ins Multiversum.«

Er schaut mich an, als wäre ich verrückt. »Wie ist das möglich?«

»Du musst mir jetzt genau zuhören. In der Nacht nach meiner Flucht von diesem Ort bin ich in ein Krankenhaus gegangen. Dort wurde ein toxikologischer Test mit mir gemacht, mit dem Ergebnis, dass sich in meinem Körper ein mysteriöses psychoaktives Präparat befand. Als ich dich bei Danielas Ausstellung traf, hast du mich gefragt, ob das *Präparat* funktioniert habe. Woran genau hast du für mich gearbeitet?«

»Du hast mich gebeten, einen Wirkstoff zu entwickeln, der die Hirnchemie in bestimmten Brodmann-Arealen im präfrontalen Cortex

vorübergehend verändert. Ich brauchte vier Jahre. Wenigstens hast du mich gut dafür bezahlt.«

»Inwiefern verändert?«

»Sie für eine Weile lahmlegt. Ich hatte keine Ahnung, warum du das gebraucht hast.«

»Du kennst bestimmt die Geschichte mit Schrödingers Katze?«

»Klar.«

»Und wie die Beobachtung die Wirklichkeit bestimmt?«

»Ja.«

»Diese Version von mir versuchte, ein menschliches Wesen in den Zustand der Superposition zu bringen. Theoretisch ist das unmöglich, da unser Bewusstsein und unsere Beobachtungsgabe es nie zulassen würden. Aber falls es im Hirn einen Mechanismus gibt, der für den Beobachtereffekt verantwortlich ist ...«

»Du wolltest ihn ausschalten?«

»Richtig.«

»Mein Wirkstoff verhindert also bei einem Probanden die Dekohärenz?«

»Ich glaube schon.«

»Aber er verhindert nicht, dass andere bei uns Dekohärenz auslösen. Er verhindert nicht, dass deren Beobachtereffekt unsere Realität bestimmt.«

»Genau hier kommt der Kubus ins Spiel.«

»Heilige Scheiße. Dann hast du es also geschafft, ein menschliches Wesen in eine zugleich lebende und tote Katze zu verwandeln? Das ist ... beängstigend.«

Die Zellentür wird entriegelt und geht auf.

Wir schauen beide hoch, sehen Leighton auf der Schwelle stehen, flankiert von seinen Wachen – zwei Männer mittleren Alters mit zu engen, in die Jeans gesteckten Polohemden und einem schon etwas in die Jahre gekommenen Körperbau.

Sie wirken auf mich wie Männer, für die Gewalt einfach nur ihr Job ist.

Leighton sagt: »Ryan, würdest du uns bitte folgen?«

Ryan zögert.

»Schleift ihn hier raus.«

»Ich komme ja schon.«

Ryan steht auf und humpelt zur Tür.

Die Wachen packen ihn an den Armen und führen ihn weg, doch Leighton bleibt in der Tür stehen.

Seine Augen sind auf mich gerichtet.

»So bin ich eigentlich nicht, Jason. Ich hasse es. Ich hasse es, dass du mich zwingst, dieses Monster zu sein. Was wird jetzt passieren? Das ist nicht meine Entscheidung. Es liegt an dir.«

Ich springe vom Bett hoch und stürze mich auf Leighton, aber er knallt mir die Tür ins Gesicht.

Sie löschen das Licht in meiner Zelle.

Jetzt sehe ich nur noch den grün leuchtenden Punkt der Überwachungskamera über der Tür, durch die ich beobachtet werde.

Ich sitze im Dunkeln in einer Ecke und denke daran, wie alles auf diesen einen Augenblick hinauslief, seit ich in meinem Viertel, in meiner Welt vor fünf Tagen zum ersten Mal Schritte hinter mir hörte.

Seit ich eine Geisha-Maske und eine Waffe sah und Angst und Verwirrung die einzigen Sterne in meinem Himmel waren.

Ein Augenblick, in dem ich keinerlei Logik entdecken kann.

Keine Problemlösung.

Keine wissenschaftliche Methode.

Ich bin am Boden zerstört, seelisch gebrochen, verängstigt und kurz davor, das Ende von allem herbeizusehnen.

Ich musste zusehen, wie die Liebe meines Lebens vor meinen Augen ermordet wurde.

Mein alter Freund wird in diesem Moment wahrscheinlich gefoltert.

Und die Leute hier werden mich zweifellos leiden lassen, bevor ich sterben werde.

Ich habe solche Angst.

Ich vermisse Charlie.

Ich vermisse Daniela.

Ich vermisse mein heruntergekommenes Backsteinhaus, für dessen gründliche Renovierung ich nie das Geld hatte.

Ich vermisse unseren rostigen Suburban.

Ich vermisse mein Büro auf dem Campus.

Meine Studenten.

Ich vermisse das Leben, das mir gehört.

Und dann findet mich in der Dunkelheit, wie ein aufglimmender Leuchtdraht, die Wahrheit.

Ich höre die Stimme meines Entführers, die mir irgendwie bekannt vorkommt und mich nach meinem Leben ausfragt.

Meine Arbeit.

Meine Frau.

Ob ich sie je Dani nenne.

Er wusste, wer Ryan Holder war.

Mein Gott.

Er brachte mich in ein verlassenes Kraftwerk.

Setzte mich unter Drogen.

Stellte mir Fragen nach meinem Leben.

Nahm mein Handy, meine Kleider.

Heilige Scheiße.

Jetzt starrt es mir ins Gesicht.

Mein Herz bebt vor Wut.

Er tat das alles, damit er in meine Fußstapfen treten konnte.

Damit er sich das Leben aneignen konnte, das meins ist.

Die Frau, die ich liebe.

Meinen Sohn.

Meine Arbeit.

Mein Haus.

Denn dieser Mann war ich.

Dieser andere Jason, der den Würfel gebaut hatte – *er hat mir das angetan.*

Als das grüne Licht der Überwachungskamera verlöscht, erkenne ich, dass ich das im Grunde weiß, seit ich diesen Kubus zum ersten Mal sah.

Ich war einfach nicht bereit, der Wahrheit ins Auge zu sehen.

Und warum auch?

Es ist eine Sache, durch eine Welt zu irren, die nicht die eigene ist.

Doch etwas ganz anderes zu wissen, dass man in der eigenen ersetzt wurde.

Dass eine bessere Version von dir in dein Leben getreten ist.

Er ist klüger als ich, keine Frage.

Ist er auch ein besserer Vater für Charlie?

Ein besserer Ehemann für Daniela?

Ein besserer Liebhaber?

Er hat mir das angetan.

Nein.

Verdammt. Das Ganze ist noch viel komplizierter.

Ich habe mir das angetan.

Als ich höre, wie die Verriegelung in der Tür aufgeht, drücke ich mich instinktiv an die Wand.

Nun passiert es.

Sie kommen mich holen.

Die Tür geht langsam auf. Auf der Schwelle steht eine einzelne Person, die durch das Licht im Hintergrund nur als Silhouette zu erkennen ist.

Die Person tritt ein, schließt hinter sich die Tür.

Ich sehe rein gar nichts.

Aber ich kann sie riechen – Spuren von Parfum, Duschlotion.

»Amanda?«

Sie flüstert: »Sprich leise.«

»Wo ist Ryan?«

»Er ist weg.«

»Was meinst du mit *weg*?«

Sie ist den Tränen nahe, das hört man ihrer Stimme an. »Sie haben ihn umgebracht. Es tut mir so leid, Jason. Ich dachte, sie wollten ihm nur Angst einjagen, aber ...«

»Er ist tot?«

»Und dich werden sie jede Minute holen.«

»Warum bist du ...«

»Weil ich diese Scheiße nicht mitmachen werde. Was sie Daniela angetan haben. Holder. Was sie dir gleich antun werden. Sie haben eine Grenze überschritten, die man nicht überschreiten sollte. Nicht für die Wissenschaft. Für rein gar nichts.«

»Kannst du mich aus diesem Institut rausholen?«

»Nein, und es würde auch nichts nützen, da du in allen Medien warst.«

»Wovon redest du?«

»Die Polizei sucht nach dir. Man geht davon aus, dass du Daniela erschossen hast.«

»Ihr habt mir das in die Schuhe geschoben?«

»Auch das tut mir sehr leid. Hör zu, ich kann dich nicht aus dem Institut rausschaffen, aber ich kann dich in den Hangar bringen.«

»Weißt du, wie der Würfel funktioniert?«, frage ich.

Ich spüre ihren Blick, obwohl ich ihn nicht sehen kann.

»Ich habe keine Ahnung. Aber er ist deine einzige Möglichkeit, um hier rauszukommen.«

»Nach allem, was ich gehört habe, ist eine Reise in diesem Ding so, als würde man aus einem Flugzeug springen, ohne zu wissen, ob der Fallschirm sich öffnet.«

»Ist das so wichtig, wenn das Flugzeug sowieso abstürzt?«

»Was ist mit der Kamera?«

»Die hier drin? Ich habe sie ausgeschaltet.«

Ich höre, wie Amanda sich zur Tür bewegt.

Ein vertikaler Lichtspalt taucht auf und wird breiter.

Als die Zellentür ganz offen ist, sehe ich, dass sie einen Rucksack schultert. Sie tritt in den Gang, streicht sich ihren roten Bleistiftrock glatt und schaut mich an.

»Kommst du?«

Ich muss mich am Pritschengestell abstützen, um aufzustehen.

Anscheinend habe ich Stunden in der Dunkelheit zugebracht, denn das Licht im Flur ist beinahe unerträglich. Meine Augen brennen in der plötzlichen Helligkeit.

Ich bin auf Amandas Hilfe angewiesen.

Sie geht bereits auf die Tresortüren zu. Dreht sich zu mir um und flüstert:
»Na los.«

Ich folge stumm, die Neonlichter an der Decke ziehen über mir vorbei.

Abgesehen vom Widerhall unserer Schritte ist es völlig still.

Als ich vor dem Touchscreen stehe, hält Amanda ihre Schlüsselkarte unter den Scanner.

»Ist da nicht jemand im Kontrollzentrum?«, frage ich. »Ich dachte, da ist immer einer, der Wache ...«

»Ich habe heute Nacht Dienst. Ich bin deine Deckung.«

»Sie werden merken, dass du mir geholfen hast.«

»Wenn sie es realisieren, bin ich nicht mehr da.«

Die weibliche Computerstimme sagt: *Name bitte.*

»Amanda Lucas.«

Code.

»Zwei-Zwei-Drei-Sieben.«

Zugang verweigert.

»O Scheiße.«

»Was ist los?«, frage ich.

»Anscheinend hat uns jemand auf den Kameras im Gang gesehen und meine Zugangsberechtigung aufgehoben. Leighton wird in Sekunden Bescheid wissen.«

»Versuch's noch einmal.«

Sie zieht wieder ihre Karte durch.

Name bitte.

»Amanda Lucas.«

Passcode.

Jetzt spricht sie sehr langsam und überdeutlich. »Zwei-Zwei-Drei-Sieben.«

Zugang verweigert.

»Verdammter Mist.«

Am anderen Ende des Flurs geht eine Tür auf.

Als Leightons Männer heraustreten, wird Amanda bleich vor Angst, und ich spüre einen scharfen, metallischen Geschmack im Mund.

Ich frage: »Definieren die Angestellten ihre Codes selbst, oder werden sie zugewiesen?«

»Wir definieren sie.«

»Gib mir deine Karte.«

»Warum?«

»Weil vielleicht niemand daran gedacht hat, meine Zugangsberechtigung aufzuheben.«

Als sie mir die Karte reicht, taucht Leighton in der Tür am anderen Ende des Gangs auf.

Er ruft meinen Namen.

Ich drehe mich noch einmal um, als Leighton und seine Männer auf uns zurennen.

Ich ziehe die Karte durch.

Name bitte.

»Jason Dessen.«

Code.

Natürlich. Dieser Typ bin ich.

Monat und Jahr meine Geburtstags rückwärts.

»Drei-Sieben-Null-Eins.«

Stimmerkennung bestätigt. Willkommen, Dr. Dessen.

Der Summer geht los. Meine Nerven sind aufs Äußerste angespannt.

Während sich die Tür quälend langsam öffnet, muss ich hilflos zusehen, wie die Männer auf uns zustürzen – mit roten Gesichtern und ausgestreckten Armen.

Noch fünf oder sechs Sekunden entfernt.

Kaum ist der Spalt groß genug, schlüpft Amanda durch die Tür.

Ich folge ihr in den Hangar, renne über den glatten Betonboden zum Würfel.

Das Kontrollzentrum ist leer, das Licht strahlt von der hohen Decke auf uns herunter, und mir dämmert langsam, dass auch ich keine Alternative weiß, wie wir diesem Ort entkommen können.

Als wir uns dem Würfel nähern, schreit Amanda: »Wir müssen einfach nur rein.«

Ich drehe mich um, als einer der Männer durch die jetzt weit offene Tür stürzt, eine Waffe oder einen Taser in der Hand, Blutspritzer im Gesicht, vermutlich von Ryan.

Er nimmt mich ins Visier und hebt die Waffe, aber ich umründe den Würfel, bevor er schießen kann.

Amanda stößt die Tür auf, und während ein Alarmsignal durch den Hangar gellt, verschwindet sie im Inneren.

Ich bin direkt hinter ihr, folge ihr in den Würfel.

Sie schiebt mich beiseite und drückt mit der Schulter gegen die Tür.

Ich höre Stimmen und näher kommende Schritte.

Amanda hat Mühe mit der Tür, deshalb stemme ich mein Gewicht ebenfalls dagegen.

Sie muss mindestens eine Tonne wiegen.

Endlich bewegt sie sich und schwingt zu.

Finger tauchen am Türrahmen auf, aber die Trägheit der Masse wirkt zu unseren Gunsten. Die Tür knallt, einmal in Bewegung gesetzt, zu, ein massiver Bolzen rastet ein.

Es ist still.

Und pechschwarz.

Die Dunkelheit ist so rein und vollkommen, dass man meint, sich zu drehen. Ich taumle zur nächsten Wand und lege meine Hände ans Metall, weil ich mich mit etwas Festem verbinden muss. Zugleich versuche ich zu begreifen, dass ich tatsächlich in diesem Ding bin.

»Können sie durch diese Tür?«, frage ich.

»Ich bin nicht sicher. Eigentlich sollte sie zehn Minuten lang verriegelt bleiben. Eine Art eingebaute Sicherung.«

»Sicherung gegen was?«

»Ich weiß es nicht. Leute, die einen verfolgen? Um gefährlichen Situationen zu entweichen? Du hast das Ding entworfen. Und es scheint zu funktionieren.«

Im Dunkeln höre ich ein Knistern.

Eine batteriebetriebene Coleman-Lampe springt an und taucht das Innere des Würfels in bläuliches Licht.

Es ist sonderbar, furchteinflößend, aber auch unbestreitbar erhebend, endlich im Inneren des Kubus zu sein, umschlossen von diesen dicken, kaum zu zerstörenden Wänden.

Das Erste, was ich im Licht sehe, sind vier Finger, die unmittelbar vor der Tür liegen, alle am zweiten Gelenk abgetrennt.

Amanda kniet, die Schultern leicht hochgezogen, über einem offenen Rucksack. Wenn man überlegt, dass eben ihr ganzes Leben zusammengebrochen ist, wirkt sie erstaunlich gefasst. Seelenruhig scheint sie die neue Situation anzugehen.

Sie zieht ein kleines Lederetui heraus.

Es beinhaltet Spritzenzylinder, Nadeln und winzige Ampullen mit einer klaren Flüssigkeit. Ryans Präparat, wie ich vermute.

Ich sage: »Dann ziehst du das also mit mir durch?«

»Soll ich etwa da wieder hinausgehen und Leighton sagen, dass ich ihn verraten habe und alles, worauf wir hingearbeitet haben?«

»Ich habe keine Ahnung, wie dieser Würfel funktioniert.«

»Na, dann sind wir schon zu zweit. Das wird bestimmt ein großer Spaß.«
Sie schaut auf ihre Uhr. »Ich habe den Timer gestellt, als die Tür zufiel. In acht Minuten und sechsundfünfzig Sekunden können sie rein. Wenn wir keinen Zeitdruck hätten, könnten wir eine dieser Ampullen einfach trinken oder in einen Muskel spritzen, jetzt aber müssen wir eine Vene finden. Hast du dich schon mal selbst gespritzt?«

»Nein.«

»Schieb den Ärmel hoch.«

Sie legt einen Gummischlauch oberhalb meines Ellbogens an und verknotet ihn, fasst meinen Arm und hält ihn ins Licht der Lampe.

»Siehst du diese Vene? Das ist die Antekubitalvene. Die musst du treffen.«

»Solltest das nicht du machen?«

»Du schaffst das schon.«

Sie gibt mir ein Päckchen mit einem alkoholgetränkten Tuch.

Ich reiße es auf und wische damit über die Haut in der Armbeuge.

Als Nächstes gibt sie mir einen 3-ml-Spritzenzylinder, zwei Nadeln und eine Ampulle.

»Das ist eine Filternadel«, sagte sie und berührt eine der beiden Nadeln.
»Benutz die, um die Flüssigkeit auf die Spritze zu ziehen, denn beim Durchstechen der Ampulle könnten kleine Glaspartikel in die Flüssigkeit gelangen, die herausgefiltert werden müssen. Dann nimm die andere Nadel, um dir die Injektion zu spritzen. Verstanden?«

»Glaub schon.« Ich stecke die Filternadel auf den Zylinder, ziehe die Schutzkappe ab und breche dann den Hals der Ampulle ab. »Alles?«, frage ich.

Sie wickelt sich jetzt selbst einen Gummischlauch um ihren Arm und desinfiziert die Injektionsstelle.

»Ja.«

Vorsichtig ziehe ich den Inhalt der Ampulle auf die Spritze und wechsle dann die Nadel.

Amanda sagt: »Vergiss nicht, auf die Spritze zu klopfen und eine winzige Menge Flüssigkeit durch die Nadel zu drücken. Du willst dir ja keine Luft in den Blutkreislauf spritzen. Gefahr einer Embolie.«

Sie zeigt mir noch einmal ihre Uhr. 7:39 ...

7:38.

7:37.

Ich klopfe auf die Spritze und drücke ein Tröpfchen von Ryans Präparat durch die Nadel.

Ich sage: »Wie soll ich stechen? Etwa so ...?«

»Stich die Nadel in einem Winkel von fünfundvierzig Grad in die Vene. Ich weiß, man muss wirklich an eine ganze Menge denken dabei. Du machst das sehr gut.«

Durch meinen Körper rauscht so viel Adrenalin, dass ich den Einstich kaum spüre.

»Und jetzt?«

»Kontrollier, ob die Nadel wirklich in der Vene ist.«

»Wie geht ...«

»Zieh den Kolben ein wenig zurück.«

Ich ziehe ihn zurück.

»Siehst du Blut?«

»Ja.«

»Gut gemacht. Du hast sie getroffen. Jetzt lockere den Gummischlauch ein wenig und injiziere langsam das Mittel.«

Während ich auf den Kolben drücke, frage ich: »Wie lange dauert es, bis die Wirkung einsetzt?«

»Ziemlich plötzlich wäre mir am lie...«

Den Rest des Satzes bekomme ich nicht mehr mit.

Das Präparat schießt durch mich hindurch.

Ich sinke an der Wand nach unten und verliere jedes Zeitgefühl, bis ich Amandas Gesicht wieder vor mir sehe und sie Worte sagt, die ich vergeblich zu verstehen versuche.

Sie zieht die Nadel aus meinem Arm und drückt eine Alkoholkompresse auf die winzige Einstichwunde.

Endlich verstehe ich, was sie sagt: »Fest da draufdrücken.«

Nun hält Amanda ihren Arm zur Lampe hin, und als sie die Nadel in ihre Vene sticht und den Gummischlauch löst, konzentriere ich mich auf das Zifferblatt ihrer Uhr. Es rast auf null zu.

Bald liegt auch Amanda ausgestreckt auf dem Boden, wie ein Junkie, der sich eben einen Schuss gesetzt hat. Die Zeit läuft, aber das ist nicht mehr wichtig.

Ich kann nicht glauben, was ich da sehe.

OceanofPDF.com

ACHT

Ich setze mich auf.

Hellwach und klar im Kopf.

Amanda liegt nicht mehr auf dem Boden. Sie steht aufrecht, einen guten Meter entfernt, den Rücken mir zugewandt.

Ich rufe nach ihr, frage sie, ob sie okay ist, aber sie antwortet nicht.

Ich kämpfe mich auf die Füße.

Amanda hält die Lampe hoch, und als ich zu ihr gehe, sehe ich, dass das Licht nicht auf die Wand des Würfels fällt, die eigentlich vor uns sein müsste.

Ich gehe an ihr vorbei.

Sie folgt mir.

Im Schein der Lampe nehmen wir eine weitere Tür wahr, identisch mit der, durch die wir den Würfel betreten haben.

Ich gehe weiter.

Nach vier Metern wieder eine Tür.

Dann noch eine.

Und noch eine.

Die Lampe hat nur die Helligkeit einer Sechzig-Watt-Birne, und nach zwanzig oder fünfundzwanzig Metern verliert sich das Licht in einer Art gespenstischem Flackern, das auf die kalten Metalloberflächen und die in absolut identischem Abstand voneinander platzierten Türen geworfen wird.

Jenseits unseres Lichtfelds – absolute Dunkelheit.

Ehrfürchtig und sprachlos bleibe ich stehen.

Ich denke an die Tausende von Büchern und Artikeln, die ich in meinem Leben gelesen habe. Arbeiten, die ich geschrieben, Kurse, die ich unterrichtet habe. Theorien, die ich mir eingeprägt habe. Gleichungen, die

ich auf Tafeln festgehalten habe. Ich denke an die Monate, die ich in einem Reinraum zugebracht habe, um etwas zu bauen, das nur ein blasser Abklatsch von dem hier ist.

Für Studenten der Physik und der Kosmologie ist die Betrachtung uralter Galaxien durch Teleskope das, was den greifbaren Implikationen dieser Forschung am nächsten kommt. Datenströme nach Partikelkollisionen, von denen wir wissen, dass sie geschehen sind, die wir aber nie beobachten können.

Es gibt immer eine Grenze, eine Barriere zwischen den Gleichungen und der Realität, die sie abbilden.

Doch die ist jetzt aufgehoben worden. Zumindest für mich.

Ich kann nicht aufhören zu denken, dass ich tatsächlich hier bin. Ich bin tatsächlich an diesem Ort. Er existiert.

Zumindest für einen Augenblick hat die Angst mich verlassen.

Stattdessen bin ich erfüllt von ungläubigem Staunen.

Ich sage: »Das Schönste, was wir erleben können, ist das Geheimnisvolle.«

Amanda blickt zu mir herüber.

»Einsteins Worte, nicht meine.«

»Ist dieser Ort überhaupt real?«

»Was meinst du mit *real*?«

»Ist das hier ein konkreter, ein materieller Ort?«

»Ich denke, es ist eine Manifestation des Geistes. Ein Versuch, etwas visuell zu erklären, das unser Hirn nicht verstehen kann. Dazu hat es sich evolutionsmäßig nicht entwickelt.«

»Und dieser Versuch ist was?«

»Eine Superposition.«

»Dann erleben wir im Augenblick einen Quantenzustand?«

Ich schaue zurück. Dann in die Dunkelheit vor uns. Auch in dem schwarzen Licht scheint dieser Ort etwas Rekursives zu haben. Es können unendlich viele Rückkoppelungen und Schleifen entstehen. Nicht anders,

als wenn man zwei Spiegel einander gegenüber aufstellt oder aufhängt und man selbst zwischen die Spiegel tritt.

»Ja. Es sieht im Grunde aus wie ein Gang, aber ich glaube, es ist der Würfel selbst, der sich über alle möglichen Realitäten an einem Punkt in Ort und Zeit erstreckt.«

»Wie ein Querschnitt?«

»Genau. In einigen Darstellungen der Quantenmechanik nennt man den Zustand, der alle Informationen für ein System enthält – bevor es aufgrund einer Beobachtung kollabiert –, eine Wellenfunktion. Ich gehe mal davon aus, dieser Flur ist der Versuch unseres Geistes, den Inhalt der Wellenfunktion bezüglich aller möglichen Ergebnisse für unseren superponierten Quantenzustand zu visualisieren.«

»Wo führt dieser Korridor denn hin?«, fragt sie. »Wo würden wir landen, wenn wir einfach weitergehen?«

Das Staunen verschwindet, und das Grauen schleicht sich ein. »Es gibt kein Ende.«

Wir bewegen uns weiter voran, um zu sehen, ob sich etwas ändert, ob *wir* uns ändern.

Aber es folgt nur Tür um Tür um Tür.

Nach einer Weile sage ich: »Ich habe mitgezählt, und seit wir losgegangen sind, ist das die einhundertvierzigste Tür. Jede Wiederholung des Würfels ist vier Meter breit, das heißt, wir sind bereits eine Meile gegangen.«

Amanda bleibt stehen und lässt den Rucksack von den Schultern gleiten.

Sie setzt sich an die Wand, und ich lasse mich neben ihr nieder, die Lampe zwischen uns.

»Was, wenn Leighton beschließt, das Präparat ebenfalls zu nehmen, um uns in dem Würfel zu jagen?«, frage ich.

»Das würde er nie tun.«

»Warum nicht?«

»Er hat eine Heidenangst vor dem Kubus. Die haben wir alle. Du bist der Einzige, der ihn betreten hat und wieder rausgekommen ist. Das ist auch der Grund, warum Leighton zu allem bereit war, nur damit du ihm sagst, was hier in dem Würfel vor sich geht.«

»Was ist mit euren Testpersonen passiert?«

»Der Erste, der hineinging, war ein Typ namens Matthew Snell. Wir hatten keine Ahnung, womit wir es zu tun hatten, deshalb erhielt Snell nichts weiter als klare und ziemlich einfache Instruktionen. Betrete den Kubus. Schließe die Tür. Setz dich hin. Spritz dir das Präparat. Egal was passieren, egal was er sehen würde, er sollte seine Position nicht verändern und warten, bis die Wirkung des Präparats nachlässt. Dann sollte er wieder rauskommen. Selbst wenn er all das hier gesehen hätte, hätte er einfach sitzen bleiben sollen. Er hätte sich nicht von der Stelle rühren sollen.«

»Und was ist geschehen?«

»Eine Stunde verging. Er war längst überfällig. Wir wollten die Tür öffnen, hatten aber Angst, das zu beeinflussen, was in dem Würfel vor sich ging. Vierundzwanzig Stunden später öffneten wir ihn schließlich doch.«

»Und der Kubus war leer.«

»Ja.« Im blauen Lichtschein wirkt Amanda sehr erschöpft. »Sich in diesen Kubus zu begeben und das Präparat zu injizieren ist, als würde man durch eine Tür gehen, durch die man nie mehr zurückkehren kann. Mit diesem Wissen riskiert niemand, einem anderen zu folgen. Wir sind auf uns allein gestellt. Was willst du also tun?«

»Experimentieren, so wie es jeder gute Wissenschaftler tut. Eine Tür aufmachen und sehen, was sich dahinter verbirgt.«

»Nur um dich richtig zu verstehen – du hast keine Ahnung, was sich hinter diesen Türen befindet?«

»Nicht die geringste.«

Ich drücke Amandas Hand. Während ich mir den Rucksack umhänge, verspüre ich zum ersten Mal leichten Durst und frage mich, ob sie Wasser mitgenommen hat.

Wir gehen den Flur entlang, und um ehrlich zu sein – ich zögere, eine Entscheidung zu treffen. Wenn es eine endlose Möglichkeit von Türen gibt, dann bedeutet, rein statistisch gesehen, meine Entscheidung alles *und* nichts: Jede Entscheidung ist richtig. Jede Entscheidung ist falsch.

Schließlich bleibe ich stehen und sage: »Die da?«

Sie zuckt die Achseln. »Klar.«

Ich greife nach dem kalten Metallgriff und frage: »Wir haben die Ampullen dabei, oder? Denn das wäre ...«

»Ich habe den Rucksack kontrolliert.«

Ich drücke den Griff nach unten, höre, dass sich die Tür öffnen lässt, ziehe sie weiter auf.

Sie schwingt nach innen.

Amanda flüstert: »Was siehst du?«

»Noch nichts. Es ist zu dunkel. Gib mir die Lampe.« Als ich sie ihr aus der Hand nehme, registriere ich, dass ich wieder in einem einzelnen Kubus stehe. »Schau«, sage ich. »Der Flur ist kollabiert.«

»Überrascht dich das?«

»Nein, eigentlich ist das nur logisch. Die Umgebung außerhalb der Tür interagiert mit dem Inneren des Würfels. Das hat den Quantenzustand destabilisiert.«

Ich drehe mich wieder zur offenen Tür um und halte die Lampe in Brusthöhe. Ich sehe nichts, nur den Boden.

Rissiger Beton.

Ölflecken.

Als ich weitergehe, knirscht Glas unter meinen Sohlen.

Ich helfe Amanda aus dem Würfel, und als wir die nächsten Schritte gemeinsam wagen, breitet das Licht sich aus und trifft einen Betonpfeiler.

Einen Transporter.

Ein Cabrio.

Eine Limousine.

Wir sind in einem Parkhaus.

Wir folgen einer flachen Steigung mit Autos auf beiden Seiten, einer weißen Linie, die die rechte von der linken Spur trennt.

Der Würfel liegt inzwischen ein ganzes Stück hinter uns und ist nicht mehr zu sehen, die Schwärze hat ihn verschluckt.

Wir kommen zu einem Schild, auf dem ein Pfeil nach links zeigt. Darüber stehen die Worte: AUSFAHRT ZUR STRASSE

Wir halten uns links und laufen die nächste Rampe hoch. Betonteile sind aus der Decke gebrochen, haben Windschutzscheiben, Motorhauben und Autodächer zertrümmert. Je länger wir unterwegs sind, desto schlimmer wird es, bis wir über Beton klettern und uns zwischen messerscharfen Enden verrosteter Stahllarmierungen hindurchschlängeln müssen.

Auf halber Höhe der nächsten Ebene stoppt uns eine unüberwindbare Mauer aus Schutt.

»Vielleicht sollten wir zurückgehen?«, frage ich.

»Sieh nur ...« Sie schnappt sich die Lampe, und ich folge ihr zum Eingang eines Treppenhauses.

Die Tür steht einen Spalt offen, und Amanda drückt sie ganz auf.

Völlige Dunkelheit.

Wir steigen hoch zu der Tür am Ende der Treppe.

Wir müssen beide daran ziehen, um sie aufzubekommen.

Wind bläst durch die vor uns liegende Halle.

Ein schwacher Lichtschein fällt durch leere Stahlrahmen, die einst riesige, zweistöckige Fenster bildeten.

Zuerst halte ich das, was auf dem Boden liegt, für Schnee, aber das Zeug scheint nicht kalt zu sein.

Ich knie mich hin, nehme eine Handvoll davon. Es ist trocken und liegt fußhoch auf einem Marmorboden. Das Zeug rieselt mir durch die Finger.

Wir gehen vorbei an einer langen Hotelrezeption, der Name des Hauses ist gerade noch zu entziffern, in großen eleganten Blockbuchstaben.

Wir passieren den Eingang, vor dem man in zwei riesigen Kübeln Bäume gepflanzt hat. Die Äste sind kahl, die wenigen im Wind zitternden Blätter

vertrocknet.

Amanda schaltet die Lampe aus, als wir die glaslosen Drehtüren hinter uns lassen.

Obwohl es draußen bei Weitem nicht kalt genug ist, sieht es von der Stimmung her aus, als würde gleich ein Schneesturm losbrechen.

Ich gehe auf die Straße und starre zwischen dunklen Gebäuden zu einem Himmel hoch, der eine schwache Andeutung von Rot aufweist. Es ist ein sanftes Glühen, wie es in der Stadt zu sehen ist, wenn die Wolken tief hängen und sämtliche Lichter von ihnen geschluckt werden.

Doch nirgends gibt es Lichter, zumindest soweit ich das sehen kann.

Wie bei einem Schneesturm wehen mir die seltsamen Flocken überfallartig entgegen – doch ihnen fehlt die vertraute, beißende Kälte im Gesicht und auf den Händen.

»Es ist Asche«, sagte Amanda.

Ein Blizzard aus Asche.

Hier draußen auf der Straße liegt sie auf einmal knietief. Die Luft riecht wie ein erkalteter Kamin.

Ein toter, verbrannter Geruch.

Die Asche fällt weiterhin so dicht, dass die oberen Etagen der Wolkenkratzer nicht zu erkennen sind. Es ist totenstill bis auf das Geräusch des Windes, der zwischen den Gebäuden und durch sie hindurchbläst, und das leise Rieselnd der hellen Partikel, die sich an verlassen dastehenden Autos und Bussen zu Verwehungen anhäufen.

Ich kann nicht glauben, was ich da sehe.

Dass ich tatsächlich in einer Welt stehe, die nicht die meine ist.

Mit dem Wind im Rücken gehen wir die Straße auf dem Mittelstreifen entlang.

Ich werde das Gefühl nicht los, dass an der Schwärze der Wolkenkratzer etwas nicht stimmt. Sie sind Skelette, unheilvoll erscheinende Profile in der rieselnden Asche. Eher eine irrealen Bergkette als etwas von Menschen Gemachtes. Einige stehen schief, andere sind umgestürzt, und in den

heftigsten Böen höre ich weit über uns das Ächzen von Stahlverstreben, die über ihre Belastungsgrenze hinaus verdreht werden.

Plötzlich registriere ich ein Ziehen hinter den Augen.

Es kommt und geht in weniger als einer Sekunde, als wäre etwas abgeschaltet worden.

Amanda fragt: »Hast du das auch gespürt?«

»Diesen Druck hinter den Augen?«

»Genau.«

»Habe ich. Ich wette, die Wirkung des Präparats lässt nach.«

Einige Blocks weiter hören die Gebäude auf. Wir stehen an einem Ufergeländer, der See dahinter erstreckt sich meilenweit unter dem radioaktiven Himmel. Er ähnelt nicht einmal mehr dem Lake Michigan, sondern eher einer riesigen Wüste, die Asche auf der Wasseroberfläche sammelt. Er bewegt sich wie ein Wasserbett, lässt schwarzen Schaum an die Ufermauer schwappen.

Auf dem Rückweg haben wir den Wind im Gesicht.

Asche weht uns in die Augen und in den Mund.

Unsere Spuren sind bereits verschwunden.

Als wir nur noch einen Block vom Hotel entfernt sind, erhebt sich in der Nähe ein Geräusch wie naher Donner.

Die Erde bebt unter unseren Füßen.

Ein weiteres Gebäude stürzt ein.

Der Würfel steht noch genau dort, wo wir ihn verlassen haben, in einer entfernten Ecke auf der untersten Ebene der Tiefgarage.

Wir sind beide mit Asche bedeckt, und vor der Tür bleiben wir kurz stehen, um sie uns von den Kleidern und aus den Haaren zu schütteln.

Als wir drin sind, rastet das Schloss hinter uns ein.

Wir sind wieder in einem einfachen, endlichen Würfel.

Vier Wände.

Eine Tür.

Eine Lampe.

Ein Rucksack.

Und zwei verwirrte menschliche Wesen.

Amanda sitzt mit an die Brust gezogenen Knien da.

»Was glaubst du, was da eben passiert ist?«, fragt sie.

»Supervulkan. Asteroideneinschlag. Atomkrieg. Wer weiß?«

»Sind wir in der Zukunft?«

»Nein, der Würfel bringt uns nur in alternative Realitäten, die zeitlich und räumlich parallel ablaufen. Aber ich schätze, einige Welten wirken vielleicht wie die Zukunft, falls es technologische Fortschritte gibt, auf die wir in unserer Realität nie gekommen sind.«

»Was, wenn sie alle zerstört sind wie diese?«

Ich frage mich dasselbe, aber ich sage: »Wir sollten das Präparat wieder nehmen. Ich glaube, wir sind unter diesem bröckelnden Wolkenkratzer nicht gerade sicher.«

Amanda zieht ihre Schuhe aus und schüttelt die Asche heraus.

»Was du für mich im Institut gemacht hast ... Du hast mir das Leben gerettet.«

Sie schaut mich an, und ihre Unterlippe fängt an zu zittern. »Ich hatte früher Träume, als die ersten von uns in den Würfel gingen. Albträume. Ich kann nicht glauben, dass das hier passiert.«

Ich mache den Rucksack auf und leere ihn aus, um mir einen Überblick zu verschaffen.

Ich finde das Lederetui mit den Ampullen und den Injektionssets.

Drei in Plastik eingeschweißte Notizbücher.

Eine Schachtel mit Stiften.

Ein Messer in einer Nylonscheide.

Ein Erste-Hilfe-Set.

Rettungsdecke.

Regenumhang.

Hygieneset.

Zwei Rollen Bargeld.

Geigerzähler.

Kompass.

Zwei Literflaschen Wasser, beide voll.

Sechs Rationen Feldverpflegung.

»Hast du das alles vorher gepackt?«, frage ich.

»Nein, ich habe mir einfach einen Rucksack aus dem Lager geschnappt. Das ist die Standardausrüstung, die jeder, der in den Würfel gegangen ist, mitgenommen hat. Eigentlich sollten wir Schutzanzüge tragen, aber ich hatte nicht die Zeit, welche zu holen.«

»Ob die helfen würden? In einer Welt wie dieser? Die Strahlungswerte könnten wahnsinnig hoch sein, die Zusammensetzung der Atmosphäre könnte sich augenblicklich drastisch verändern. Wenn der Luftdruck nicht stimmt, zum Beispiel zu niedrig ist, fangen unser Blut und sämtliche anderen Flüssigkeiten in unserem Körper zu kochen an.«

Von den Wasserflaschen kann ich meinen Blick nicht lösen. Seit Stunden, seit dem Mittagessen, habe ich nichts mehr getrunken. Ich könnte schreien vor Durst.

Ich öffne das Lederetui. Es ist extra für die Ampullen angefertigt, jedes Röhrchen steckt in einer winzigen Schlaufe.

Ich fange an, sie zu zählen.

»Fünzig«, sagt Amanda. »Na ja, jetzt sind es nur noch achtundvierzig. Ich hätte ja zwei Rucksäcke mitnehmen können, aber ...«

»Du hattest nicht vorgehabt, mit mir zu kommen?«

»Ja. Wie beschissen geht es uns wirklich?«, fragt sie. »Sei ehrlich?«

»Ich weiß es nicht. Aber dieser Würfel hier ist gleichsam unser Raumschiff. Wir sollten besser lernen, es zu steuern.«

Während ich alles wieder in den Rucksack stecke, greift Amanda nach den Injektionssets.

Diesmal brechen wir die Hälse der Ampullen ab und trinken den Inhalt. Er rinnt mir mit einem süßen, aber auch grenzwertig unangenehmen Brennen durch die Kehle.

Sechszwanzig Ampullen sind noch übrig.

Ich starte den Timer auf Amandas Uhr und frage: »Wie oft können wir das Zeug nehmen, ohne unser Hirn zu frittieren?«

»Wir haben vor einer Weile einige Tests durchgeführt.«

»Ein paar Obdachlose von der Straße geholt?«

Fast könnte man ihre Reaktion als ein Grinsen deuten. »Niemand ist gestorben. Wir haben herausgefunden, dass wiederholte Benutzung eindeutig eine Belastung für die Gehirnzellen ist, aber auch eine gewisse Toleranz hervorruft. Die gute Nachricht ist, dass die Halbwertszeit sehr kurz ist. Wenn wir uns also nicht eine Ampulle nach der anderen reinziehen, sollten wir die Droge recht gut wegstecken.« Sie schiebt ihre Füße wieder in die Schuhe, dann schaut sie mich an. »Bist du von dir selbst beeindruckt?«

»Wie meinst du das?«

»Du hast dieses Ding gebaut.«

»Ja, aber ich weiß noch immer nicht, wie ich das gemacht habe. Ich verstehe die Theorie, aber die Erzeugung eines stabilen Quantenzustands für menschliche Wesen ist ...«

»Unmöglich?«

Genau. Das trifft es. Meine Nackenhaare stellen sich auf, als mir die Unwahrscheinlichkeit des Ganzen bewusst wird.

Ich sage: »Es ist eine Chance von eins zu einer Milliarde, denn wir haben es mit dem Multiversum zu tun. Mit der Unendlichkeit. Vielleicht gibt es eine Million Welten, in denen ich diese Sache nie herausgefunden habe. Aber es braucht nur eine, in der es mir gelungen ist.«

Nach dreißig Minuten spüre ich die Wirkung des Präparats – das Aufflackern einer hell leuchtenden Euphorie.

Eine wunderbare Loslösung.

Allerdings nicht ganz so intensiv wie in dem Kubus in den Velocity Laboratories.

Ich schaue Amanda an.

Ich sage: »Ich spüre es.«

Sie sagt: »Ich auch.«

Und dann sind wir wieder in dem Gang.

Ich frage: »Läuft der Timer noch?«

Amanda zieht den Ärmel ihres Pullovers zurück und schaltet die Beleuchtung ein. Das Ziffernblatt erstrahlt in einem Tritiumgrün.

31:15.

31:16.

31:17.

Ich sage: »Also knapp über dreißig Minuten nach Einnahme der Droge. Weißt du, wie lange es unsere Hirnchemie verändert?«

»Ich habe von ungefähr einer Stunde gehört.«

Ich gehe wieder zu der Tür, die zur Tiefgarage führt, und ziehe sie auf.

Jetzt schaue ich in einen Wald.

Nur ist da keine Spur von Grün.

Keine Spur von Leben.

Einzig verkohlte Stämme, soweit ich blicken kann.

Die Bäume sehen gespenstisch aus, die dünnen Äste kommen mir wie Spinnennetze vor, die den anthrazitfarbenen Himmel noch unheimlicher wirken lassen.

Ich schließe die Tür.

Sie wird automatisch verriegelt.

Schwindel packt mich, als der Kubus sich wieder ausdehnt, ins Unendliche verschwimmt.

Abermals öffne ich die Tür.

Erneut kollabiert der Korridor.

Der tote Wald ist noch da.

Ich sage: »Okay, jetzt wissen wir, dass die Verbindungen zwischen den Türen und den Welten nur in einer Wirkphase des Präparats Bestand haben. Das ist der Grund, warum keine eurer Testpersonen es je zurück ins Institut geschafft hat.«

»Das heißt, wenn das Präparat zu wirken anfängt, wird der Korridor neu aufgebaut?«

»Davon gehe ich aus.«

»Wie sollen wir dann den Weg zurück finden?«

Amanda beginnt zu gehen.

Schneller und schneller.

Bis sie joggt.

In eine Dunkelheit hinein, die sich nie verändert.

Nie endet.

Backstage vom Multiversum.

Durch die Anstrengung gerate ich ins Schwitzen, mein Durst steigert sich ins Unerträgliche, aber ich sage nichts, weil ich mir denke, dass sie das wohl braucht. Vielleicht muss sie ein bisschen Energie verbrennen. Muss sehen, dass dieser Korridor, egal wie weit sie läuft, nie aufhört.

Ich schätze, wir versuchen beide, irgendwie damit zurechtzukommen, wie entsetzlich die Unendlichkeit tatsächlich ist.

Schließlich verlässt sie die Kraft.

Sie wird langsamer.

Da ist nichts außer dem Geräusch unserer Schritte, das in der Dunkelheit vor uns verhallt.

Mir ist schwindelig vor Hunger und Durst, und ich kann nicht aufhören, an diese zwei Liter Wasser in unserem Rucksack zu denken. Ich will unbedingt aus diesen Flaschen trinken, weiß aber, dass wir das Wasser aufsparen sollten.

Jetzt bewegen wir uns methodischer den Korridor entlang.

Ich halte die Lampe, sodass ich jede einzelne Wand in jedem einzelnen Würfel untersuchen kann.

Ich weiß nicht genau, wonach ich eigentlich suche.

Eine Durchbrechung der Gleichförmigkeit womöglich.

Irgendetwas, das uns eine gewisse Kontrolle darüber gibt, wo wir am Ende landen.

Währenddessen rasen meine Gedanken, rasen in die Dunkelheit hinein.

Was wird mit uns geschehen, wenn wir kein Wasser mehr haben?

Wenn wir nichts mehr zu essen haben?

Wenn die Batterien, die diese Lampe mit Strom versorgen, erschöpft sind?

Wie soll ich je den Weg zurück finden?

Ich frage mich, wie viele Stunden vergangen sind, seit wir den Kubus in den Velocity Laboratories betreten haben.

Ich habe jedes Zeitgefühl verloren.

Ich komme ins Stocken.

Die Erschöpfung lastet so schwer, dass Schlaf erstrebenswerter erscheint als Wasser.

Ich werfe Amanda einen Blick zu. Ihr Gesicht wirkt kalt, aber wunderschön in dem blauen Licht.

Sie sieht verängstigt aus.

»Schon hungrig?«, fragt sie.

»So allmählich.«

»Ich habe ziemlichen Durst, aber wir sollten sparsam mit dem Wasser umgehen, nicht wahr?«

»Ich denke, das wäre das Schlaueste.«

Sie sagt: »Ich fühle mich desorientiert, und es wird mit jedem Augenblick schlimmer. Ich bin in North Dakota aufgewachsen, dort gibt es schwere Blizzards mit Whiteouts, bei denen man nichts mehr sieht als Weiß. Man fährt durch die Prärie, und es fängt so heftig an zu schneien, dass man jedes Richtungsgefühl verliert. Boden und Himmel gehen nahtlos ineinander über. Es wird einem schwindelig, wenn man nur durch die Windschutzscheibe schaut. Man muss an den Straßenrand fahren und warten, bis der Sturm nachlässt und wieder Kontraste sichtbar werden.

Dann sitzt man im kalten Auto, und es ist, als wäre die Welt verschwunden. Genau so fühle ich mich jetzt.«

»Ich habe auch Angst. Aber ich arbeite an diesem Problem.«

»Wie?«

»Na ja, zuerst müssen wir herausfinden, wie viel Korridorzeit wir durch die Droge haben. Und zwar auf die Minute genau.«

»Wie willst du das feststellen?«

»Wenn du sagst, dass wir ungefähr eine Stunde haben, umfasst unsere Zeitspanne letztlich neunzig Minuten. Die dreißig Minuten, bis die Wirkung einsetzt, plus die sechzig Minuten, in denen wir unter dem Einfluss des Präparats stehen.«

»Ich wiege weniger als du. Was, wenn es bei mir länger dauert?«

»Das ist nicht so entscheidend. In dem Augenblick, da die Wirkung bei einem von uns nachlässt, wird derjenige den Quantenzustand durchbrechen und den Korridor kollabieren lassen. Nur um sicher zu gehen, sollten wir nach fünfundachtzig Minuten anfangen, Türen zu öffnen.«

»Und worauf hoffen?«

»Auf eine Welt, die uns nicht bei lebendigem Leib auffrisst.«

Sie bleibt stehen und schaut mich an. »Ich weiß, dass nicht wirklich du diesen Würfel gebaut hast, aber du musst doch eine ungefähre Ahnung haben, wie er funktioniert.«

»Das ist Lichtjahre von allem entfernt, was ich je ...«

»Heißt das: ›Ehrlich gesagt, ich habe keine Ahnung‹?«

»Was willst du von mir wissen, Amanda?«

»Kommen wir hier jemals wieder raus? Sind wir verloren?«

»Wir sammeln Informationen. Wir versuchen ein Problem zu lösen.«

»Aber das Problem ist, dass wir keine Chance haben. Richtig?«

»Noch erkunden wir alles.«

»Mein Gott.«

»Was?«

»Ich will nicht für den Rest meines Lebens diesen nie endenden Tunnel entlanglatschen.«

»Das werde ich nicht zulassen.«

»Wie?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Aber du arbeitest daran?«

»Ja. Ich arbeite daran.«

»Und wir haben noch eine Chance?«

Wir sind so verdammt verloren. Wir treiben in einem Leerraum zwischen Universen.

»Wir haben noch eine Chance.«

»Gut.« Sie lächelt. »Dann verschiebe ich das mit dem Durchdrehen.«

Eine Weile gehen wir schweigend weiter.

Die Metallwände sind glatt und ansonsten eigenschaftslos, es gibt nichts, was eine Wand von der nächsten und der übernächsten unterscheidet.

Amanda fragt: »Was glaubst du, in welche Welten haben wir tatsächlich Zutritt?«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht. Nehmen wir an, dass das Multiversum mit einem einzelnen Ereignis anfang – dem Urknall. Das ist der Ausgangspunkt, die Basis des riesigsten, komplexesten Baums, den man sich vorstellen kann. Während die Zeit sich strukturierte und die Materie sich zu Sternen und Planeten in allen möglichen Varianten zu organisieren begann, wuchsen diesem Baum Äste und den Ästen wieder Äste und so weiter und so fort, bis vierzehn Milliarden Jahre später meine Geburt einen neuen Ast hervorrief. Von diesem Augenblick an erzeugte jede Entscheidung, die ich traf oder nicht traf, jede Handlung von einer anderen Person, die auf mich einwirkte, neue Äste und eine unendliche Anzahl von Jason Dessens, die in Parallelwelten leben. Einige von ihnen sind der ähnlich, die ich zu Hause nenne, andere wiederum grundverschieden.

Alles, was passieren kann, passiert auch. Alles. Ich meine, irgendwo in diesem Korridor ist eine Version von dir und mir, die es nicht in den Würfel

geschafft hat, als du versucht hast, mir zur Flucht zu verhelfen. Und jetzt werden wir gefoltert oder sind bereits tot.«

»Viele Dank für die moralische Aufrichtung.«

»Könnte schlimmer sein. Ich glaube nicht, dass wir Zugang zur gesamten Weite des Multiversums haben. Ich meine, wenn es eine Welt gibt, in der die Sonne verglühte, als die ersten Prokaryonten – die ersten Lebensformen – auf der Erde auftauchten, dann glaube ich nicht, dass sich eine der hiesigen Türen in diese Welt öffnet.«

»Dann können wir also nur Welten betreten, die ...«

»Wenn ich raten müsste, würde ich sagen, nur Welten, die irgendwie an unsere angrenzen. Welten, die sich irgendwann in der jüngsten Vergangenheit abgespalten haben, praktisch Tür an Tür mit der unseren liegen. In der wir existieren oder irgendwann existiert haben. Wie weit zurück sie sich verzweigen, weiß ich nicht, aber ich vermute, dass hier eine Art bedingter Auswahl am Werk ist. Das ist meine Arbeitshypothese.«

»Aber wir reden noch immer von einer unendlichen Anzahl von Welten, oder?«

»Na ja, schon.«

Ich hebe ihr Handgelenk und aktiviere die Beleuchtung ihrer Uhr.

Das winzige leuchtend grüne Quadrat zeigt ...

84:50

84:51

Ich sage: »Die Wirkung sollte in den nächsten fünf Minuten nachlassen. Schätze, es ist Zeit.«

Ich gehe zur nächsten Tür, gebe Amanda die Lampe und umfasse den Griff.

Ich drücke ihn herunter und ziehe die Tür zwei Zentimeter auf.

Ich sehe einen Betonboden.

Vier Zentimeter.

Direkt vor mir ein vertrautes Glasfenster.

Sechs.

Amanda sagt: »Das ist der Hangar.«

»Was willst du tun?«

Sie schiebt sich an mir vorbei und steigt aus dem Würfel.

Ich folge, und die Lampen an der Decke leuchten auf uns herunter.

Das Kontrollzentrum ist leer.

Der Hangar ist still.

An der Ecke des Kubus bleiben wir stehen und spähen hinüber zu den Tresortüren.

Ich sage: »Da sind wir nicht sicher.« Meine Worte hallen durch die Weite des Hangars wie ein Flüstern durch eine Kathedrale.

»Und im Würfel sind wir sicher?«

Mit lautem Knirschen wird eine der Tresortüren entriegelt und geht langsam auf.

Stimmen sind durch die Öffnung zu hören. Sie klingen panisch.

Ich sage: »Gehen wir. Sofort.«

Eine Frau zwingt sich durch den Spalt.

Amanda sagt: »O mein Gott.«

Die Tresortür ist nur gut fünfzehn Meter entfernt, und ich weiß, dass wir zurück in den Würfel sollten, aber ich kann nicht aufhören, zur Tür zu starren.

Die Frau hat sich hindurchgezwängt, sie befindet sich nun im Hangar. Sie gibt dem Mann, der ihr gefolgt ist, die Hand.

Die Frau ist Amanda.

Das Gesicht des Mannes ist ramponiert und extrem geschwollen. Ich hätte mich in dem Mann nicht gleich selbst erkannt, hätte er nicht dieselbe Kleidung getragen wie ich.

Während sie auf uns zurennen, weiche ich unwillkürlich zurück.

Aber sie kommen nur drei Meter weit, dann stürzen Leightons Männer sich auf die beiden Personen.

Ein Schuss, und die zwei bleiben wie angewurzelt stehen.

Meine Amanda will zu ihnen laufen, aber ich halte sie zurück.

»Wir müssen ihnen helfen«, flüstert sie.

»Wir können es nicht.«

Wir verfolgen aus unserer Ecke, wie unsere Doppelgänger sich langsam zu Leightons Männern umdrehen.

Wir sollten weg von hier.

Das weiß ich ganz genau.

Ein Teil von mir will unbedingt fort.

Aber ich kann mich nicht losreißen.

Mein erster Gedanke: Wir haben uns in der Zeit zurückbewegt. Aber das ist unmöglich. Der Würfel ist keine Zeitreisemaschine. Und dies hier ist nichts weiter als eine Welt, in der Amanda und ich einige Stunden später fliehen wollten.

Und es nicht geschafft haben.

Leightons Männer haben ihre Waffen gezogen und bewegen sich sehr zielgerichtet auf Jason und Amanda zu.

Als Leighton hinter ihnen den Hangar betritt, höre ich diese andere Version von mir sagen: »Sie kann nichts dafür. Ich habe sie gezwungen.«

Leighton sieht Amanda an.

Er fragt: »Stimmt das? Hat er dich *gezwungen*? Ich kenne dich schon über ein Jahrzehnt, und ich habe noch nie erlebt, dass du dich zu etwas zwingen lässt.«

Amanda sieht verängstigt aus, aber auch trotzig.

Mit zitternder Stimme sagt sie: »Ich werde nicht untätig zusehen, wie ihr Menschen misshandelt. Ich bin fertig mit euch.«

»Oh. In diesem Fall ...«

Leighton legt dem Mann rechts von ihm die Hand auf die Schulter.

Der Schuss ist ohrenbetäubend.

Das Mündungsfeuer blendet mich.

Amanda sinkt zu Boden, als hätte man bei ihr einen Schalter ausgeknipst, und die Amanda neben mir stößt einen unterdrückten Schrei aus.

Während dieser andere Jason auf Leighton zustürzt, zieht die zweite Wache blitzschnell einen Taser. Jason stürzt und liegt zuckend und schreiend auf dem Boden.

Der Schrei meiner Amanda hat uns verraten.

Leighton starrt uns höchst verwirrt an.

Er schreit: »Hey!«

Sie kommen auf uns zu.

Ich packe Amanda am Arm, zerre sie durch die Tür des Kubus und knalle sie zu.

Die Tür wird automatisch verriegelt, der Korridor baut sich wieder auf, doch die Wirkung des Präparats wird jeden Augenblick nachlassen.

Amanda zittert. Ich will ihr sagen, dass alles okay ist, aber das ist es nicht. Sie musste eben miterleben, wie sie selbst ermordet wurde.

»Das da draußen bist nicht du«, sage ich. »Du stehst neben mir. Lebendig und wohlbehalten. Das bist nicht du.«

In dem schwachen Licht sehe ich, wie sie weint.

Tränen rinnen ihr durch den Schmutz auf ihren Wangen wie verlaufenes Make-up.

»Sie ist ein Teil von mir«, sagt sie. »Oder war es.«

Behutsam hebe ich ihren Arm und drehe ihn, damit ich die Uhr erkennen kann. Wir haben noch fünfundvierzig Sekunden bis zum Neunzig-Minuten-Limit.

Ich sage: »Wir müssen los.«

Ich gehe den Korridor entlang.

»Amanda, komm!«

Als sie bei mir ist, öffne ich eine weitere Tür.

Völlige Dunkelheit.

Kein Geräusch, kein Geruch. Nur Leere.

Ich knalle sie zu.

Ich versuche, nicht in Panik zu geraten, denn ich muss noch andere Türen öffnen. Ich muss einen Ort finden, wo wir uns ausruhen und neu sammeln

können.

Ich öffne die nächste Tür.

Gut drei Meter entfernt steht vor einem wippenden Maschendrahtzaun und mitten im hohen Unkraut ein Wolf und fixiert mich. Er senkt den Kopf und knurrt.

Als er sich mir nähert, schiebe ich schnell die Tür wieder zu.

Amanda fasst nach meiner Hand.

Wir gehen den Korridor entlang.

Ich sollte weitere Türen öffnen, aber in Wahrheit habe ich eine Heidenangst. Ich glaube nicht mehr, dass wir eine Welt finden, die sicher für uns ist.

Ich kneife die Augen halb zu. Wir sind wieder in einem eng umgrenzten Würfel.

Bei einem von uns hat die Wirkung der Droge nachgelassen.

Diesmal öffnet Amanda eine Tür.

Schnee weht hinein.

Eiseskälte trifft mein Gesicht.

Durch dicht fallenden Schnee nehme ich die Silhouetten von nahen Bäumen und entfernteren Häusern wahr.

»Was denkst du?«, frage ich.

»Ich will keine Sekunde länger in diesem verdammten Würfel sein.«

Amanda tritt in den Schnee und versinkt bis zu den Knien in dem weißen Pulver.

Doch unverdrossen setzt sie ihren Weg fort.

Ich spüre, wie bei mir jetzt die Wirkung nachlässt, und diesmal empfinde ich es so, als würde ein Eispickel durch mein linkes Auge kratzen.

Heftig, aber flüchtig.

Ich folge ihr, und wir gehen in Richtung der Häuser.

Meine Füße sinken immer tiefer ein – mit jedem Schritt spüre ich eine ältere Schicht zusammengepressten Schnees.

Ich hole Amanda ein.

Vorbei an einer Lichtung marschieren wir auf eine Wohngegend zu, die langsam vor meinen Augen zu verschwinden scheint.

Während Jeans und Kapuzenshirt mir wenigstens ein bisschen Schutz vor der Kälte bieten, zittert Amanda in ihrem roten Rock, dem schwarzen Pulli und den flachen Schuhen.

Aber auch meine Ohren und Wangenknochen sind bald so kalt, dass ich Erfrierungen befürchte; in den Händen verliere ich bereits jegliches Gefühl.

Ein starker Wind bläst uns entgegen, und während der Schneefall stärker wird, verwandelt sich die Welt in eine Schneekugel, die heftig geschüttelt wird.

Wir stapfen weiter durch den Schnee, bewegen uns so schnell wie wir können, sinken jedoch mit jedem Schritt tiefer und tiefer. Es ist so gut wie unmöglich, einigermaßen effektiv voranzukommen.

Amandas Wangen sind blau vor Kälte.

Sie bibbert am ganzen Körper.

Ihre Haare sind schneebedeckt.

»Wir sollten umkehren«, sage ich mit klappernden Zähnen.

Der Wind ist inzwischen ohrenbetäubend.

Amanda schaut mich an, als wäre sie nicht mehr bei sich, doch sie nickt.

Ich drehe mich um, aber der Würfel ist verschwunden.

Panik erfasst mich.

Der Schnee fällt jetzt schräg, die Häuser sind verschwunden.

In jeder Richtung, in die ich blicke, sieht alles gleich aus.

Amanda bewegt ihren Kopf nach links und rechts, um Erfrierungen entgegenzuwirken. Ich balle immer wieder die Fäuste, um warmes Blut in meine Fingerspitzen zu pumpen, aber es ist ein aussichtsloser Kampf. Mein Fadenring ist eisverkrustet.

Meine Denkprozesse fransen langsam aus.

Ich befe vor Kälte. Scheiße. Wir sind am Arsch.

Es ist nicht nur kalt. Es ist deutlich unter null Grad.

Tödlich kalt.

Ich habe keine Ahnung, wie weit wir von dem Würfel entfernt sind.

Ist das überhaupt noch wichtig, da wir so gut wie blind sind?

Die Kälte wird uns in wenigen Minuten umbringen.

In Bewegung bleiben.

Amanda hat einen verträumten Blick in den Augen, und ich frage mich, ob bei ihr bereits der Schock eingesetzt hat.

Ihre nackten Beine haben unmittelbaren Kontakt mit dem Schnee.

»Es tut weh«, sagt sie.

Ich bücke mich, hebe sie hoch und stolpere mit ihr durch den Sturm. Während ich Amanda eng an mich drücke, spüre ich, wie sie am ganzen Leib zittert.

Wir stehen in einem Strudel aus Wind und Schnee und tödlicher Kälte, und alles sieht genau gleich aus. Wenn ich nicht auf meine Beine schaue, wird mir völlig schwindelig.

Ich beginne zu begreifen, dass wir hier sterben werden.

Trotzdem bleibe ich nicht stehen.

Setze einen Fuß vor den anderen. Mein Gesicht brennt vor Kälte, die Arme schmerzen von Amandas Gewicht, die Zehen sind Eisklumpen, weil der Schnee in meine Schuhe dringt.

Amanda murmelt im Delirium vor sich hin.

Ich kann so nicht weitermachen.

Kann nicht weitergehen.

Kann sie nicht länger tragen.

Bald – viel zu bald – werde ich stehen bleiben müssen. Werde dann im Schnee sitzen und diese Frau, die ich kaum kenne, an mich pressen, und wir werden zusammen erfrieren in dieser schrecklichen Welt, die nicht einmal die unsere ist.

Ich denke an meine Familie.

Denke daran, dass ich sie nicht wiedersehen werde. Und als ich gerade begreife, was das bedeutet, entgleitet mir die Kontrolle über die Angst ...

Da! Vor uns ist ein Haus.

Oder genauer, der erste Stock eines kleinen Hauses, denn das Erdgeschoss ist völlig begraben. Die Schneewehen türmen sich bis zu einem Trio aus Fenstern.

»Amanda.«

Ihre Augen sind geschlossen.

»Amanda!«

Sie öffnet sie. Nur einen Spalt.

»Bleib bei mir.«

Mit dem Rücken setze ich Amanda an einer Schneewehe ab. Der Schnee ist so vereist, dass ich darauf hochklettern und die Glasscheibe des mittleren Fensters eintreten kann.

Nachdem ich alle scharfen Splitter entfernt habe, fasse ich Amanda an den Armen und ziehe sie in ein Kinderzimmer hinein – wie's aussieht, das eines kleinen Mädchens.

Plüschtiere.

Ein Puppenhaus aus Holz.

Krimskrams für eine Prinzessin.

Auf dem Nachtkästchen eine kleine Taschenlampe.

Ich ziehe Amanda so weit ins Zimmer, dass der Schnee, der durch das offene Fenster weht, sie nicht erreicht. Dann schnappe ich mir die Taschenlampe und trete durch die Kinderzimmertür in einen Gang.

»Hallo?«

Das Haus schluckt meine Stimme. Keine Antwort.

Sämtliche Schlafzimmer im Obergeschoss sind leer. Aus den meisten wurde das Mobiliar entfernt.

Ich schalte die Taschenlampe an und steige die Treppe hinunter.

Die Batterien sind schwach, der Lichtkegel ist begrenzt.

Unten angelangt, gehe ich an der Haustür vorbei in etwas, das früher wohl ein Esszimmer war. Die Fenster sind mit Brettern vernagelt, damit der Schnee die Scheiben nicht eindrückt. Eine Axt lehnt an den Resten eines Esstisches, der zu Feuerholz zerhackt wurde.

Ein Durchgang führt in ein kleineres Zimmer.

Der dünne Lichtstrahl fällt auf eine Couch.

Zwei Sessel, denen fast der gesamte Lederbezug fehlt.

Ein Fernseher über einem offenen Kamin, der voller Asche ist.

Eine Schachtel mit Kerzen.

Bücherstapel.

Schlafsäcke, Decken und Kissen sind vor dem Kamin ausgebreitet, in den Schlafsäcken liegen Menschen.

Ein Mann.

Eine Frau.

Zwei Jungen im Teenageralter.

Ein kleines Mädchen.

Die Augen geschlossen.

Bewegungslos.

Die Gesichter blau und ausgezehrt.

Ein gerahmtes Foto von der Familie im Lincoln Park Conservatory, ein Foto aus einer besseren Zeit, liegt auf der Brust der Frau. Ihre geschwärzten Finger halten es noch immer umklammert.

Neben dem Kamin entdecke ich Streichholzschachteln, Zeitungsstapel, Holzspäne von einem Messerblock.

Eine weitere Tür bringt mich in die Küche. Der Kühlschrank ist offen und leer, so wie auch die Küchenschränke. Die Arbeitsflächen sind bedeckt mit leeren Blechdosen.

Mais.

Rote Bohnen.

Schwarze Bohnen.

Geschälte Tomaten.

Suppen.

Pfirsiche.

Sachen, die sonst immer ganz hinten in den Schränken stehen und oft genug in Vergessenheit geraten.

Sogar die Gläser mit Senf, Mayonnaise und Gelees wurden restlos ausgekratzt.

Hinter dem überquellenden Mülleimer entdecke ich eine gefrorene Blutpfütze und das Skelett einer Katze – bis auf die Knochen entfleischt.

Diese Menschen sind nicht erfroren.

Sie sind verhungert.

Feuerschein flackert über die Wände des Wohnzimmers. Ich liege nackt in einem Schlafsack unter mehreren Decken.

Amanda taut neben mir in zwei Schlafsäcken auf.

Unsere nassen Sachen trocknen auf dem Backsteinkamin, und wir liegen so nahe am Feuer, dass ich seine Hitze auf dem Gesicht spüre. Draußen wütet weiter der Sturm, das ganze Haus knarzt und ächzt.

Amandas Augen sind offen.

Sie ist schon eine Weile wach, und wir haben das Wasser in den Flaschen ausgetrunken – jetzt stehen sie mit Schnee gefüllt am Feuer.

»Was ist mit den Leuten passiert, die hier gewohnt haben?«, fragt sie.

Die Wahrheit: Ich habe ihre Leichen in ein hinteres Zimmer geschleppt, damit Amanda sie nicht sieht.

Aber ich sage: »Ich weiß es nicht. Vielleicht sind sie irgendwo hingegangen, wo es warm ist.«

Sie lächelt. »Lügner. Mit unserem Raumschiff kommen wir wohl nicht so gut zurecht.«

»Ich glaube, das ist das, was man einen gewaltigen Lernprozess nennt.«

Sie atmet lange und tief ein und wieder aus. »Ich bin einundvierzig. Es war nicht gerade ein berauschendes Leben, aber es war meins. Ich hatte eine Karriere. Eine Wohnung. Einen Hund. Freunde. Fernsehsendungen, die ich mir gern angesehen habe. Diesen Typen, John, mit dem ich mich dreimal getroffen habe. Wein.« Sie schaut mich an. »Ich werde das alles nie wiedersehen, oder?«

Ich weiß nicht so recht, was ich antworten soll.

Sie fährt fort: »Du hast wenigstens ein Ziel. Eine Welt, in die du zurückkehren willst. In meine Welt kann ich nicht mehr zurück – was bleibt mir dann noch?«

Sie blickt mich erneut an.

Angespannt.

Starr.

Ich habe keine Antwort.

Als ich das nächste Mal aufwache, ist aus dem Feuer ein Häufchen glühender Asche geworden. Der Schnee am oberen Fensterrand funkelt durch die Sonnenstrahlen, die ihn zu durchdringen versuchen.

Sogar im Haus ist es unvorstellbar kalt.

Ich strecke eine Hand aus dem Schlafsack, berühre unsere Sachen auf dem Kamin und stelle erleichtert fest, dass sie trocken sind. Dann schiebe ich die Hand wieder in den Schlafsack und sehe zu Amanda hinüber. Sie hat sich den Schlafsack übers Gesicht gezogen. Ich kann beobachten, wie ihr Atem in weißen Wölkchen aufsteigt, sie haben ein Muster aus Eiskristallen gebildet.

Ich ziehe mich an, schichte ein neues Feuer auf und halte die Hände gerade noch rechtzeitig in die Wärme, bevor die Finger taub werden.

Ich lasse Amanda schlafen und gehe ins Esszimmer, wo die Sonne durch den Schnee oben an den Fenstern sticht. Es ist hell genug, um mich ohne Taschenlampe zurechtzufinden.

Ich gehe die dunkle Treppe hoch.

Den Gang entlang.

Ins Mädchenzimmer, wo Schnee fast den ganzen Boden bedeckt.

Ich kletterte durch den Fensterrahmen und kneife die Augen gegen das schmerzhaft helle Licht zusammen. Das Gleißern der Eisflächen ist so intensiv, dass ich fünf Sekunden lang rein gar nichts wahrnehmen kann. Dann erkenne ich nach und nach:

Der Schnee ist hüfthoch.

Der Himmel von einem perfekten Blau.

Keine Vogelgeräusche.

Überhaupt keine Geräusche.

Nicht einmal das Flüstern von Wind ist zu hören, und von unseren Spuren ist nichts mehr zu sehen. Alles ist verweht.

Die Temperatur muss weit unter null Grad liegen, denn nicht einmal hier, in der prallen Sonne, fühle ich so etwas wie Wärme.

Jenseits dieses Viertels ragt die Skyline von Chicago in die Höhe. Die Türme sind schneeverweht und eisverkrustet und glitzern in der Sonne.

Eine weiße Stadt.

Eine Welt aus Eis.

Ich schaue über das freie Feld auf die andere Straßenseite, wo wir gestern beinahe erfroren wären.

Von dem Würfel ist nichts zu sehen.

Amanda ist wach, als ich zurückkehre. In ihre Schlafsäcke und Decken eingewickelt sitzt sie am Feuer.

Ich gehe in die Küche und suche nach Besteck.

Dann öffne ich den Rucksack und hole zwei Portionen Feldverpflegung heraus. Die Mahlzeiten sind kalt, aber üppig.

Wir schlingen sie hinunter.

Amanda fragt: »Hast du den Würfel gesehen?«

»Nein, ich glaube, er ist im Schnee versunken.«

»Na toll.« Sie schaut zu mir herüber, anschließend blickt sie in die Flammen und sagt: »Ich weiß nicht, ob ich sauer oder dankbar sein soll.«

»Wovon redest du?«

»Als du oben warst, musste ich auf die Toilette. Dabei habe ich das hintere Zimmer entdeckt.«

»Du hast sie also gesehen.«

»Sie sind verhungert, bevor ihnen das Brennmaterial ausging, stimmt's?«

»Sieht so aus.«

Während ich in die Flammen starre, regt sich in meinem Hinterkopf etwas.

Eine Ahnung.

Es fing schon an, als ich auf das freie Feld hinausschaute und dachte, dass wir in diesem Whiteout fast gestorben wären.

Ich sage: »Weißt du noch, was du über den Korridor gesagt hast? Dass er dich daran erinnert, in einem Whiteout gefangen zu sein?«

Sie hört auf zu essen und schaut mich an.

»Die Türen im Korridor sind die Verbindungen zu einer unendlichen Aneinanderreihung von Parallelwelten, so ist es doch, oder? Aber was ist, wenn *wir* diese Verbindungen definieren?«

»Wie?«

»Was, wenn es so wie beim Träumen ist, wo man sich selbst eine spezielle Welt auswählt.«

»Willst du damit sagen, dass ich mit Absicht aus einer unendlichen Anzahl von Wirklichkeiten dieses Drecksloch ausgesucht habe?«

»Nicht mit Absicht. Vielleicht war es eine Spiegelung dessen, was du in dem Augenblick gefühlt hast, als wir die Tür öffneten.«

Sie nimmt den letzten Bissen in den Mund und wirft die leere Packung ins Feuer.

Ich sage: »Denk an die erste Welt, die wir gesehen haben – dieses zerstörte Chicago, die Gebäude, die um uns herum zerfielen. Was war unser Gefühlszustand, als wir die Tiefgarage betraten?«

»Angst. Entsetzen. Verzweiflung. O mein Gott. Jason.«

»Was?«

»Bevor wir die Tür zum Hangar öffneten und sahen, wie diese anderen Versionen von uns gejagt wurden und man mich dann tötete, hast du davon gesprochen, dass genau das passieren könnte.«

»Habe ich das?«

»Du hast über das Multiversum geredet und davon, dass alles, was passieren kann, auch passiert. Du hast gemeint, dass es irgendwo eine Version von uns gibt, die es nie in den Würfel geschafft hat. Einen

Augenblick später hast du die Tür geöffnet, und wir mussten zusehen, wie genau dieses Szenario abläuft.«

Ich spüre ein Kribbeln im Rückgrat, als sich diese Erkenntnis bei mir festsetzt.

Ich sage: »Und ich habe mich die ganze Zeit gefragt, wo die Steuerelemente sind.«

»Wir sind die Steuerelemente.«

»Ja. Und wenn das der Fall ist, dann sind wir in der Lage zu gehen, wohin wir wollen. Und eben auch nach Hause.«

Früh am nächsten Morgen stehen wir mitten in diesem so unglaublich stillen Viertel knietief im Schnee. Wir zittern vor Kälte, obwohl wir mehrere Schichten Winterkleidung tragen, die wir im Garderobenschrank dieser armen Familie erbeutet haben.

Auf dem Feld vor uns ist nichts zu sehen. Kein Hinweis auf den Würfel, nichts von unseren Spuren. Nichts als glatter, unberührter Schnee.

Das Feld ist riesig, und der Würfel ist winzig.

Die Chancen, dass wir zufällig über ihn stolpern, sind gleich null.

Inzwischen ist die Sonne bereits über die Bäume gestiegen, doch die Kälte bleibt unwirklich.

»Was sollen wir tun, Jason? Einfach nur raten? Anfangen irgendwo zu buddeln?«

Ich drehe mich zu dem halb im Schnee versunkenen Haus um und frage mich, wie lange wir dort überleben können? Wie lange wird es dauern, bis uns das Feuerholz ausgeht? Das Essen? Bis wir aufgeben und umkommen wie die früheren Bewohner?

Ich spüre, wie sich in meiner Brust Druck aufbaut – die entsetzliche Angst, die sich herandrängt.

Ich atme tief ein, doch die Luft ist so eisig, dass ich husten muss.

Panik steigt in mir auf.

Es ist unmöglich, den Würfel zu finden.

Hier draußen ist es zu kalt.

Wir haben nicht genug Zeit. Wenn der nächste Sturm kommt und dann noch einer, ist der Würfel so tief im Schnee versunken, dass wir ihn nie und nimmer erreichen können.

Außer ...

Ich lasse den Rucksack in das Weiß gleiten und ziehe den Reißverschluss mit zitternden Fingern auf.

»Was machst du da?«, fragt Amanda.

»So etwas wie beten.«

Ich brauche eine Weile, bis ich das Gesuchte finde.

Ich nehme den Kompass in die Hand, gehe von Amanda und dem Rucksack weg und stapfe über das Feld.

Sie folgt mir, ruft, ich solle auf sie warten.

Nach zwanzig Metern bleibe ich stehen, damit sie aufholen kann.

»Schau dir das an«, sage ich und tippe auf den Kompass. »Wir sind im Süden von Chicago.« Dann deute ich auf die entfernte Skyline. »Der attraktivere Norden befindet sich also in entgegengesetzter Richtung. Aber dieser Kompass sagt was anderes. Siehst du, wie die Nadel nach Osten zum See zeigt?«

Ihr Gesicht erhellt sich. »Natürlich. Das Magnetfeld des Würfels zieht die Nadel vom Nordpol weg.«

Wir stolpern weiter durch tiefen Pulverschnee.

In der Mitte des Feldes zuckt die Nadel von Ost nach West.

»Wir sind genau drüber.«

Ich fange an zu graben, bald schmerzen meine Hände, die Kälte des Schnees ist brutal, aber ich höre nicht auf.

In gut einem Meter Tiefe berühre ich eine Kante des Würfels. Ich grabe weiter, jetzt noch schneller, die Ärmel meiner Kleidung über die Hände gezogen, denn aus dem Kälteschmerz ist Taubheit geworden.

Als meine halb erfrorenen Finger schließlich die Oberkante der offenen Tür berühren, stoße ich einen Schrei aus, der laut durch die gefrorene Welt hallt.

Zehn Minuten später sind wir in dem Würfel und trinken die Ampullen sechsendvierzig und fünfundvierzig.

Amanda stellt auf ihrer Uhr den Timer und schaltet die Lampe aus, um die Lebensdauer der Batterien zu verlängern. Als wir nebeneinander in der eisigen Dunkelheit sitzen und warten, bis die Droge wirkt, sagt sie: »Hätte nie gedacht, dass ich mal froh bin, unser beschissenes kleines Rettungsboot wiederzusehen.«

»Ist wirklich alles in Ordnung mit dir?«

Sie lehnt den Kopf an meine Schulter.

»Danke, Jason.«

»Wofür?«

»Dass du mich da draußen nicht hast erfrieren lassen.«

»Heißt das, wir sind quitt?«

Sie lacht. »Vergiss es. Nicht mal nah dran. Du hast uns schließlich den ganzen Schlamassel eingebrockt.«

Es ist eine merkwürdige Art und Weise, sich an totalen Reizentzug zu gewöhnen, nämlich in völliger Stille und Finsternis in diesem Würfel zu sitzen. Die einzigen körperlichen Empfindungen bestehen in der Kälte des Metalls, die unaufhaltsam durch meine Kleidung kriecht, und in dem Druck von Amandas Kopf auf meiner Schulter.

»Du bist anders als er«, sagt sie.

»Wer?«

»Mein Jason.«

»Inwiefern?«

»Weicher. Wenn's zur Sache ging, konnte er wirklich hart sein. Der ehrgeizigste Mensch, den ich je getroffen habe.«

»Warst du seine Therapeutin?«

»Manchmal.«

»War er glücklich?«

In der Dunkelheit kann ich spüren, wie sie diese Frage beschäftigt.

»Worüber denkst du nach?«, frage ich. »Geht es um die Schweigepflicht?«

»Eigentlich seid ihr ja ein und dieselbe Person. Es ist auf jeden Fall neues Territorium. Aber nein. Ich würde nicht behaupten wollen, dass er glücklich war. Er führte ein intellektuell sehr stimulierendes, aber letztlich ziemlich eindimensionales Leben. Für ihn gab es nur die Arbeit. In den letzten fünf Jahren hatte er außerhalb des Instituts kaum eine Existenz. Er lebte praktisch dort.«

»Du weißt, Jason ist derjenige, der mir das angetan hat. Ich bin hier, weil irgendjemand mich vor ein paar Nächten mit vorgehaltener Waffe auf meinem Nachhauseweg verschleppt hat. Derjenige brachte mich in ein verlassenes Kraftwerk, betäubte mich, stellte mir jede Menge Fragen über mein Leben und die Entscheidungen, die ich getroffen habe. Ob ich glücklich bin. Ob ich einige Dinge lieber anders gemacht hätte. Die Erinnerungen daran sind jetzt wieder da. Dann bin ich in eurem Labor aufgewacht. In deiner Welt. Ich glaube, dass dein Jason mir das angetan hat.«

»Du willst damit sagen, dass er in den Würfel stieg, dein Leben fand und mit dir Plätze tauschte?«

»Glaubst du, er wäre dazu fähig?«

»Ich weiß es nicht. Es ist verrückt.«

»Wer sonst würde mir so etwas antun?«

Amanda bleibt eine Weile stumm.

Schließlich sagt sie: »Jason war völlig besessen von dem Weg, den er nicht eingeschlagen hat. Er redete die ganze Zeit darüber.«

Jetzt spüre ich, wie die Wut zurückkehrt.

Ich sage: »Ein Teil von mir will es noch immer nicht glauben. Ich meine, wenn er mein Leben wollte, hätte er mich doch einfach töten können. Aber er macht sich die Mühe, mir diverse Sachen zu spritzen, nicht nur das Präparat, sondern auch Ketamin, das mich betäubte und meine Erinnerungen an den Würfel und das, was er selbst getan hatte,

verschleierte. Und dann brachte er mich tatsächlich zurück in seine Welt. Warum?«

»Im Grunde ist das sehr logisch.«

»Glaubst du?«

»Er war kein Monster. Wenn er dir das angetan hat, dann hat er sicher versucht, es für sich rational zu begründen. Nicht anders machen es gute Menschen, wenn sie ein schlechtes Verhalten rechtfertigen wollen. Bist du in deiner Welt ein berühmter Physiker?«

»Nein, ich unterrichte an einem zweitklassigen College.«

»Bist du reich?«

»Beruflich und finanziell kann ich deinem Jason kaum das Wasser reichen.«

»Na also, da haben wir's. Er redet sich ein, er hätte *die* Chance seines Lebens verpasst. Er will den Weg ausprobieren, den er nicht genommen hat. Würdest du das an seiner Stelle nicht auch tun? Ich sage nicht, dass es richtig ist. Ich sage nur, so sieht es aus, wenn ein guter Mensch sich auf einmal entscheidet, etwas Schreckliches zu tun. Das ist menschliches Verhalten in Reinform.«

Anscheinend spürt sie, wie mein Zorn größer und größer wird, denn sie sagt: »Jason, du kannst dir im Augenblick nicht erlauben auszuflippen. Diesen Luxus kannst du dir nicht leisten. In wenigen Minuten gehen wir wieder in diesen Korridor. Wir sind die Kontrollinstrumente. Deine Worte? Nicht wahr?«

»Ja.«

»Wenn das stimmt, wenn unser Gefühlszustand die Instanz ist, die auf eine mir noch unerklärliche Weise diese Welten auswählt – an was für einen Ort wird deine Wut und deine Eifersucht uns dann führen? Du darfst nicht länger an dieser fatalen Energie festhalten, wenn du eine neue Tür öffnest. Du musst eine Möglichkeit finden, dich davon zu lösen.«

Ich merke, wie langsam die Wirkung einsetzt.

Meine Muskeln entspannen sich.

Einen Augenblick lang löst sich meine Wut in einem Strom des Friedens und der Ruhe auf. Ich würde alles geben, damit mir dieser Frieden erhalten bleibt.

Als Amanda die Lampe einschaltet, sind die Wände, die parallel zur Tür verlaufen, verschwunden.

Ich betrachte das Lederetui mit den verbleibenden Ampullen und denke: Wenn das Arschloch, das mir das angetan hat, herausgefunden hat, wie man den Würfel steuert, dann schaffe ich das auch.

Im blauen Licht schaut Amanda mich eindringlich an.

Ich sage: »Wir haben noch vierundvierzig Ampullen. Zweiundzwanzig Chancen, das hier richtig zu machen. Wie viele hat dieser andere Jason mit in den Würfel genommen?«

»Hundert.«

»Mist.

Ich spüre abermals Panik in mir aufsteigen, aber ich lächle trotzdem.

»Gehen wir mal davon aus, dass wir mehr Glück haben, dass ich schlauer bin als er.«

Amanda lacht, steht auf und streckt mir ihre Hand hin.

»Wir haben eine Stunde«, sagte sie. »Bereit?«

»Absolut.«

NEUN

Er steht früher auf.

Er trinkt weniger.

Fährt schneller.

Liest mehr.

Er arbeitet an seiner Fitness.

Er hält seine Gabel anders.

Lacht ungezwungener.

Simst weniger.

Er duscht länger, und anstatt nur mit der Seife über den ganzen Körper zu fahren, benutzt er jetzt einen Waschlappen.

Er rasiert sich jeden zweiten Tag, nicht mehr nur jeden vierten, und das am Waschbecken und nicht länger in der Dusche.

Er zieht seine Schuhe direkt nach dem Ankleiden an, nicht erst an der Eingangstür, bevor er das Haus verlässt.

Er benutzt regelmäßig Zahnseide, und vor drei Tagen hat sie sogar beobachtet, wie er sich die Augenbrauen zupfte.

Und seit fast zwei Wochen hat er das T-Shirt, in dem er am liebsten schlief – ein ausgewaschenes Relikt von einem U2-Konzert, das sie vor zehn Jahren im United Center besuchten –, nicht mehr getragen.

Er spült das Geschirr anders – anstatt im Trockengestell einen unhandlichen Turm aufzustapeln, legt er die nassen Teller und Gläser auf Geschirrtücher, die er auf der Arbeitsfläche ausgebreitet hat.

Er trinkt zum Frühstück nur noch eine Tasse Kaffee, nicht mehr zwei, und er macht ihn schwächer als früher, eigentlich so schwach, dass sie sich jeden Morgen mit ihm ein Wettrennen liefert, damit sie den Kaffee aufbrühen kann.

In letzter Zeit drehen sich die Gespräche beim Abendessen um Ideen, um Bücher und Artikel, die Jason liest, und um Charlies schulische Belange, es sind nicht länger banale Aufzählungen von den Geschehnissen des Tages.

Und was Charlie betrifft – auch mit seinem Sohn geht Jason anders um. Nachsichtiger, weniger streng.

Als hätte er vergessen, was es heißt, Vater eines Teenagers zu sein.

Er bleibt nicht mehr bis zwei Uhr morgens auf, um auf seinem iPad Netflix-Serien zu schauen.

Er nennt sie nie mehr Dani.

Er will sie dauernd, und es ist jedes Mal wie das erste Mal.

Er sieht sie mit einer schwelenden Intensität an, die sie daran erinnert, wie frisch Verliebte sich in die Augen schauen, die noch viele Geheimnisse und unerforschte Bereiche zu entdecken haben.

Diese Gedanken, alle diese winzigen Erkenntnisse, laufen in Danielas Hinterkopf zusammen, während sie neben Jason vor dem Spiegel steht.

Es ist früher Morgen, und sie machen sich beide für ihren jeweiligen Tag fertig.

Sie putzt sich ihre Zähne, er seine, und als sich ihre Blicke kreuzen, grinst er zahnpastaverschmiert und zwinkert ihr zu.

Sie fragt sich:

Hat er Krebs und sagt's mir nicht?

Nimmt er ein neues Antidepressivum und sagt's mir nicht?

Hat er seinen Job verloren und sagt's mir nicht?

Ein gemeiner Gedanke steigt heiß in ihr auf: Hat er eine Affäre mit einer seiner Studentinnen, und ist es dieses Mädchen, das ihn sich so fühlen und verhalten lässt, als wäre er ein ganz neuer Mann?

Nein. Nichts von alledem fühlt sich richtig an.

Die Sache ist die, nichts ist offensichtlich falsch.

Ganz allgemein gesehen geht es ihnen sogar besser. Er schenkt ihr so viel Aufmerksamkeit wie noch nie. Seit Beginn ihrer Beziehung haben sie nicht mehr so viel miteinander geredet und gelacht.

Es ist nur, dass er ... anders ist.

Jason bückt sich vor und spuckt ins Waschbecken.

Er dreht den Wasserhahn zu, tritt hinter sie, legt ihr die Hände auf die Hüften und drückt sich sanft an sie.

Sie sieht sein Gesicht im Spiegel.

Und denkt – welche Geheimnisse hast du?

Würde die Worte am liebsten aussprechen.

Genau diese Worte.

Aber sie putzt weiter die Zähne, denn was, wenn der Preis für die Antwort dieser so erstaunliche gegenwärtige Zustand ist?

Er sagt: »Ich könnte dir dabei den ganzen Tag zuschauen.«

»Wie ich mir die Zähne putze?« Sie nuschelt, weil sie die Bürste noch im Mund hat.

»Hmmh.« Er küsst sie auf den Nacken, und ein Schauer läuft ihr über den Rücken, und für den Bruchteil einer Sekunde fällt das alles von ihr ab – die Angst, die Fragen, der Zweifel.

Er sagt: »Ryan Holder hält heute Abend um sechs eine Vorlesung. Willst du mitkommen?«

Daniela beugt sich vor, spuckt aus, spült den Mund.

»Würde ich sehr gern, aber ich habe um halb sechs noch eine Stunde.«

»Darf ich dich dann zum Essen ausführen, wenn ich nach Hause komme?«

»Das würde mich sehr freuen.«

Sie dreht sich um und küsst ihn.

Er küsst sie jetzt sogar anders.

Als wäre es jedes Mal ein Ereignis.

Als sie sich von ihm lösen will, sagt er: »Hey.«

»Ja?«

Sie sollte fragen.

Sie sollte alles, was ihr aufgefallen ist, zur Sprache bringen.

Ihm alles vorhalten und reinen Tisch machen.

Ein Teil von ihr will das unbedingt.

Ein Teil von ihr will es lieber gar nicht wissen.

Und so sagt sie sich, dass jetzt nicht der richtige Zeitpunkt dafür ist, während sie an seinem Kragen nestelt, ihm die Haare richtet und ihn mit einem letzten Kuss in den Tag verabschiedet.

OceanofPDF.com

ZEHN

VERBLEIBENDE AMPULLEN: 44

Amanda schaut von ihrem Notizbuch hoch und fragt: »Bist du sicher, dass Aufschreiben das Allerbeste ist?«

»Wenn man etwas schriftlich festhält, ist man voll darauf konzentriert. Es ist fast unmöglich, zu schreiben und an etwas anderes zu denken. Die Tätigkeit des Schreibens bringt Gedanken und Absichten in Einklang.«

»Wie viel soll ich schreiben?«

»Vielleicht sollten wir es am Anfang schlicht halten. Nur eine kurze Passage.«

Sie beendet den Satz, den sie notiert hat, klappt das Notizbuch zu und steht auf.

»Du bist ganz und gar darauf fokussiert?«, frage ich.

»Ich glaube schon.«

Ich schultere den Rucksack, Amanda geht zur Tür und zieht sie auf. Strahlendes Morgenlicht fällt herein, so blendend hell, dass ich für einen Augenblick kaum etwas erkennen kann.

Während meine Augen sich an die Helligkeit gewöhnen, nehme ich die Umgebung immer deutlicher wahr.

Wir stehen in der Tür des Würfels, der sich oben auf einem Hügel befindet, mit Blick auf einen Park.

Im Osten erstrecken sich smaragdgrüne Grashänge über einige hundert Meter bis hinunter zum Lake Michigan. Und in der Ferne erhebt sich eine Skyline, wie ich sie noch nie gesehen habe – die Gebäude sind schlanke, elegante Konstruktionen aus Glas und Stahl, die so sehr das Licht reflektieren, dass sie beinahe unsichtbar werden und ein wenig wie eine Fata Morgana erscheinen.

Am Himmel wimmelt es von beweglichen Objekten, kreuz und quer fliegen sie über eine Stadt, von der ich annehme, dass es Chicago ist. Einige beschleunigen senkrecht, direkt hoch ins tiefe Blau, so, als könnten sie ewig weiter nach oben steigen.

Amanda schaut mich an und klopft grinsend auf das Notizbuch.

Ich schlage die erste Seite auf:

Ich will an einem guten Ort sein, zu einer guten Zeit. Eine Welt, in der ich leben möchte. Es ist nicht die Zukunft, aber es fühlt sich so ...

Ich sage: »Nicht schlecht.«

»Ist dieser Ort wirklich real?«

»Ja. Und du hast uns hierhergebracht.«

»Dann wollen wir ihn mal erkunden. Wir sollten uns sowieso eine Pause von der Droge gönnen.«

Sie geht den grasbewachsenen Hang hinunter. Wir kommen an einem Spielplatz vorbei, stoßen auf einen Wanderweg, der durch einen Park führt.

Der Morgen ist kalt und makellos. Mein Atem dampft.

Wo die Sonne noch nicht hinscheint, ist das Gras weiß von Raureif, und die Laubbäume, die den Park begrenzen, haben größtenteils ihre Blätter abgeworfen.

Der See liegt still wie Glas.

Eine Viertelmeile vor uns durchschneiden elegante, Y-förmige Strukturen den Park im Abstand von fünfzig Metern.

Erst im Näherkommen erkenne ich, um was es sich handelt.

Wir fahren mit einem Lift hoch zu einem Bahnsteig, von dem aus Züge Richtung Norden fahren sollen, und warten unter einem beheizten Schutzdach. Eine interaktive Karte mit der Aufschrift »Chicago Transit Authority« bezeichnet diese Route als Red Line Express, sie verbindet den Süden Chicagos mit dem Stadtzentrum.

Eine eindringliche Frauenstimme plärrt aus einem Lautsprecher über unseren Köpfen:

Zurücktreten. Ein Zug fährt ein. Zurücktreten. Ein Zug fährt ein in fünf ... vier ... drei ...

Ich blicke in beide Richtungen, sehe aber nichts kommen.

Zwei ...

Etwas schießt aus den Baumwipfeln heran. Ein Fleck.

Eins.

Ein schnittiger Zug mit drei Abteilen hält auf dem Bahnsteig, und als die Türen aufgehen, sagt die weibliche Computerstimme aus dem Lautsprecher: *Zum Einsteigen bitte auf Grün warten.*

Die wenigen Passagiere, die aussteigen und an uns vorbeigehen, tragen Trainingskleidung. Das rote Lichtfeld über jeder offenen Tür springt auf Grün.

Amanda und ich wechseln Blicke, zucken mit den Schultern und steigen ein. Das Abteil ist bis auf einige freie Plätze voll mit Pendlern.

Das ist nicht die El, die ich kenne. Niemand steht. Jeder sitzt und ist angeschnallt, es sieht aus, als hätte man die Passagiere auf einen Raketenschlitten montiert.

Das Wort »FREI« leuchtet hilfreich über jedem leeren Sitz.

Während Amanda und ich durch den Mittelgang gehen, sagt eine Automatenstimme: *Bitte suchen Sie sich einen Sitzplatz. Der Zug kann erst losfahren, wenn alle sitzen.*

Wir finden zwei freie Sitze nebeneinander im vorderen Zugbereich. Als ich mich zurücklehne, fahren gepolsterte Haltebügel heraus und legen sich sanft um Schultern und Taille.

Bitte den Kopf abstützen. Der Zug fährt los in drei ... zwei ... eins ...

Die Beschleunigung erfolgt gleichmäßig, aber mit unglaublicher Power. Zwei Sekunden lang drückt es mich tief in die Polster. Dann rasen wir mit unvorstellbarem Tempo über eine Mittelschiene, und unter uns ist nicht die geringste Reibung zu spüren. Eine Stadtlandschaft fliegt an uns vorbei, viel zu schnell, als dass ich tatsächlich verarbeiten könnte, was ich sehe.

Die fantastische Skyline am Horizont kommt immer näher. Die Gebäude ergeben keinen Sinn für mich. Im scharfen Morgenlicht sieht es aus, als hätte jemand einen Spiegel zerbrochen und die Splitter in einer aufrechten Formation angeordnet. Die Konstruktionen sind zu wunderschön, zu willkürlich und zu unregelmäßig, um von Menschenhand gemacht zu sein. Sie sind vollkommen in ihrer Unvollkommenheit, vollkommen in ihrer ungewöhnlichen Asymmetrie. Wie eine Bergkette. Oder ein Flusslauf.

Es geht steil nach unten.

Mir dreht sich der Magen um.

Kreischend driften wir in einen Tunnel hinein – Dunkelheit, durchbrochen von Lichtblitzen, die das Gefühl der Desorientierung und der unfassbaren Geschwindigkeit noch verstärken.

Wir durchbrechen die Schwärze. Ich umklammere die Sitzlehnen, denn ich werde gegen die Haltebügel geworfen, als der Zug unvermittelt abbremsst.

Die Computerstimme verkündet: *Downtown Station.*

Ist das Ihr Ziel? Die Frage erscheint als Hologrammscanner fünfzehn Zentimeter über meinem Kopf auf. *J?* und *N?*

Amanda sagt: »Lass uns hier aussteigen.«

Ich wische über *J*. Sie tut dasselbe.

Die Haltebügel fahren zurück und verschwinden in den Sitzen. Wir stehen auf und treten zusammen mit anderen Passagieren auf die Plattform eines prächtigen Bahnhofs, der New Yorks Grand Central in den Schatten stellt. Es ist ein hoch aufragendes Bauwerk mit einer Decke, die an facettierte Glas erinnert, das Sonnenlicht fällt hindurch und bricht sich in der Halle als diffuses Strahlen, das zitternde Wellenlinien auf die umliegenden Marmorwände wirft.

Es wimmelt von Menschen.

Die samtig-rauen Töne eines Saxophons klingen nach. Am anderen Ende der Halle steigen wir beeindruckende Stufen hoch, die wie ein Wasserfall gebaut sind.

Alle um uns herum sprechen – ich bin mir sicher, diese Menschen telefonieren –, doch an keinem Ohr sind Handys zu sehen.

Oben angekommen passieren wir eins von einem Dutzend Drehkreuzen.

Auf der Straße drängen sich die Fußgänger – keine Autos, keine Ampeln. Wir stehen am Fuß des höchsten Gebäudes, das ich je gesehen habe. Auch aus der Nähe sieht es nicht real aus. Ohne erkennbare Einteilungen in Etagen wirkt es wie ein solider Brocken aus Eis oder Kristall.

Getrieben von Neugier überqueren wir die Straße, betreten die Lobby des Turms und folgen den Schildern zur Aussichtsterrasse.

Der Aufzug ist erstaunlich schnell.

Wegen des Druckwechsels muss ich dauernd schlucken.

Nach zwei Minuten hält die Kabine.

Eine Computerstimme gibt uns zu verstehen, dass wir zehn Minuten haben, um die Aussicht zu genießen.

Als die Tür aufgeht, bläst uns ein eisiger Wind entgegen. Beim Aussteigen kommen wir an einem Hologramm vorbei, auf dem zu lesen ist: *Sie befinden sich jetzt auf 2158 m Höhe über Straßenniveau.*

Der Aufzugsschacht nimmt die Mitte der winzigen Aussichtsterrasse ein, und die Spitze des Turms, eine zu einer Flamme verdrehte Glaskonstruktion, ist nur noch gut fünfzehn Meter über uns.

Ein weiteres Hologramm taucht auf, als wir uns dem Rand nähern: *Der Glass Tower ist das höchste Gebäude im Mittleren Westen und das dritthöchste in Amerika.*

Hier oben ist es eiskalt, eine kräftige Brise weht vom See her. Die Luft, die ich einatme, fühlt sich irgendwie dünn an, und ich spüre einen leichten Schwindel, ob wegen des Sauerstoffmangels oder wegen der Höhe kann ich nicht beurteilen.

Wir erreichen das Schutzgeländer, das mögliche Selbstmörder vom Sprung abhalten soll.

In meinem Kopf dreht sich alles, meinem Magen geht es nicht besser.

Der Anblick ist fast zu übermächtig – das funkelnde Gewirr der Stadt, die vielen angrenzenden Türme und die riesige Fläche des Sees, über den man bis ins südliche Michigan sehen kann.

Im Westen und im Süden glüht jenseits der Vorstädte die Prärie im Morgenlicht, gut hundert Meilen entfernt.

Der Turm schwankt.

An einem klaren Tag sind vier Staaten – Illinois, Indiana, Michigan und Wisconsin – zu sehen.

Hier oben auf diesem Kunstwerk, dem Werk großer Fantasie, fühle ich mich klein im besten Sinn des Wortes.

Es begeistert mich, die Luft einer Welt einzuatmen, in der etwas so Schönes gebaut werden konnte.

Amanda steht neben mir, und wir schauen an der prächtigen Fassade des Gebäudes nach unten. Eine heiter-gelassene Stimmung umgibt uns, beinahe ist es still.

Das einzige Geräusch ist das einsame Flüstern des Winds.

Die Straßengeräusche dringen nicht bis zu uns herauf.

»War das alles in deinem Kopf?«, frage ich.

»Nicht bewusst, aber irgendwie fühlt es sich richtig an. Wie ein halb erinnerter Traum.«

Ich schaue zu den nördlichen Vierteln, wo Logan Square sein müsste.

Es sieht überhaupt nicht mehr aus wie mein Zuhause.

Einen guten Meter von uns auf der Plattform entfernt steht ein alter Mann hinter seiner alten Frau, die knotigen Hände auf ihren Schultern, während sie durch ein Teleskop blickt, das auf das außergewöhnlichste Riesenrad gerichtet ist, das ich je gesehen habe. Über dreihundert Meter ragt es am Seeufer auf, genau dort, wo der Navy Pier sein sollte.

Ich denke an Daniela.

An diesen anderen Jason – Jason2 – und was er im Augenblick wohl gerade macht.

Was er vielleicht gerade mit meiner Frau macht.

Wut, Angst und Heimweh hüllen mich ein wie eine Krankheit.
Diese Welt ist, bei all ihrer Großartigkeit, nicht mein Zuhause.
Sie ist nicht einmal nahe dran.

VERBLEIBENDE AMPULLEN: 42

Wieder sind wir im Korridor, in dieser Zwischenwelt, in der unsere Schritte für die Ewigkeit hallen.

Ich halte die Lampe und überlege gerade, was ich in das Notizbuch schreiben soll, als Amanda stehen bleibt.

»Was ist los?«

»Hör mal.«

Es wird so still, das ich meinen erhöhten Herzschlag wahrnehmen kann.

Und dann – etwas Unmögliches.

Ein Geräusch.

Weit, weit hinten im Korridor.

Amanda schaut mich an.

Sie flüstert: »Was ist das?«

Ich starre in die Dunkelheit.

Nichts ist zu sehen als das schwindende Licht der Lampe, das sich auf der ewig sich wiederholenden Wand bricht.

Von Augenblick zu Augenblick wird das Geräusch lauter.

Es sind Schrittgeräusche.

Ich sage: »Da ist jemand.«

»Wie ist das möglich?«

Etwas bewegt sich am Rande der Helligkeit.

Eine Gestalt kommt auf uns zu.

Ich trete einen Schritt zurück, und als sie sich immer weiter nähert, bin ich versucht zu rennen – aber wo soll ich hin?

Es ist ein Mann.

Er ist nackt.

Seine Haut ist bedeckt mit Schlamm oder Erde oder ...

Blut.

Eindeutig Blut.

Er riecht danach.

Als hätte er sich in einer Blutlache gewälzt.

Seine Haare sind verfilzt, das Gesicht ist verschmiert und so verkrustet, dass das Weiß seiner Augen deutlich hervortritt.

Seine Hände zittern, und seine Finger sind fest zusammengekrümmt, als würde er sich verzweifelt an etwas festhalten.

Erst als der Mann nur noch drei Meter entfernt ist, erkenne ich, dass er ich ist.

Ich weiche ihm aus, drücke mich an die nächste Wand, um möglichst viel Abstand zu ihm zu halten.

Als er vorbeitaumelt, bohren sich seine Augen in meine.

Ich bin mir nicht einmal sicher, ob er mich sieht.

Er wirkt völlig verstört.

Wie ausgehöhlt.

Als wäre er eben der Hölle entflohen.

An Rücken und Schultern sind Fleischstücke herausgerissen.

Ich frage: »Was ist mit dir passiert?«

Er bleibt stehen und starrt mich an, öffnet dann den Mund und macht das entsetzlichste Geräusch, das ich je gehört habe – ein völlig unmenschlicher Schrei.

Als er verhallt, packt Amanda meinen Arm und zieht mich weg.

Er folgt uns nicht.

Sieht uns nur nach und schlurft dann den Korridor entlang.

In diese endlose Dunkelheit.

Dreißig Minuten später sitze ich vor einer Tür, die genauso aussieht wie alle anderen, und versuche emotional und verstandesmäßig zu löschen, was ich gerade in diesem Korridor gesehen habe.

Ich hole einen Notizblock aus dem Rucksack, schlage ihn auf und nehme einen Stift zur Hand.

Ich muss nicht einmal nachdenken.

Ich schreibe ganz einfach die Worte:

Ich will nach Hause.

Ich frage mich: Hat Gott sich so gefühlt? Ich erlebe einen Rausch, wie man ihn nur empfindet, wenn man mit Worten eine Welt erschaffen hat. Und ja, diese Welt hat bereits existiert, doch jetzt habe ich uns mit ihr verbunden. Bei all den möglichen Welten habe ich genau diese gefunden, und sie ist so, zumindest von der Tür des Würfels aus, wie ich sie wollte.

Als ich den Würfel verlasse, knirscht Glas auf dem Beton unter meinen Sohlen. Licht fällt durch die hohen Fenster und erhellt eine Reihe Generatoren aus einer anderen Zeit.

Obwohl ich sie nie bei Tageslicht gesehen habe, kenne ich diese Halle.

Als ich das letzte Mal hier war, ging ein später Herbstmond über dem Lake Michigan auf, und ich lag an einer dieser uralten Maschinen und starrte, zgedröhnt mit Drogen, einen Mann mit einer Geisha-Maske an, der mich mit gezogener Waffe in dieses verlassene Kraftwerk geschleppt hatte.

Starrte – doch davon hatte ich zu der Zeit noch keine Ahnung – mich selbst an.

Ich hätte mir diese Reise nie vorstellen können.

Die Hölle, die mich tatsächlich erwartete.

Der Würfel steht in einer Ecke der Generatorenhalle, versteckt hinter der Treppe.

»Und?«, fragt Amanda.

»Ich glaube, ich hab's geschafft. Das ist der letzte Ort, den ich sah, bevor ich in eurer Welt aufwachte.«

Wir bahnen uns einen Weg durch das verlassene Kraftwerk.

Draußen scheint die Sonne.

Sie geht bereits unter.

Es ist später Nachmittag, und das einzige Geräusch ist der einsame Schrei von Möwen über dem See.

Wir laufen die Straßen entlang wie Landstreicher zu den Stadtvierteln im Süden Chicagos, zur South Side.

Die ferne Skyline kommt mir vertraut vor.

Es ist diejenige, die ich kenne und liebe.

Die Sonne sinkt weiter. Wir sind seit zwanzig Minuten unterwegs, als uns dämmert, dass wir noch kein einziges Auto auf der Straße gesehen haben.

»Ziemlich ruhig, nicht wahr?«

Amanda schaut mich an.

In der Industriebrache am See hatte ich die Stille nicht so wahrgenommen.

Hier ist es in der Tat erschreckend ruhig.

Es sind keine Autos unterwegs.

Keine Menschen.

Es ist so still, dass ich den Strom durch die Kabel über unseren Köpfen rauschen höre.

Der Bahnhof an der 87th Street ist geschlossen – es fahren weder Busse noch Züge.

Das einzige Lebenszeichen ist eine streunende, schwarze Katze mit einem verdrehten Schwanz, die, mit einer Ratte im Maul, über die Straße schleicht.

Amanda sagt: »Vielleicht sollten wir zurück in den Würfel gehen.«

»Ich will mein Zuhause sehen.«

»Es fühlt sich alles ziemlich falsch an, Jason. Spürst du das nicht?«

»Wir erfahren nie etwas darüber, wie man den Würfel steuert, wenn wir nicht heraufinden, wohin er uns bringt.«

»Wo ist dein Zuhause?«

»Logan Square.«

»Nicht gerade fußläufig.«

»Dann leihen wir uns ein Auto.«

Wir überqueren die 87th und gehen an einem Block aus heruntergekommenen Reihenhäusern entlang. Seit Wochen ist hier niemand

mehr von der Straßenreinigung gewesen, überall liegt Müll. Eklige aufgeplatzte Tüten in riesigen Haufen.

Viele der Fenster sind vernagelt.

Einige sind mit Plastikplanen verhängt.

An den meisten hängen Stofffetzen.

Einige rot.

Andere schwarz.

Aus ein paar Häusern dringen die Geräusche von Radios und Fernsehern.

Das Schreien eines Kindes.

Ansonsten ist es unheilvoll still im Viertel.

Auf halber Höhe des sechsten Blocks schreit Amanda plötzlich: »Hab eins gefunden!«

Ich überquere die Straße und gehe auf einen Oldsmobile Cutlass Ciera aus den Mittneunzigern zu.

Weiß. An den Blechkanten verrostet. Keine Radkappen.

Durch das verdreckte Glas sehe ich einen Schlüsselbund im Zündschloss stecken.

Ich öffne die Fahrertür und setze mich hinters Lenkrad.

»Sollen wir das wirklich tun?«, fragt Amanda.

Ich lasse den Motor an, als sie auf der Beifahrerseite einsteigt.

Der Tank ist noch zu einem Viertel voll.

Sollte reichen.

Die Windschutzscheibe ist so schmutzig, dass ich mindestens zehn Sekunden lang Scheibenwischer und Spritzdüsen betätigen muss, um den Dreck und die Blätter, die am Glas kleben, wegzubekommen.

Die Interstate ist völlig verlassen.

So etwas habe ich noch nie gesehen.

Leer in beide Richtungen.

Es ist inzwischen früher Abend, die Sonne funkelt auf dem Willis Tower.

Ich rase nach Norden, und mit jeder Meile verkrampft sich mein Magen mehr.

Amanda sagt: »Lass uns zurückfahren. Im Ernst. Hier läuft offensichtlich irgendwas ganz Übles.«

»Hier ist meine Familie, und mein Platz ist bei ihr.«

»Woher weißt du überhaupt, dass das dein Chicago ist?«

Sie stellt das Radio an und wählt sich durch verschiedene Sender, bis ein Sprecher vom Notfallwarnsystem zu hören ist:

Die folgende Nachricht wird übermittelt auf Anordnung des Illinois State Department. Die vierundzwanzigstündige Ausgangssperre im Cook County wird nicht aufgehoben. Alle Einwohner haben bis auf Weiteres in ihren Häusern zu bleiben. Die Nationalgarde wird sämtliche Viertel überwachen, für Sicherheit sorgen, Lebensmittelrationen ausliefern und den Transport in die Quarantänezentren der Seuchenschutzbehörde übernehmen.

Auf den Gegenfahrbahnen rauscht ein Konvoi aus vier gepanzerten Humvees in einem Tarnanstrich vorbei.

Die Ansteckungsgefahr bleibt hoch. Zu den Anfangssymptomen gehören Fieber, starke Kopf- und Muskelschmerzen. Wenn Sie glauben, dass Sie selbst infiziert sind oder jemand aus Ihrer Umgebung es ist, hängen Sie ein rotes Stoffstück in ein zur Straße gehendes Fenster. Wenn jemand in Ihrem Umfeld gestorben ist, dann nehmen Sie ein schwarzes Stoffstück.

Personal der Seuchenschutzbehörde wird Ihnen dann so bald wie möglich helfen.

Bleiben Sie auf Empfang für weitere Details.

Amanda sieht mich an.

»Warum kehrst du nicht um?«

In meinem Block finde ich keinen Parkplatz, deshalb stelle ich das Auto mit laufendem Motor mitten auf der Straße ab.

»Du bist ja wahnsinnig«, sagt Amanda.

Ich deute auf ein Backsteinhaus mit einem roten Rock und einem schwarzen Pullover im Fenster des Schlafzimmers.

»Das ist mein Zuhause, Amanda.«

»Aber beeil dich. Und bitte, sei vorsichtig.«

Ich steige aus.

Es ist so still.

Die Straßen blau in der Abenddämmerung.

In einiger Entfernung erkenne ich eine blasse Gestalt, die sich mitten auf der Straße entlangschleppt.

Ich stehe am Bordstein.

Die Stromleitungen sind stumm, das Licht, das aus den Häusern dringt, ist weicher, als es sein sollte.

Kerzenlicht.

In meinem Viertel gibt es keinen Strom.

Ich steige die Stufen zur Haustür hinauf und spähe durch das große Fenster ins Esszimmer.

Drinne ist es dunkel und düster.

Ich klopfe.

Es dauert lange, bis ein Schatten aus der Küche kommt und langsam am Esstisch vorbei zur Haustür geht.

Mein Mund wird trocken.

Ich sollte nicht hier sein.

Das ist gar nicht mein Zuhause.

Der Lüster stimmt nicht.

Auch der Van-Gogh-Druck über dem Kamin nicht.

Ich höre drei Schlösser, die entriegelt werden.

Die Tür öffnet sich einen winzigen Spalt, und ein Geruch weht heraus, der absolut nicht nach meinem Zuhause riecht.

Nur nach Krankheit und Tod.

Daniela hält eine Kerze, die in ihrer Hand zittert.

Auch in dem schwachen Licht kann ich erkennen, dass jeder sichtbare Quadratzentimeter ihrer Haut mit Pusteln bedeckt ist.

Ihre Augen wirken schwarz.

Sie bluten.

Nur Reste von Weiß sind noch zu sehen.

Sie sagt: »Jason?« Ihre Stimme ist leise und müde. Tränen laufen ihr aus den Augen. »O mein Gott. Bist du es?«

Sie reißt die Tür auf und taumelt auf unsicheren Füßen auf mich zu.

Es zerreißt mir fast das Herz, Abscheu gegenüber der Frau zu empfinden, die ich liebe.

Ich weiche einen Schritt zurück.

Sie spürt mein Entsetzen und bleibt stehen.

»Wie ist das möglich?«, fragt sie. »Du bist gestorben.«

»Wovon redest du?«

»Vor einer Woche haben sie dich in einem Leichensack voller Blut aus dem Haus getragen.«

»Wo ist Charlie?«, frage ich.

Sie schüttelt den Kopf, und während ihr Tränen übers Gesicht laufen, hustet sie einen Blutklumpen in ihre Armbeuge.

»Tot?«

»Noch hat ihn niemand geholt. Er liegt oben in seinem Zimmer. Er verfault da oben, Jason.«

Kurz verliert sie das Gleichgewicht, dann stützt sie sich am Türstock ab.

»Bist du real?«, fragt sie.

Bin ich real?

Was für eine Frage.

Ich kann nicht sprechen.

Meine Kehle schmerzt vor Trauer.

Tränen treten mir in die Augen.

So sehr ich sie bedauere, die schreckliche Wahrheit ist, dass ich Angst vor ihr habe. Mein Selbsterhaltungsinstinkt meldet sich, angesichts des

Grauens schrecke ich vor ihr zurück.

Amanda ruft: »Da kommt jemand.«

Ich blicke zur Straße und sehe Scheinwerfer, die durch die Dunkelheit wandern.

»Jason, verdammt, ich lasse dich hier stehen!«

»Wer ist das?«, fragt Daniela.

Der Motor des herannahenden Fahrzeugs knattert, er klingt nach einem Diesel.

Amanda hatte recht. Ich hätte in dem Augenblick umkehren sollen, als mir bewusst wurde, wie gefährlich es hier ist.

Das ist nicht meine Welt.

Und trotzdem will ich ins Obergeschoss dieses Hauses, in ein Zimmer, in dem die Leiche einer Version meines Sohnes liegt.

Ich gehe die Stufen hinunter zur Straße, als ein Humvee drei Meter vor der Stoßstange des Autos hält, das wir in der South Side geklaut haben.

Er ist mit verschiedenen Abzeichen versehen – Rotes Kreuz, Nationalgarde, Seuchenschutzbehörde.

Amanda lehnt sich aus dem Fenster.

»Was ist denn los, Jason?«

Ich wische mir die Augen.

»Mein Sohn liegt tot da drinnen. Daniela stirbt.«

Die Beifahrerseite des Humvee geht auf, und eine Gestalt in schwarzem Schutzanzug und Gasmaske steigt aus. Sie richtet ein Sturmgewehr auf mich.

Die Stimme, die durch die Maske dringt, gehört einer Frau.

Sie sagt: »Bleiben Sie, wo Sie sind.«

Ich hebe instinktiv die Hände.

Nun dreht sie ihr Gewehr, zielt auf die Windschutzscheibe des Cutlass Ciera und geht auf das Auto zu.

Zu Amanda sagt sie: »Stellen Sie den Motor ab.«

Amanda gehorcht, als der Fahrer aus dem Humvee steigt.

Ich deute auf Daniela, die schwankend in der Tür steht.

»Meine Frau ist sehr krank. Mein Sohn liegt tot oben.«

Der Fahrer schaut durch seine Maske an der Fassade des Backsteinhauses hoch.

»Sie haben die Farben korrekt angebracht. In Kürze wird jemand kommen, um ...«

»Sie braucht jetzt sofort medizinische Versorgung.«

»Ist das Ihr Auto?«

»Ja.«

»Wohin wollten Sie?«

»Ich wollte einfach nur meine Frau zu Menschen bringen, die ihr helfen können. Gibt es denn keine Krankenhäuser oder ...«

»Warten Sie hier.«

»Bitte.«

»Warten!«, blafft er.

Der Fahrer geht über den Bürgersteig und steigt die Stufen hinauf. Daniela sitzt auf der Veranda und hält sich am Geländer fest.

Er kniet sich vor sie. Ich kann zwar seine Stimme hören, aber nicht verstehen, was er sagt.

Die Frau mit dem Sturmgewehr hält Amanda und mich in Schach.

Auf der anderen Straßenseite sehe ich in einem Fenster ein Flackern, offensichtlich ein Nachbar, der neugierig zuschaut, was sich vor unserem Haus abspielt.

Der Fahrer kehrt zurück.

Er sagt: »Hören Sie, die Lager des Seuchenschutzes haben ihre Kapazitätsgrenze erreicht. Schon seit zwei Wochen. Und es würde auch nichts bringen, sie dorthin zu transportieren. Wenn die Augen bluten, ist das Ende sehr nahe. Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, aber ich würde lieber in meinem eigenen Bett sterben als auf einer Pritsche in einem Zelt voller Toter und Sterbender.« Er blickt über die Schulter. »Nadia, würdest

du für diesen Mann ein paar Autoinjektoren holen? Und eine Maske, wenn du gerade dabei bist.«

Sie sagt: »Mike.«

»Verdammt noch mal, tu's einfach.«

Nadia geht zum Humvee und öffnet die Ladeklappe.

»Dann stirbt sie also?«

»Es tut mir leid.«

»Wie lange noch?«

»Würde mich überraschen, wenn sie es bis morgen früh schafft.«

In der Dunkelheit hinter mir stöhnt Daniela auf.

Nadia kommt zurück und klatscht mir fünf Autoinjektoren und eine Gesichtsmaske in die Hand.

Der Fahrer sagt: »Tragen Sie die Maske die ganze Zeit, und – ich weiß, das ist hart, aber versuchen Sie, sie nicht zu berühren.«

»Was ist da drin?«

»Morphium. Wenn Sie ihr alle fünf auf einmal spritzen, dämmert sie einfach dahin. Ich würde nicht warten. Die letzten acht Stunden sind hässlich.«

»Sie hat keine Chance?«

»Nein.«

»Gibt es kein Mittel dagegen?«

»Es wird keins rechtzeitig entwickelt sein, um die Stadt zu retten.«

»Also lässt man die Menschen in ihren Häusern sterben?«

Er schaut mich durch seine Maske an.

Das Sichtschild ist getönt.

Ich kann seine Augen nicht erkennen.

»Wenn Sie versuchen, aus der Stadt zu fliehen, wird man Sie töten. Vor allem nach Einbruch der Dunkelheit.«

Er wendet sich ab.

Ich beobachte, wie sie wieder in den Humvee klettern, Gas geben und davonfahren.

Die Sonne ist unter den Horizont gesunken.

Auf der Straße wird es allmählich dunkel.

Amanda sagt: »Wir sollten sofort los.«

»Nur noch eine Sekunde.«

»Sie ist ansteckend.«

»Das ist mir bewusst.«

»Jason ...«

»Das dort oben ist meine Frau.«

»Nein, sie ist eine Version von deiner Frau, und wenn du dich mit dem ansteckst, was sie hat, wirst du deine richtige Frau nie wiedersehen.«

Ich setze die Maske auf und begebe mich zur Veranda.

Daniela hebt den Kopf, als ich zu ihr komme.

Ihr zerstörtes Gesicht macht mich fertig.

»Sie nehmen mich nicht mit?«, fragt sie.

Ich schüttle den Kopf.

Ich will sie in den Arm nehmen und trösten.

Ich will vor ihr davonlaufen.

»Es ist okay«, sagt sie. »Du musst nicht so tun, als würde alles wieder in Ordnung kommen. Ich bin bereit.«

»Sie haben mir die da gegeben«, sage ich und lege die Autoinjektionen auf den Boden.

»Und was ist das?«

»Ein Weg, um Schluss zu machen.«

»Ich habe dich in deinem Bett sterben sehen«, sagt sie. »Ich habe meinen Sohn in seinem Bett sterben sehen. Ich will nie mehr in dieses Haus zurück. Was auch immer ich mir vorgestellt habe, wie mein Leben verlaufen würde, so etwas hätte ich mir nie ausgemalt.«

»So ist dein Leben nicht verlaufen. Es endet nur so. Dein Leben war wunderschön.«

Die Kerze fällt ihr aus der Hand und verlöscht auf dem Boden, der Docht glüht nach.

Ich sage: »Wenn ich dir die auf einmal spritze, kann alles sehr schnell vorbei sein. Willst du das?«

Sie nickt, und Tränen und Blut laufen ihr über die Wangen.

Ich ziehe die rote Schutzkappe von einem der Morphin-Autoinjektoren, presse ihr die Spitze an den Schenkel und drücke den Knopf am anderen Ende.

Daniela zuckt kaum zusammen, als ein Federmechanismus eine Nadel in ihr Fleisch jagt und ihre eine Dosis Morphinum injiziert.

Ich bereite die anderen vier vor und spritze sie ihr in schneller Folge.

Die Wirkung setzt beinahe augenblicklich ein.

Sie kippt gegen das schmiedeeiserne Geländer, und ihre Augen werden glasig.

»Besser?«, frage ich.

Sie lächelt beinahe.

Obwohl ihr die Zunge bereits schwer wird, sagt sie noch: »Ich weiß, dass ich das alles nur halluziniere, aber du bist mein Engel. Du bist zu mir zurückgekommen. Ich hatte solche Angst, in diesem Haus allein zu sterben.«

Die Dämmerung sinkt tiefer.

Die ersten Sterne zeigen sich am unheimlich schwarzen Himmel über Chicago.

»Mir ist so ... schwindelig«, sagt Daniela.

Ich denke an die vielen Abende, die wir auf dieser Veranda gesessen haben. Trinkend. Lachend. Mit den Nachbarn witzelnd, die unten vorbeigingen, während die Straßenlaternen angingen.

In diesem Moment erscheint mir meine eigene Welt so sicher und perfekt. Ich sehe es jetzt – ich habe all die Annehmlichkeiten für selbstverständlich gehalten. Diese Welt war so gut, und es gab so viele Arten, wie sie zerbrechen konnte.

Daniela sagt: »Wenn du mich nur berühren könntest, Jason.«

Ihre Stimme klingt ein wenig heiser und spröde, es ist kaum mehr als ein Flüstern.

Die Augen fallen ihr zu.

Die Zeit zwischen ihren Atemzügen wird länger.

Bis sie ganz aufhört zu atmen.

Ich will sie nicht hier draußen liegen lassen, aber ich weiß, dass ich sie nicht berühren sollte.

Ich stehe auf, gehe zur Tür und trete ein. Im Haus ist es still und dunkel, und die Anwesenheit des Todes legt sich auf mich.

Vorbei an den von Kerzenschein beleuchteten Wänden des Esszimmers durchquere ich die Küche und betrete das Arbeitszimmer. Der Dielenboden knarzt unter meinen Schritten – das einzige Geräusch im Haus.

Am Fuß der Treppe bleibe ich stehen und starre in die Dunkelheit des Obergeschosses, wo mein Sohn in seinem Bett liegt und verwest.

Ich spüre den Drang, nach oben zu gehen, gleichsam angezogen wie von der Schwerkraft eines schwarzen Lochs.

Aber ich widerstehe.

Ich nehme die Decke, die über der Couch liegt, gehe damit wieder nach draußen und lege sie über Danielas Leiche.

Dann schließe ich die Tür meines Hauses. Ich will einfach nur noch weg, dieses Grauen hinter mir lassen.

Ich setze mich hinters Steuer des Cutlass Ciera und starte den Motor.

Schaue Amanda an.

»Danke, dass du mich nicht allein gelassen hast.«

»Ich hätte es tun sollen.«

Ich fahre los.

Einige Teile der Stadt haben Strom. Andere sind schwarz.

Immer wieder treten mir Tränen in die Augen.

Ich sehe kaum genug, um zu fahren.

Amanda sagt: »Jason, das ist nicht deine Welt. Das war nicht deine Frau. Du kannst noch immer nach Hause gehen und sie finden.«

Vom Kopf her weiß ich, dass sie recht hat, aber emotional hat mir dieses Erlebnis die Eingeweide herausgerissen.

Wir durchqueren Bucktown.

In der Ferne werden dreißig Meter hohe Flammen zum Himmel geschleudert.

Die Interstate ist dunkel und leer.

Amanda zieht mir die Maske vom Gesicht.

Den Geruch des Todes aus meinem Haus habe ich noch in der Nase.

Ich werde ihn nicht los.

Ich muss weiterhin an Daniela denken, die tot unter einer Decke liegt.

Auf dem Weg durch den Westen der Stadt schaue ich zum Fenster hinaus.

Die Sterne sind gerade hell genug, um die Umrisse der Türme zu sehen.

Sie sind schwarz, leblos.

Amanda sagt: »Jason?«

»Was ist?«

»Wir werden von einem Auto verfolgt.«

Ich blicke in den Rückspiegel.

Ohne Licht erscheint das Fahrzeug wie ein Phantom, das vorhat, uns zu jagen.

Suchscheinwerfer blenden auf, rot-blaue Signallichter gehen an und werfen Lichtsplitter durch den Innenraum des Cutlass.

Hinter uns dröhnt aus einem Megafon eine Stimme: *Auf dem Standstreifen anhalten.*

Panik steigt in mir auf.

Wir haben nichts, womit wir uns verteidigen könnten.

Und in dieser Schrottkarre können wir ihnen auch nicht davonfahren.

Ich nehme den Fuß vom Gaspedal, registriere, wie die Tachonadel gegen den Uhrzeigersinn nach unten sackt.

Amanda fragt: »Hältst du an?«

»Ja.«

»Warum?«

Ich drücke langsam auf die Bremse, und als wir an Geschwindigkeit verlieren, lenke ich das Auto auf den Standstreifen.

»Jason.« Amanda packt meinen Arm. »Was tust du?«

Im Seitenspiegel beobachte ich, wie ein schwarzer SUV hinter uns stoppt.

Motor abstellen und die Schlüssel durchs Fenster werfen.

»Jason!«

»Vertrau mir.«

Das ist Ihre letzte Warnung. Motor ausschalten und die Schlüssel durchs Fenster werfen. Jeder Fluchtversuch wird mit dem Tode bestraft.

Gut eine Meile hinter uns tauchen weitere Scheinwerfer auf.

Ich schalte das Licht aus. Dann lasse ich mein Fenster ein paar Zentimeter herunter und gebe vor, die Schlüssel hinauszwerfen.

Die Fahrertür des SUV öffnet sich, und ein Mann mit Gasmaske und gezogener Waffe wird sichtbar.

Hastig mache ich die Scheinwerfer wieder an und drücke das Gaspedal durch.

Obwohl der Motor aufheult, höre ich einen Schuss.

Die Kugel durchbohrt die Heckscheibe.

Dann fällt ein weiterer Schuss.

Eine Kugel zerfetzt das Dach des Autos.

Im Rückspiegel sehe ich den SUV jetzt mehrere Hundert Meter hinter uns auf dem Standstreifen.

Das Tacho zeigt sechzig Meilen und steigt stetig.

»Wie weit ist es noch bis zu unserer Ausfahrt?«, fragt Amanda.

»Höchstens zwei Meilen.«

»Ein ganzer Trupp von diesen Typen ist hinter uns.«

»Die sind nicht zu übersehen.«

»Jason, wenn sie uns zu fassen bekommen ...«

»Das werde ich verhindern.«

Immer schneller werden wir. Ein Blick auf den Tacho: knapp über neunzig. Wie lange schafft der Motor diese Geschwindigkeit noch? Der Drehzahlmesser zuckt langsam in den roten Bereich.

Wir preschen an einem Schild vorbei, das unsere Ausfahrt in einer Viertelmeile ankündigt.

Bei diesem Tempo erreichen wir sie in Sekunden.

Ich rase mit fünfundsiebzig auf die Ausfahrt zu und bremse hart.

Wir sind beide nicht angeschnallt.

Amanda schleudert gegen das Handschuhfach, ich werde gegen das Lenkrad gedrückt.

Am Ende der Ausfahrt reiße ich das Steuer nach links und überfahre ein Stoppschild – die Reifen quietschen, Gummi ist zu riechen. Das Manöver katapultiert Amanda gegen die Tür, mich beinahe auf ihren Sitz.

Auf einer Brücke zähle ich auf der Interstate fünf Fahrzeuge, der erste SUV rast mit zwei Humvees im Schlepptau auf die Ausfahrt zu.

Wir jagen durch die leeren Straßen im Süden Chicagos.

Amanda beugt sich vor, starrt durch die Windschutzscheibe.

»Was ist?«, frage ich.

Sie schaut in den Himmel.

»Ich sehe da oben Lichter.«

»Wie von einem Hubschrauber?«

»Genau solche.«

Ich schlitterte über Kreuzungen, vorbei an einer geschlossenen El-Station. Schließlich haben wir die Ghettos hinter uns, es folgen verlassene Lagerhäuser und Bahnhöfe.

Es ist der Hinterhof der Stadt, durch den wir brausen.

»Sie kommen immer näher.«

Gewehrketten krachen in den Kofferraum des Autos.

Drei weitere Salven werden in schneller Folge abgefeuert, es klingt, als würde jemand das Blech mit einem Hammer bearbeiten.

Amanda sagt: »Das hört sich nach einem Maschinengewehr an.«

»Runter auf den Boden.«

Ich höre die Sirenen näher kommen.

Diese alte Limousine kann es mit den Fahrzeugen unserer Verfolger nicht aufnehmen.

Zwei weitere Salven durchlöchern vollends die Heckscheibe.

Eine Kugel durchschlägt Amandas Rückenlehne, eine weitere trifft die Frontscheibe. Durch das zersplitterte Glas sehe ich den See, er liegt direkt vor mir.

Ich sage: »Halte durch, wir sind fast da.«

Eine scharfe Kurve, und dann sind wir auf dem Pulaski Drive. Als drei Kugeln die hintere Tür treffen, schalte ich die Schweinwerfer aus.

Anfangs ist das Fahren ohne Licht so, als würden wir durch die Dunkelheit fliegen.

Nach und nach gewöhnen sich meine Augen daran.

Ich sehe die Straße vor mir, die schwarzen Silhouetten der Gebäude links und rechts.

Hier ist es so finster wie auf dem Land.

Ich gehe vom Gaspedal, steige aber nicht auf die Bremse.

Ich drehe den Kopf und sehe zwei SUVs auf dem Pulaski Drive.

Vor mir kann ich die beiden vertrauten Schornsteine in ihren Umrissen ausmachen.

Der Tacho zeigt kaum mehr als zwanzig Meilen, und obwohl die SUVs schnell aufholen, glaube ich nicht, dass ihre Scheinwerfer uns schon erfasst haben.

Ich sehe den Zaun.

Unsere Geschwindigkeit fällt weiter.

Ich reiße das Steuer herum, das Auto schlittert über die Straße, kracht gegen das verschlossene Tor und lässt die beiden Flügel aufspringen.

Langsam rollen wir auf den Parkplatz, und während ich durch die umgestürzten Laternenmasten manövriere, schaue ich Richtung Straße.

Die Sirenen werden lauter.

Drei SUVs rasen am Tor vorbei, gefolgt von zwei Humvees, auf deren Dächern Maschinengewehre montiert sind.

Ich stelle den Motor ab.

In der Stille höre ich, wie die Sirenen schwächer werden.

Amanda kriecht aus ihrem Versteck hervor, während ich mir den Rucksack vom Rücksitz schnappe.

Das Knallen unserer Türen hallt von den Mauern des Gebäudes vor uns wider.

Wir bewegen uns auf die Halle zu, die mehr eine Ruine ist, lesen auf der Fassade die verwitterten Buchstaben: CAGO POWER.

Über uns kreist ein Hubschrauber, ein greller Suchscheinwerfer tanzt über den Parkplatz.

Jetzt höre ich einen Motor aufheulen.

Ein schwarzer SUV schlittert quer über den Pulaski Drive.

Scheinwerfer blenden uns.

Während wir laufen, befiehlt uns eine Männerstimme, stehen zu bleiben.

Ich steige durch ein Loch in der Wand und helfe danach Amanda.

Es ist pechschwarz.

Ich reiße den Rucksack auf und hole schnell die Lampe heraus.

Im Licht erkennen wir den zerstörten Empfang. Sein Anblick katapultiert mich zurück in die Nacht mit Jason2, als er mich nackt und mit einer Waffe im Kreuz in eine andere Version dieses alten Gebäudes führte.

Wir verlassen den Raum, und das Licht durchsticht die Dunkelheit.

Wir rennen einen Gang entlang.

Schneller und schneller.

Unsere Schritte sind auf dem kaputten Boden deutlich zu hören.

Schweiß läuft mir übers Gesicht, brennt mir in den Augen.

Ich keuche nach Luft.

Stimmen und Schreie.

Ich drehe mich um, sehe Laser, die die Dunkelheit durchschneiden, grüne Lichtflecke von Nachtsichtgeräten.

Dann Geräusche von Funkgeräten. Stimmen, die nun flüstern. Der Lärm von den Rotorblättern des Hubschraubers, er dringt durch die Wände.

Schließlich wird Sperrfeuer eröffnet. Wir drücken uns flach auf den Boden, bis der Beschuss aufhört.

Wir kämpfen uns wieder hoch und hasten umso eiliger weiter.

Ich führe uns in einen anderen Gang, ziemlich sicher, dass es der richtige ist, doch in der Dunkelheit kann ich es nicht mit Bestimmtheit sagen.

Wir erreichen die freischwingende Treppe, von der aus man in die Halle mit den Generatoren gelangt.

Steigen die Stufen hinunter.

Unsere Verfolger sind so nahe, dass ich drei Stimmen unterscheiden kann.

Zwei Männer, eine Frau.

Die letzte Stufe ist geschafft. Amanda ist dicht hinter mir, als schwere Schritte auf der Treppe über uns zu hören sind.

Zwei rote Punkte zucken kreuz und quer durch den Raum.

Ich weiche ihnen aus und haste weiter, in die Schwärze hinein, zu jener Stelle, wo meiner Erinnerung nach der Würfel stehen sollte.

Schüsse zischen über unseren Köpfen, während zwei Gestalten in voller Schutzausrüstung von der Treppe springen und auf uns zurennen.

Der Würfel befindet sich mindestens fünfzehn Meter vor uns, die Tür ist offen.

Ein Schuss.

Ich spüre etwas an meinem linken Ohr vorbeizischen wie eine Hornisse.

Eine Kugel trifft funkensprühend die Tür.

Mein Ohr brennt.

Hinter uns schreit ein Mann: »Sie können nirgendwo hin.«

Amanda ist als Erste in dem Kubus.

Ich folge ihr und drücke die Schulter gegen die Tür.

Die Soldaten sind nur sechs Meter entfernt, so nahe, dass ich hören kann, wie sie in ihren Gasmasken keuchen.

Sie eröffnen das Feuer, und die Kugeln, die in das Metall des Würfels schlagen, sind das Letzte, was ich von dieser albtraumhaften Welt wahrnehme.

Wir spritzen sofort unsere Droge und begeben uns in den Korridor.

Nach einer Weile will Amanda anhalten, aber ich bin dazu nicht in der Lage.

Ich muss in Bewegung bleiben.

Wir gehen eine volle Stunde.

Ein kompletter Zyklus des Präparats.

Mein Ohr blutet, es tropft auf meine Kleidung.

Schließlich kollabiert der Korridor wieder zu einem nächsten Würfel.

Ich werfe den Rucksack ab.

Mir ist kalt.

Meine Haut ist überzogen von getrocknetem Schweiß.

Amandas Rock ist schmutzig und verschlissen, der Pullover zerrissen von unserer hektischen Jagd durch das Kraftwerk.

Als sie die Lampe auf den Boden stellt, löst sich in mir etwas.

Die Kraft, die Anspannung, die Wut, die Angst.

Alles fließt auf einmal heraus. Ein Strom von Tränen, ein unkontrolliertes Schluchzen.

Amanda schaltet die Lampe aus.

An der kalten Wand sinke ich zu Boden, und sie zieht mich auf ihren Schoß.

Streicht mir mit den Fingern durch die Haare.

VERBLEIBENDE AMPULLEN: 40

Pechschwarz ist es um mich herum, als ich wieder zu Bewusstsein komme. Ich liege seitlich, den Rücken an der Wand. Amanda halte ich dicht an mich gepresst, unsere Körper verschmelzen fast miteinander, ihr Kopf befindet sich in meiner Armbeuge.

Ich habe Hunger und Durst.

Ich frage mich, wie lange ich geschlafen habe.
Immerhin blutet mein Ohr nicht mehr.
Es ist unmöglich, unsere Hilflosigkeit zu leugnen.
Wir beide und der Würfel sind die einzigen Konstanten.
Wir sind ein sehr winziges Boot mitten in einem sehr großen Ozean.
Es ist unsere Zuflucht.
Unser Gefängnis.
Unser Zuhause.

Behutsam löse ich mich von ihr.

Ich ziehe mein Kapuzenshirt aus, falte es zusammen und lege es Amanda unter den Kopf.

Sie rührt sich, wacht aber nicht auf.

Ich taste mich zur Tür, und obwohl ich weiß, dass ich das Risiko nicht eingehen sollte, die Verriegelung zu öffnen, will ich doch erfahren, was sich da draußen befindet. Die unwirkliche Situation im Würfel macht mich langsam fertig.

Ich betätige den Hebel und ziehe die Tür langsam auf.

Mein erster Sinneseindruck: Der Geruch von Nadelbäumen.

Sonnenlicht fällt in schrägen Strahlen durch einen Wald dicht stehender Kiefern.

In einiger Entfernung verharrt bewegungslos ein Hirsch und schaut mit dunklen, feuchten Augen den Würfel an.

Als ich den Kubus verlasse, flüchtet er geräuschlos.

Der Wald ist überraschend still.

Dunst hängt über dem nadelbedeckten Waldboden.

Ich gehe ein paar Schritte und setze mich dann auf den Boden in die Sonne, die sich warm auf meiner Haut anfühlt.

Eine Brise fährt in die Baumwipfel.

Der Wind trägt den Geruch von Holzfeuer heran.

Von einer offenen Feuerstelle? Einem Kamin?

Ich frage mich: Wer lebt hier?

Was für eine Welt ist das?

Ich höre Schritte.

Als ich mich umdrehe, sehe ich Amanda. Ich bekomme augenblicklich ein schlechtes Gewissen – in der letzten Welt hätte sie durch meine Schuld beinahe ihr Leben verloren. Sie ist nicht wegen mir hier. Sie ist hier, weil sie mich gerettet hat. Weil sie etwas Tapferes, Riskantes getan hat.

Sie setzt sich neben mich und dreht ihr Gesicht der Sonne zu.

»Wie hast du geschlafen?«, fragt sie.

»Tief und fest. Jetzt habe ich einen steifen Nacken. Und du?«

»Mit tut alles weh.«

Sie dreht sich mir zu und untersucht mein Ohr.

»Schlimm?«, frage ich.

»Nein, die Kugel hat nur ein kleines Stück des Läppchens abgerissen. Ich reinige die Wunde.«

Sie gibt mir eine der Wasserflaschen, die wir in dem futuristischen Chicago aufgefüllt hatten, und ich nehme einen großen Schluck.

»Geht's dir gut?«, fragt sie.

»Ich kann nicht aufhören, an Daniela zu denken. Wie sie tot auf unserer Veranda lag. Und an Charlie oben in seinem Zimmer. Wir sind so verloren.«

Amanda sagt: »Ich weiß, es ist schwer, aber die Frage, über die du jetzt nachdenken solltest – über die wir beide nachdenken sollten –, lautet: Warum hast du uns in diese Welt gebracht?«

»Ich habe nur geschrieben: ›Ich will nach Hause.««

»Genau. Das hast du geschrieben, aber du hast auch Gepäck mitgeschleppt.«

»Wie meinst du das?«

»Ist das nicht offensichtlich?«

»Anscheinend nicht für mich.«

»Deine schlimmste Angst.«

»Ist so ein Szenario nicht für jedermann mit entsetzlicher Angst verbunden?«

»Vielleicht. Aber es ist ziemlich deutlich *deine* Angst, und es überrascht mich, dass du es nicht siehst.«

»Inwiefern ist diese Angst speziell meine?«

»Weil es dabei nicht nur darum geht, deine Familie zu verlieren, sondern deine Familie durch Krankheit zu verlieren. So wie du deine Mutter verloren hast, als du acht Jahre alt warst.«

Ich schaue Amanda an.

»Woher weißt du das?«

»Was glaubst du?«

Natürlich. Sie war die Therapeutin von Jason².

Sie sagt: »Die eigene Mutter sterben zu sehen war das prägende Erlebnis seines Lebens. Es war einer der Hauptgründe, warum er nie heiratete, nie Kinder hatte. Warum er sich so in die Arbeit vergrub.«

Es stimmt. Früher hat es Augenblicke gegeben, in denen ich daran dachte, Daniela zu verlassen. Nicht, weil ich nicht verrückt nach ihr gewesen wäre, sondern weil ich auf einer gewissen Ebene Angst hatte, sie zu verlieren. Und dieselbe Angst kam wieder, als ich erfuhr, dass sie mit Charlie schwanger war.

»Warum sollte ich mir eine solche Welt aussuchen?«

»Warum heiraten Leute Versionen ihrer dominanten Mütter? Oder ihres abwesenden Vaters? Um die Chance zu erhalten, alte Fehler wiedergutzumachen. Als Erwachsener etwas zu beheben, das einem als Kind wehgetan hat. Oberflächlich betrachtet ergibt das vielleicht keinen Sinn, aber das Unterbewusstsein marschiert nach einem eigenen Rhythmus. Ich bin ja der Meinung, dass diese Welt uns viel darüber gezeigt hat, wie der Würfel funktioniert.«

Ich gebe ihr das Wasser zurück und sage: »Vierzig.«

»Vierzig was?«

»Vierzig Ampullen sind noch übrig. Die Hälfte davon gehört dir. Damit hat jeder von uns zwanzig Chancen, es richtig zu machen. Was willst du tun?«

»Ich weiß nicht so recht. Im Augenblick weiß ich nur, dass ich nicht in meine Welt zurückkehren werde.«

»Willst du, dass wir zusammenbleiben, oder ist das jetzt ein Abschied?«

»Ich kann nicht sagen, wie es dir geht, aber ich glaube, wir brauchen einander noch. Ich glaube, ich kann dir womöglich helfen, nach Hause zu kommen.«

Ich lehne an einen Baumstamm, und auf meinen Knien liegt ein Notizblock. Meine Gedanken rasen.

Wie merkwürdig es doch ist, sich eine Welt vorstellen zu müssen mit nichts als Worten, Absichten und Wünschen.

Es ist ein beunruhigendes Paradox – ich habe die totale Kontrolle, aber nur insoweit, wie ich mich selbst unter Kontrolle habe.

Meine Gefühle.

Den Sturm in meinem Inneren.

Die geheimen Motoren, die mich antreiben.

Wenn es unendliche Welten gibt, wie finde ich dann die eine, die ausschließlich und ganz speziell die meine ist?

Ich starre das Blatt an und beginne jedes Detail meines Chicago aufzuschreiben, das mir in den Sinn kommt. Ich male mein Leben mit Worten.

Der Lärm der Kinder im Viertel, die zusammen in die Schule gehen, ihre Stimmen wie ein Bach, der über Felsen fließt – hoch und plätschernd.

Ein Graffito auf dem ausgebleichten weißen Backstein eines Gebäudes drei Blocks von meinem Haus entfernt, so kunstvoll ausgeführt, dass es nie übermalt wurde.

Die vielen Details meines Hauses.

Die vierte Treppenstufe, die immer knarzt.

Das Bad unten mit dem tropfenden Hahn.

Die Art, wie meine Küche frühmorgens nach Kaffee duftet.

All die winzigen, scheinbar unwichtigen Details, von denen meine Welt abhängt.

OceanofPDF.com

ELF

VERBLEIBENDE AMPULLEN: 32

In der psychologischen Wahrnehmung gibt es einen Effekt, den man das unheimliche Tal nennt – oder auch eine Akzeptanzlücke. Wenn etwas fast aussieht wie ein menschliches Wesen – eine Puppe oder ein uns ähnlicher Roboter –, dann ruft es doch im Betrachter Abscheu hervor, eben gerade weil seine Erscheinung so menschenähnlich ist. Es ist ein verstörendes, unheimliches Gefühl, etwas vor sich zu haben, das zugleich vertraut und völlig fremd ist.

So etwas Ähnliches erlebe ich, als ich die Straßen dieses Chicago entlanggehe, das *fast* meins ist. Ein apokalyptischer Albtraum wäre mir lieber. Bröckelnde Gebäude und graue Ödnis sind nichts im Vergleich zu dem Empfinden, an einer Ecke zu stehen, an der man schon tausendmal vorbeigegangen ist, und zu erkennen, dass die Straßennamen falsch sind. Oder dass das Café, in dem ich mir jeden Morgen meinen extrastarken Kaffee mit Sojamilch holte, jetzt ein Weinladen ist. Oder dass mein Backsteinhaus in der 44 Eleanor Street jetzt eins aus Sandstein ist, das von Fremden bewohnt wird.

Das ist das vierte Chicago, mit dem wir uns seit unserer Flucht vor Krankheit und Tod verbunden haben. Jedes war wie dieses gewesen – ein Beinahe-Zuhause.

Die Nacht steht bevor, und da wir das Präparat viermal in schneller Folge und ohne Erholungsphasen eingenommen haben, beschließen wir, nicht in den Würfel zurückzukehren.

Es ist dasselbe Hotel in Logan Square, in dem ich schon in Amandas Welt abgestiegen bin.

Seitlich an der Fassade leuchtet diesmal ein Neonschild in Rot und nicht in Grün, aber der Name ist derselbe – HOTEL ROYALE. Es ist genauso schrullig wie beim letztem Mal, irgendwie in der Zeit stehen geblieben, nur auf minimal andere Art.

Unser Zimmer ist mit zwei Doppelbetten ausgestattet, und wie das letzte Zimmer, das ich hier hatte, geht es auf die Straße hinaus.

Ich stelle unsere Plastiktüten mit Toilettenartikeln und Kleidung aus einem Secondhandladen neben den Fernseher auf die Kommode.

Zu jeder anderen Zeit hätte ich mich gegen dieses altmodische Zimmer gestäubt. Es riecht, als könnte auch das Reinigungsmittel nichts gegen den Schimmel und Schlimmeres ausrichten.

Heute empfinde ich das hier als den reinsten Luxus.

Während ich Kapuzenshirt und Unterhemd ausziehe, sage ich: »Ich bin zu dreckig, um überhaupt eine Meinung zu dieser Bude zu haben.«

Ich werfe beide Sachen in den Abfallkorb.

Amanda lacht. »Willst du in einen Wettstreit mit mir treten? Wer von uns ist dreckiger? Darauf lasse ich mich nicht ein.«

»Ich bin überrascht, dass man uns überhaupt ein Zimmer gegeben hat.«

»Das sagt vielleicht etwas über die Qualität des Etablissements aus, mit dem wir es hier zu tun haben.«

Ich gehe zum Fenster, ziehe die Vorhänge auseinander.

Es ist früher Abend.

Es regnet.

Das Hotelschild lässt rotes Neonlicht ins Zimmer schwappen.

Ich habe keine Ahnung, welcher Tag, welches Datum ist.

Ich sage: »Das Bad gehört dir.«

Amanda holt sich ihre Sachen aus der Plastiktüte.

Bald darauf höre ich das Rauschen des Wassers von den Fliesenwänden widerhallen.

Sie ruft ins Zimmer: »O mein Gott, du musst unbedingt ein Bad nehmen, Jason. Du hast ja keine Ahnung.«

Ich bin zu schmutzig, um mich aufs Bett zu legen, deshalb setze ich mich neben dem Heizkörper auf den Teppich, genieße die Wärme und schaue in den langsam sich verdunkelnden Himmel.

Ich folge Amandas Rat und lasse mir ein Bad ein.

Der Dampf kondensiert an den Fliesen.

Die Wärme wirkt Wunder auf mein Kreuz, das sich nach dem tagelangen Schlafen im Würfel steif anfühlt.

Während ich mich rasiere, quälen mich Fragen. Fragen zu meiner Identität.

Es gibt keinen Jason Dessen, der als Physikprofessor am Lakemont College oder an einem anderen Institut vor Ort arbeitet, dennoch bedeutet das keineswegs, dass er nicht doch irgendwo da draußen ist.

In einer anderen Stadt.

Einem anderen Land.

Vielleicht lebt er unter einem anderen Namen, mit einer anderen Frau, hat einen anderen Job.

Wenn ich, so überlege ich, meine Tage unter kaputten Autos in einer Werkstatt zubringe oder Karies aus Zähnen bohre, anstatt Studenten Physik beizubringen, bin ich dann auf der grundlegendsten Ebene derselbe Mann?

Und was für eine Ebene ist das?

Wenn man das ganze Drumherum aus Persönlichkeit und Lebensstil abzieht, welche Komponenten bleiben dann, die mich ausmachen?

Nach einer Stunde tauche ich wieder auf, zum ersten Mal seit einer Woche sauber, in Jeans, einem karierten Button-Down-Hemd und einem alten Paar Timberland-Schuhen. Sie sind eine halbe Nummer zu groß, aber ich habe zwei Paar Wollsocken angezogen, um das auszugleichen.

Amanda mustert mich prüfend, sagt: »Du kannst dich sehen lassen.«

»Du schaust aber auch nicht schlecht aus.«

Ihre Beute aus dem Secondhandladen besteht aus einer schwarzen Jeans, Stiefeln, einem weißen T-Shirt und einer schwarzen Lederjacke, die noch nach der Nikotinsucht ihres Vorbesitzers riecht.

Sie liegt auf dem Bett und verfolgt eine Fernsehsendung, die ich nicht kenne.

Sie blickt zu mir hoch. »Weißt du, was ich brauche?«

»Du wirst es mir gleich sagen.«

»Eine Flasche Wein. Abstruse Mengen an Essen. Jedes Dessert auf der Speisekarte. Ich meine, so dürr war ich seit dem College nicht mehr.«

»Die Multiversum-Diät.«

Sie lacht, und es tut gut, das zu hören.

Wir laufen zwanzig Minuten durch den Regen, nur um zu sehen, ob eins meiner Lieblingsrestaurants in dieser Welt existiert.

Tatsächlich entdecke ich eins, und es ist, als würde man in einer fremden Stadt überraschend auf einen Freund treffen.

Der Laden ist hip, aber gemütlich, eine typische Nachbarschaftskneipe.

Wir müssen lange auf einen Tisch warten, deshalb belagern wir die Bar, bis zwei Plätze im hinteren Ende des Lokals an einem regenfeuchten Fenster frei werden.

Wir bestellen Cocktails.

Dann Wein.

Unzählige kleine Teller, die permanent aus der Küche gebracht werden.

Vom vielen Alkohol sind wir kräftig angeheitert, und unser Gespräch dreht sich vorwiegend um das Hier und Jetzt.

Wie gut das Essen ist.

Wie wunderbar es sich anfühlt, drinnen und in der Wärme zu sein.

Keiner von uns verliert ein Wort über den Würfel.

Amanda sagt, ich sehe aus wie ein Holzfäller.

Ich sage ihr, sie mache einer Biker-Tussi alle Ehre.

Wir lachen beide, zu heftig und zu laut, aber wir brauchen das jetzt.

Als sie aufsteht, um zur Toilette zu gehen, fragt sie: »Wartest du auf mich?«

»Ich rühre mich nicht von der Stelle.«

Aber sie dreht sich immer wieder um.

Ich sehe zu, wie sie an der Bar entlanggeht und um die Ecke verschwindet.

Für mich allein ist die Gewöhnlichkeit des Augenblicks fast unerträglich. Ich schaue mich in dem Restaurant um, betrachte die Gesichter der Kellner, der Gäste. Viele laute Gespräche, die zu einem bedeutungslosen Dröhnen verschmelzen.

Ich denke: Leute, wenn ihr wüsstet, was ich weiß.

Der Rückweg ist genauso nass, aber wesentlich kälter.

In der Nähe des Hotels sehe ich das Schild meiner Stammkneipe, dem Village Tap, das über die Straße blinkt.

Ich sage: »Lust auf einen Absacker?«

Es ist spät, das übliche Abendpublikum ist bereits spärlicher geworden.

Wir suchen uns Plätze am Tresen, und ich beobachte, wie der Barkeeper die Rechnung eines Gasts auf einem Touchscreen aktualisiert.

Als er sich schließlich uns zuwendet, schaut er zuerst Amanda an, dann mich.

Es ist Matt. Wahrscheinlich hat er mir in meinem Leben schon tausend Drinks serviert. Er hat Ryan Holder und mich an meinem letzten Abend in meiner Welt bedient.

Aber nichts deutet darauf hin, dass er mich wiedererkennt.

Nur unverbindliche, desinteressierte Höflichkeit.

»Was kann ich euch bringen?«

Amanda bestellt Wein.

Ich ein Bier.

Während er es zapft, beuge ich mich zu Amanda und flüstere: »Ich kenne den Barkeeper. Aber er erkennt mich nicht.«

»Wie meinst du das – du kennst ihn?«

»Das ist meine Stammkneipe.«

»Nein. Ist es nicht. Und selbstverständlich erkennt er dich nicht. Was hast du erwartet?«

»Es ist so sonderbar. Der Laden sieht genauso aus, wie er sollte.«

Matt bringt unsere Getränke.

»Soll ich es auf eine Rechnung schreiben?«

Ich habe keine Kreditkarte, keinen Ausweis, nichts als eine Rolle Scheine in der inneren Tasche meiner Members-Only-Jacke direkt neben unseren restlichen Ampullen.

»Ich zahle gleich.« Während ich nach dem Geld greife, sage ich: »Ich bin übrigens Jason.«

»Matt.«

»Mit gefällt der Laden. Gehört er dir?«

»Ja.«

Es scheint ihm völlig egal zu sein, was ich von seiner Bar halte. Ein trauriges, hohles Gefühl macht sich in meiner Magengrube breit. Amanda spürt es. Als Matt geht, hebt sie ihr Weinglas und stößt es gegen mein Pint.

Sagt: »Auf ein gutes Essen, ein warmes Bett und dass wir noch nicht tot sind.«

Zurück im Hotelzimmer schalten wir das Licht aus und ziehen uns im Dunkeln aus. Was unsere Unterkunft angeht, habe ich jede Objektivität verloren, denn das Bett fühlt sich ganz wunderbar an.

Amanda fragt aus ihrer Ecke des Zimmers: »Hast du die Tür abgeschlossen?«

»Habe ich.«

Ich schließe die Augen. Ich höre den Regen ans Fenster prasseln. Hin und wieder fährt unten auf der nassen Straße ein Auto vorbei.

»Es war ein schöner Abend«, sagt Amanda.

»Ja. Ich vermisse den Würfel nicht, aber es ist komisch, so weit von ihm entfernt zu sein.«

»Ich habe keine Ahnung, wie's dir geht, aber meine alte Welt fühlt sich mehr und mehr gespenstisch an. Wie ein Traum, der sich verändert, je weiter man sich von ihm entfernt. Er verliert seine Farbe, seine Intensität, seine Logik. Die emotionale Verbindung zu ihm verblasst.«

»Glaubst du, dass du sie je ganz vergessen kannst? Deine Welt?«

»Ich weiß es nicht. Ich kann mir vorstellen, dass ich an den Punkt komme, wo ich sie nicht mehr fühle. Weil sie nicht da ist. Das einzig Reale in diesem Moment ist diese Stadt. Dieses Zimmer. Dieses Bett. Du und ich.«

Mitten in der Nacht merke ich, dass Amanda neben mir liegt.

Das ist nichts Neues. Seit zehn oder zwölf Tagen haben wir jede Nacht im Würfel auf diese Weise geschlafen. Uns gegenseitig haltend in der Dunkelheit, in der man so verloren ist, wie Menschen es nur sein können.

Der einzige Unterschied ist der, dass wir dieses Mal nur Unterwäsche tragen und ihre Haut sich verwirrend weich und warm an meine schmiegt.

Neonlicht sickert durch die Vorhänge.

Sie fasst meine Hand und zieht sie an sich.

Dreht sich um, betrachtet mich.

»Du bist ein besserer Mann, als er je war.«

»Wer?«

»Der Jason, den ich kannte.«

»Ich hoffe doch. Mein Gott.« Ich grinse, um ihr zu zeigen, dass es als Witz gemeint war. Sie schaut mich mit diesen Mitternachtsaugen einfach nur an. Wir haben uns in den letzten Tagen oft angeblickt, aber wie sie mich jetzt ansieht, das ist anders.

Zwischen uns besteht eine Verbindung, und sie wird mit jedem Tag stärker.

Wenn ich auch nur einen Zentimeter näher rücken würde, wir würden es tun. Das ist völlig klar.

Doch wenn wir uns jetzt küssen, miteinander schlafen, dann würde ich mich womöglich schuldig fühlen und es bedauern oder sogar erkennen, dass sie mich glücklich machen könnte.

Irgendeine Version von mir küsst sie in diesem Augenblick sicherlich.

Irgendeine Version kennt die Antwort.

Aber das bin nicht ich.

Sie sagt: »Wenn du willst, dass ich wieder rübergehe, dann sag es.«

Ich sage: »Ich will es nicht, aber es wäre besser.«

VERBLEIBENDE AMPULLEN: 24

Gestern habe ich mich auf dem Lakemont-Campus in einer Welt gesehen, in der Daniela gestorben war – zumindest laut einem Nachruf, den ich online in der öffentlichen Bibliothek gefunden habe –, mit dreiunddreißig Jahren an einem Gehirntumor.

Der Nachmittag heute ist traumhaft schön. Ich bin in einem Chicago, in dem Jason Dessen vor zwei Jahren bei einem Autounfall ums Leben kam.

Ich betrete eine Kunstgalerie in Bucktown und versuche, die Frau hinter der Theke nicht anzustarren, die ihre Nase in ein Buch steckt. Stattdessen konzentriere ich mich auf die Wände, die bedeckt sind mit Ölgemälden, die ausschließlich den Lake Michigan zum Gegenstand haben.

Zu jeder Jahreszeit.

In jeder Farbe.

Zu jeder Tageszeit.

Die Frau sagt, ohne den Kopf zu heben: »Geben Sie Bescheid, wenn ich Ihnen weiterhelfen soll.«

»Sind Sie die Künstlerin?«

Sie legt das Buch weg und tritt hinter der Kasse hervor.

Kommt zu mir.

So nahe bin ich Daniela seit dem Abend, an dem ich ihr beim Sterben half, nicht mehr gewesen. Sie sieht umwerfend aus – enge Jeans und ein schwarzes T-Shirt mit Farbspritzern.

»Bin ich, ja. Daniela Vargas.«

Sie kennt mich nicht, erkennt mich nicht wieder. In dieser Welt sind wir uns nie begegnet.

»Jason Dessen.«

Sie streckt mir die Hand hin, und ich nehme sie. Sie fühlt sich an wie ihre – rau und stark und geschickt –, die Hand einer Künstlerin. Sie hat Farbe unter den Fingernägeln. Ich kann noch spüren, wie sie mir damit über den Rücken streicht.

»Die Bilder sind ganz erstaunlich«, sage ich.

»Danke.«

»Mir gefällt diese Konzentration auf ein Thema.«

»Vor drei Jahren habe ich angefangen, den See zu malen. Er ist bei jeder Jahreszeit völlig anders.« Sie deutet auf das Bild, vor dem wir stehen. »Das war einer meiner ersten Versuche. Es ist der Juneway-Strand im August. An klaren Tagen im Spätsommer hat das Wasser diese durchscheinende, grünlich-blaue Farbe. Fast tropisch.« Sie geht weiter. »Dann ein Tag im Oktober, alles wolkenverhangen, und der Himmel färbt das Wasser grau. Ich liebe diese Stimmung, weil es fast keine Grenze zwischen Wasser und Himmel gibt.«

»Welche Jahreszeit ist Ihnen die liebste?«

»Der Winter.«

»Wirklich?«

»Es ist dann am abwechslungsreichsten, und die Sonnenaufgänge sind spektakulär. Als der See im letzten Jahr zufror, sind einige meiner besten Bilder entstanden.«

»Wie arbeiten Sie? *En plein air* oder ...«

»Vorwiegend mit Fotos. Im Sommer stelle ich hin und wieder meine Staffelei am Ufer auf, aber ich mag mein Studio so sehr, dass ich kaum woanders male.«

Die Unterhaltung stockt.

Sie schaut zur Kasse.

Will wahrscheinlich zu ihrem Buch zurück.

Weil sie vermutlich meine ausgewaschenen Jeans und das Hemd aus dem Secondhandladen gesehen und daraus geschlossen hat, dass ich eher kein Käufer bin.

»Gehört die Galerie Ihnen?«, frage ich, obwohl ich die Antwort kenne.

Ich will sie einfach nur reden hören.

Damit dieser Augenblick so lange dauert wie möglich.

»Eigentlich ist es ein Gemeinschaftsprojekt, aber da in diesem Monat meine Arbeiten hier hängen, halte ich gerade die Stellung.«

Sie lächelt.

Nur aus Höflichkeit.

Will sich schon abwenden. »Wenn ich sonst noch was für Sie ...«

»Ich finde, Sie sind sehr talentiert.«

»Oh, das ist sehr freundlich von Ihnen. Vielen Dank.«

»Meine Frau ist auch Künstlerin.«

»Hier in der Stadt?«

»Ja.«

»Wie heißt sie denn?«

»Na ja, ähm, Sie dürften sie kaum kennen, und außerdem sind wir eigentlich gar nicht mehr zusammen, deshalb ...«

»Das tut mir leid.«

Ich berühre den ausgefranst Faden, der gegen alle Wahrscheinlichkeit noch immer um meinen Ringfinger gewickelt ist.

»Es ist nicht, dass wir nicht mehr zusammen sind. Es ist nur ...«

Ich beende den Gedanken nicht, weil ich will, dass sie mich bittet, ihn zu beenden. Wenigstens ein Fünkchen Interesse zeigt, mich nicht mehr ansieht wie einen Fremden, denn wir sind einander nicht fremd.

Wir haben ein gemeinsames Leben aufgebaut.

Wir haben einen gemeinsamen Sohn.

Ich habe jeden Zentimeter deines Körpers geküsst.

Ich habe mit dir geweint und mit dir gelacht.

Wie kann etwas, das in einer Welt so mächtig ist, nicht in diese hier einsickern?

Ich schaue Daniela in die Augen, aber ich empfangen von ihr weder Liebe noch Wiedererkennen noch Vertrautheit.

Sie sieht mich nur leicht verlegen an.

Als würde sie hoffen, dass ich bald gehe.

»Haben Sie Lust auf einen Kaffee?«, frage ich.

Sie lächelt.

Jetzt deutlich verlegen.

»Ich meine, wenn Sie hier rauskommen, wann immer das ist.«

Wenn sie ja sagt, bringt Amanda mich um. Ich komme schon jetzt zu spät ins Hotel zurück. Wir wollen heute Nachmittag zum Würfel zurückkehren.

Aber Daniela wird nicht ja sagen.

Sie beißt sich auf die Unterlippe, wie sie es stets tut, wenn sie nervös ist. Zweifellos sucht sie nach einer Ausrede, kein klares Nein, das an mein Ego kratzen würde, aber ich nehme deutlich wahr, dass ihr nichts Passendes einfällt. Aus diesem Grund nimmt sie jetzt ihren ganzen Mut zusammen, um mir eine harsche Absage um die Ohren zu hauen.

»Wissen Sie was«, sagte ich. »Vergessen Sie's. Es tut mir leid. Ich habe Sie in Bedrängnis gebracht.«

Scheiße.

Ich sterbe.

Von einem völlig Fremden niedergeschossen zu werden ist eine Sache.

Aber eine völlig andere, von der Mutter deines Kindes eine solche Abfuhr zu bekommen.

»Ich gehe jetzt einfach.«

Ich drehe mich zur Tür.

Sie versucht gar nicht, mich aufzuhalten.

VERBLEIBENDE AMPULLEN: 16

In jedem Chicago, das wir in der letzten Woche betreten haben, wirkten die Bäume mehr und mehr wie Skelette, das Laub abgefallen und feucht auf dem Pflaster klebend. Jetzt sitze ich auf einer Bank gegenüber meinem Backsteinhaus, einen Mantel umgelegt gegen die schneidende Morgenkälte. Für zwölf Dollar habe ich ihn gestern in einem weiteren Secondhandladen gekauft, mit Geldscheinen aus einer anderen Welt. Er riecht wie der Schrank eines alten Mannes – nach Mottenkugeln und Schmerzsalbe.

Amanda habe ich im Hotel gelassen, wo sie in ihr Notizbuch schreibt.

Ich habe gelogen, ihr gesagt, dass ich spazieren gehen will, um einen klaren Kopf zu bekommen und mir einen Kaffee zu besorgen.

Ich sehe mich, wie ich aus der Haustür trete und die Stufen von der Veranda heruntereile, um zur El-Station zu gehen. Mit der Purple Line will ich zum Lakemont-Campus in Evanston fahren. Ich habe Kopfhörer aufgesetzt, höre mir irgendeinen Podcast an – einen wissenschaftlichen Vortrag oder eine Episode von *This American Life*.

Gemäß der Titelseite der *Tribune* ist heute der 30. Oktober, knapp einen Monat nach dem Abend, als ich mit Waffengewalt verschleppt und aus meiner Welt gerissen wurde.

Es fühlt sich an, als würde ich schon Jahre mit dem Würfel herumirren.

Ich weiß nicht mehr, in wie vielen Chicagos ich bis jetzt war.

Allmählich vermischen sich alle miteinander.

Dieses ist bislang das, welches meinem Chicago am ähnlichsten ist, aber noch längst nicht meins. Charlie geht auf eine Privatschule, und Daniela arbeitet außer Haus als Grafikdesignerin.

Auf dieser Bank begreife ich, dass ich Charlies Geburt und meine Entscheidung, mit Daniela ein Leben aufzubauen, immer als das Schlüsselereignis betrachtet habe, das unsere beiden Biografien von der beruflichen Karriere wegführte.

Aber letztlich ist diese Betrachtung zu einfach.

Ja, Jason² ließ Daniela und Charlie im Stich und hatte anschließend seinen Durchbruch. Aber es gibt Millionen Jasons, die sie im Stich ließen und nicht den Würfel erfanden.

Welten, in den ich Daniela verließ und dennoch keine großartige Karriere startete.

Oder in denen ich wegging und wir beide danach bescheidenen Erfolg hatten, wenn wir auch nicht die Welt in Brand steckten.

Umgekehrt gibt es auch Welten, in denen ich blieb und wir Charlie bekamen, Welten, die sich aber alles andere als perfekt entwickelten.

In denen unsere Beziehung schlechter wurde.

In denen wir beschlossen, unsere Ehe zu beenden.

Oder Daniela es tat.

Oder wir uns bemühten und in einem lieblosen, kaputten Zustand vor uns hin litten, die Situation nur unserem Sohn zuliebe ertrugen.

Der Gipfel allen Erfolgs stellt Jason2 dar, und ich vermute mal, es ist kein Zufall, dass er sich aus den unendlichen Möglichkeiten gerade meine Welt aussuchte.

Obwohl er beruflich ganz oben war, erschien ihm eine Erfüllung innerhalb der Familie so fremd, wie seine Welt es für mich ist.

Das alles deutet darauf hin, dass meine Identität nicht binär ist.

Sie ist vielfältig.

Und womöglich kann ich das Bedauern und den Groll, den ich empfinde, weil ich nicht seinen Weg eingeschlagen habe, überwinden. Der nicht eingeschlagene Weg ist nämlich nicht die Umkehrung dessen, was ich bin. Es ist ein unendlich sich verzweigendes System, das sämtliche Varianten von mir beinhaltet, sie liegen zwischen den Extremen von mir und von Jason2.

Ich greife in die Manteltasche und ziehe ein Prepaid-Handy heraus, das mich fünfzig Dollar gekostet hat, Geld, das Amanda und mich einen Tag lang hätte ernähren oder uns eine weitere Nacht in einem billigen Hotel hätte ermöglichen können.

Mit meinen fingerlosen Handschuhen streiche ich das zerknüllte gelbe Blatt glatt, das ich aus dem Telefonbuch für Chicago gerissen habe, und wähle die eingekreiste Nummer.

Ein Ort, der fast ein Zuhause ist, hat etwas schrecklich Einsames.

Von meiner Bank aus kann ich in das Zimmer im Obergeschoss sehen, in dem, wie ich annehme, Danielas Schreibtisch steht. Die Jalousien sind hochgezogen, und sie sitzt mit dem Rücken zu mir vor einem riesigen Monitor.

Ich kann erkennen, wie sie ihr schnurloses Telefon zur Hand nimmt und auf das Display schaut.

Eine unbekannte Nummer.

Bitte geh dran.

Sie legt das Gerät weg.

Ich höre meine Stimme: »Sie haben die Dessens erreicht. Wir können Ihren Anruf nicht entgegennehmen, aber wenn Sie ...«

Bevor der Signalton kommt, beende ich den Anruf.

Wähle noch einmal.

Diesmal hebt sie noch vor dem zweiten Läuten ab. »Hallo?«

Im ersten Moment sage ich nichts.

Weil ich keine Stimme habe.

»Hallo?«

»Hi.«

»Jason?«

»Ja.«

»Was für eine Nummer ist das? Von wo aus rufst du an?«

Ich habe befürchtet, dass sie das sofort fragen wird.

Ich sage: »Der Akku meines Handys ist leer, deshalb habe ich mir das einer Frau im Zug ausgeborgt.«

»Alles okay?«

»Wie läuft dein Vormittag?«, frage ich.

»Gut. Wir haben uns doch eben noch gesehen, du Kindskopf.«

»Ich weiß.«

Sie schwingt sich auf ihrem Drehstuhl zum Fenster und sagt: »Dann wolltest du unbedingt mit mir reden, und zwar so dringend, dass du dir das Handy einer Fremden geliehen hast?«

»Ja, wenn du es genau wissen willst.«

»Du bist süß.«

Ich sitze da und genieße ihre Stimme.

»Daniela?«

»Ja?«

»Ich vermisse dich.«

»Was ist los, Jason?«

»Nichts.«

»Du klingst merkwürdig. Sag, was ist los?«

»Ich bin zur El gegangen, da hat es mich einfach überfallen.«

»Was?«

»Ich nehme so viele Augenblicke für selbstverständlich. Ich gehe zur Tür hinaus, und ich denke bereits an meinen Tag, an die Vorlesung, die ich halten muss, oder was auch immer, und ich ... Als ich in den Zug stieg, wurde mir plötzlich bewusst, wie sehr ich dich liebe. Wie viel du mir bedeutetest. Weil – man weiß ja nie.«

»Was weiß man nie?«

»Wann einem das alles genommen wird. Wie auch immer, ich wollte dich anrufen, aber mein Handy funktionierte nicht.«

Am anderen Ende der Leitung nur Schweigen.

»Daniela?«

»Ich bin noch dran. Und mir geht's mit dir genauso. Das weißt du doch, oder?«

Ich muss die Augen schließen, um gegen meine Gefühle anzukämpfen.

Denke, ich könnte jetzt sofort über die Straße gehen und ihr alles erklären.

Ich bin so verloren, meine Liebste.

Daniela steht auf und begibt sich zum Fenster. Sie trägt einen langen, cremefarbenen Pullover über Leggings. Sie hat die Haare hochgesteckt und einen Becher in der Hand, vermutlich mit Tee, den sie in einem Laden in unserem Viertel gekauft hat.

Sie legt den Arm um ihren Bauch. Er ist rund, ein neues Baby wächst in ihr heran.

Charlie wird ein großer Bruder.

Ich lächle meine Tränen weg und frage mich, was er davon hält.

Das ist etwas, das mein Charlie verpasst hat.

»Jason, bis du sicher, dass alles okay ist?«

»Ja.«

»Gut. Weißt du, ich habe einen Abgabetermin für diesen Kunden und ...«

»... du musst Schluss machen.«

»Ja.«

Ich will nicht, dass sie auflegt. Ich will weiter ihre Stimme hören.

»Jason?«

»Ja?«

»Ich liebe dich sehr.«

»Ich liebe dich auch. Du hast keine Vorstellung davon, wie sehr.«

»Ich sehe dich dann heute Abend.«

Nein, du wirst eine sehr glückliche Version von mir sehen, die keine Ahnung hat, wie gut es ihr geht.

Sie legt auf.

Setzt sich wieder an ihren Schreibtisch.

Zitternd stecke ich das Handy zurück in die Manteltasche, und meine Gedanken spielen verrückt, laufen auf dunkle Fantasien zu.

Ich sehe den Zug, mit dem ich zur Arbeit fahre, entgleisen.

Meinen Körper bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

Oder nie gefunden.

Ich sehe mich selbst in dieses Leben treten.

Es ist nicht genau meins, aber es ist nahe genug dran.

Am Abend sitze ich noch immer auf der Bank in der Eleanor Street gegenüber dem Backsteinhaus, das nicht meins ist, und beobachte, wie Nachbarn von der Arbeit und Kinder aus der Schule nach Hause kommen.

Was für ein Wunder ist es doch, Menschen zu haben, zu denen man jeden Abend nach Hause kommen kann.

Geliebt zu werden.

Erwartet zu werden.

Ich dachte, ich hätte jeden Augenblick meines Lebens zu schätzen gewusst, doch jetzt, in der Kälte auf dieser Bank, weiß ich, dass ich alles für selbstverständlich nahm. Und warum auch nicht? Bis alles zusammenbricht,

haben wir keine wirkliche Vorstellung, wie prekär und letztlich doch perfekt alles zusammenhängt.

Der Himmel wird dunkler.

Überall in der Straße gehen in den Fenstern die Lichter an.

Jason kommt nach Hause.

Ich bin schlecht drauf.

Ich habe den ganzen Tag nichts gegessen.

Seit dem frühen Morgen habe ich nichts mehr getrunken.

Amanda ist wahrscheinlich am Durchdrehen, weil sie sich fragt, wo ich bleibe, aber ich kann mich noch nicht losreißen. Mein Leben oder zumindest eine niederschmetternde Annäherung davon entfaltet sich unmittelbar vor mir auf der anderen Straßenseite.

Es ist weit nach Mitternacht, als ich die Tür zu unserem Hotelzimmer aufschließe.

Das Licht brennt, der Fernseher plärrt.

Amanda springt in T-Shirt und Pyjamahose aus dem Bett.

Leise schließe ich die Tür hinter mir.

Ich sage: »Es tut mir leid.«

»Du Arschloch.«

»Ich hatte einen üblen Tag.«

»Du hattest also einen üblen Tag.«

Sie stürmt auf mich zu und rammt mir beide Hände mit aller Kraft vor die Brust, sodass ich gegen die Tür taumle.

Sie sagt: »Ich dachte, du hast mich verlassen. Dann dachte ich, dir ist was passiert. Ich konnte dich ja nicht erreichen. Und dann habe ich angefangen, die Krankenhäuser anzurufen, und habe ihnen deine Beschreibung gegeben.«

»Ich würde dich nie verlassen.«

»Woher soll ich das wissen? Du hast mir Angst gemacht!«

»Es tut mir leid, Amanda.«

»Wo warst du?«

Sie nagelt mich an der Tür fest.

»Ich habe den ganzen Tag auf einer Bank gegenüber meinem Haus
gesessen.«

»Den ganzen Tag? Warum?«

»Ich weiß es nicht.«

»Das ist nicht dein Haus, Jason. Das ist nicht deine Familie.«

»Das weiß ich.«

»Wirklich?«

»Außerdem bin ich Jason und Daniela gefolgt, als sie ausgingen.«

»Was meinst du damit, du bist ihnen gefolgt?«

»Ich habe mich vor das Restaurant gestellt, in dem sie gegessen haben.«
Scham überfällt mich, als ich es ausspreche.

Ich schiebe mich an Amanda vorbei ins Zimmer, setze mich auf mein
Bett.

Sie folgt mir und baut sich vor mir auf.

Ich sage: »Danach sind sie ins Kino. Ich bin ihnen wieder gefolgt. Habe
in der Reihe hinter ihnen gesessen.«

»Ach, Jason.«

»Ich habe noch was Blödes getan.«

»Was?«

»Ich habe etwas von unserem Geld für ein Handy ausgegeben.«

»Wozu hast du das denn gebraucht?«

»Um Daniela anzurufen und so zu tun, als wäre ich ihr Jason.«

Ich warte darauf, dass Amanda wieder ausrastet, stattdessen legt sie mir
die Hände um den Nacken und küsst mich auf den Kopf.

»Steh auf«, befiehlt sie.

»Warum?«

»Tu, was ich dir sage.«

Ich stehe auf.

Sie öffnet die Knöpfe meines Mantels und hilft mir aus den Ärmeln.
Dann stößt sie mich aufs Bett und kniet sich hin.

Bindet meine Stiefel auf.

Zieht sie mir von den Füßen und wirft sie in eine Ecke.

Ich sage: »Jetzt verstehe ich zum ersten Mal, warum der Jason, den du kanntest, mir das angetan hat. Ich habe da ein paar völlig beschissene Gedanken.«

»Unser Verstand ist nicht dafür gemacht, mit so was umzugehen. All diese unterschiedlichen Versionen deiner Frau – ich kann mir das gar nicht ausmalen.«

»Er muss mich wochenlang verfolgt habe. Zur Arbeit. Wenn ich abends mit Daniela ausging. Wahrscheinlich hat er auf derselben Bank gesessen und zugehört, wie wir uns abends durch das Haus bewegten, hat sich vorgestellt, wie es wäre, wenn ich nicht da wäre. Weißt du, was ich heute Abend fast gemacht hätte?«

»Was?« Sie blickt mich an, als würde sie sich vor der Antwort fürchten.

»Ich dachte mir, dass sie ihren Ersatzschlüssel genau dort verstecken, wo wir ihn versteckt haben. Ich habe die Kinovorstellung vorzeitig verlassen. Ich wollte den Schlüssel holen und ins Haus gehen. Ich wollte mich in einem Schrank verbergen und sie beobachten. Beim Schlafen. Ich weiß, das ist krank. Und ich weiß, dass dein Jason wahrscheinlich sehr oft in meinem Haus war, bevor er schließlich den Mumm hatte, mir mein Leben zu stehlen.«

»Aber du hast es nicht getan.«

»Nein.«

»Weil du ein anständiger Mensch bist.«

»Im Augenblick fühle ich mich ganz und gar nicht anständig.«

Ich starre zur Decke des Hotelzimmers hoch, das, in all seinen bedeutungslosen Permutationen, neben dem Würfel zu unserem Zuhause geworden ist.

Amanda legt sich neben mich.

»So funktioniert das nicht, Jason.«

»Wie meinst du das?«

»Wir mühen uns völlig umsonst ab.«

»Das finde ich nicht. Überleg mal, wo wir angefangen haben. Erinnerst du dich noch an die erste Welt, die wir betreten haben, in der die Gebäude alle eingestürzt waren?«

»Ich habe den Überblick verloren, in wie vielen Chicagos wir bislang waren.«

»Wir kommen immer näher an mein ...«

»Wir kommen nicht näher, Jason. Die Welt, nach der du suchst, ist ein Sandkorn an einem endlosen Strand.«

»Das stimmt nicht.«

»Du hast gesehen, wie deine Frau ermordet wurde. An einer furchtbaren Krankheit starb. Mit anderen Männern verheiratet war. Mit unzähligen Versionen von dir verheiratet war. Wie viel von dem kannst du noch ertragen, bevor sich bei dir eine Psychose manifestiert? Dein gegenwärtiger mentaler Zustand ist nicht weit davon entfernt.«

»Es geht nicht darum, was ich ertragen kann und was nicht. Es geht darum, Daniela zu finden.«

»Wirklich? Hast du das heute den ganzen Tag auf dieser Bank gemacht? Hast du deine Frau gesucht? Sieh mich an. Wir haben noch sechzehn Ampullen übrig. Unsere Chancen werden immer geringer.«

Mein Kopf tut weh.

Alles dreht sich.

»Jason.« Ich spüre ihre Hände auf meinem Gesicht. »Kennst du die Definition von Wahnsinn?«

»Wie lautet sie?«

»Immer und immer wieder dasselbe tun und auf unterschiedliche Ergebnisse hoffen.«

»Beim nächsten Mal ...«

»Was meinst du damit? Beim nächsten Mal finden wir dein Zuhause? Willst du noch ein Notizbuch vollschreiben? Was bringt das?« Amanda legt

mir eine Hand auf die Brust. »Dein Herz spielt verrückt. Du musst dich beruhigen.«

Sie rollt sich über die Matratze und schaltet die Nachttischlampe aus.

Dann legt sie sich neben mich, aber ihre Nähe hat nichts Sexuelles.

In der Dunkelheit geht es mir langsam besser.

Die einzige Beleuchtung kommt von dem roten Neonlicht vor dem Fenster. Es ist so spät, dass kaum noch Autos auf der Straße fahren.

Langsam werde ich schläfrig. Gott sei Dank.

Ich schließe die Augen, denke an die fünf Notizbücher, die sich auf meinem Nachtkasten stapeln. Fast jede Seite ist voller Kritzeleien, fast manisch habe ich alles Mögliche niedergeschrieben. Wenn ich genug notiere, wenn ich detailreich alles festhalte, so meine Hoffnung, erschaffe ich auf diese Weise ein präzises Abbild meiner Welt, eine Welt, die mich letztendlich nach Hause bringt.

Aber das passiert nicht.

Amanda hat recht.

Ich suche nach einem Sandkorn an einem endlosen Strand.

ZWÖLF

Am Morgen ist Amanda nicht mehr bei mir. Ich liege auf der Seite, sehe, wie das Sonnenlicht durch die Jalousien fällt, höre Verkehrslärm, der durch die Wände dringt. Der Wecker befindet sich außerhalb meines Gesichtsfelds. Auch wenn ich nicht weiß, wie spät es ist, so fühlt es sich doch an, als hätte ich verschlafen.

Ich setze mich auf, schlage die Decke zurück, blicke zu Amandas Bett.

Es ist leer.

»Amanda?«

Ich gehe ins Bad, um nachzusehen, ob sie dort ist. Aber auf der Kommode liegt etwas, das mich innehalten lässt.

Ein paar Scheine.

Münzen.

Acht Ampullen.

Und ein Blatt Papier, aus einem Notizbuch gerissen, auf dem ich Amandas Handschrift erkenne.

Jason. Nach gestern Abend war mir klar, dass du dich für einen Weg entschieden hast, auf dem ich dir nicht folgen kann. Ich habe mich die ganze Nacht damit herumgeschlagen. Als deine Freundin, als deine Therapeutin will ich dir helfen. Ich will dich heilen. Aber ich kann es nicht. Und ich kann nicht zusehen, wie du stürzt. Vor allem nicht, wenn ich einer der Gründe bin, warum du immer wieder stürzt. In welchem Ausmaß steuert unser kollektives Unterbewusstsein unsere Verbindungen zu diesen Welten? Es ist ja nicht so, dass ich dich davon abhalten will, zu deiner Frau zurückzukehren. Im Gegenteil, ich wünsche es dir wirklich von Herzen. Aber wir sind jetzt seit Wochen zusammen. Es ist schwer,

keine Zuneigung zu fühlen, vor allem unter diesen Umständen. Denn du bist alles, was ich habe.

Als ich gestern Angst hatte, du hättest mich verlassen, habe ich deine Notizbücher gelesen. Liebster, du verfehlst dein Ziel. Du hältst all diese Dinge, diese Äußerlichkeiten über dein Chicago fest – aber du schreibst nicht, was du fühlst.

Ich lasse dir den Rucksack da, die Hälfte der Ampullen und die Hälfte des Geldes (berauschende 161 Dollar und etwas Kleingeld). Ich weiß nicht, wo ich landen werde. Ich bin neugierig und ängstlich, aber auch aufgeregt. Ein Teil von mir will wirklich bleiben, aber du musst allein entscheiden, welche Tür du als Nächstes öffnen willst. Und ich ebenfalls.

*Jason, ich wünsche dir alles nur erdenklich Gute. Pass auf dich auf.
Amanda*

VERBLEIBENDE AMPULLEN: 7

In meinem Alleinsein wird mir das ganze Grauen des Korridors bewusst.
Noch nie habe ich mich so verloren gefühlt.

In dieser Welt gibt es keine Daniela.
Ohne sie fühlt sich Chicago falsch an.
Ich hasse alles an dieser Stadt.
Die Farbe des Himmels stimmt irgendwie nicht.
Die vertrauten Gebäude verhöhnen mich.
Sogar die Luft schmeckt nach einer Lüge.
Weil Chicago nicht meine Stadt ist.
Es ist unsere.

VERBLEIBENDE AMPULLEN: 6

Ich bin unterwegs.
Die ganze Nacht laufe ich allein durch die Straßen.
Benommen.
Voller Angst.

Lasse mein System die Droge verarbeiten.

Ich esse in einem Diner und fahre danach mit dem Zug in die South Side zurück.

Auf dem Weg zu dem verlassenen Kraftwerk sehen mich drei Jugendliche.

Sie sind auf der anderen Straßenseite.

Sie rufen mir etwas zu.

Höhnische Bemerkungen.

Ich ignoriere sie.

Gehe schneller.

Aber ich weiß, dass ich in Schwierigkeiten stecke, als sie die Straße überqueren und zielgerichtet auf mich zugehen.

Einen Augenblick lang überlege ich davonzulaufen, aber sie sind jung und mit Sicherheit schneller. Außerdem kommt mir, als mein Mund trocken wird und der Flucht-oder-Kampf-Reflex einsetzt und mir Adrenalin durch den Körper pumpt, der Gedanke, dass ich meine Kraft vielleicht noch brauche.

Im Randbereich eines Viertels, in dem nach einem Betriebshof die Reihenhäuser beginnen, holen sie mich ein.

Um diese Uhrzeit ist außer uns kein Mensch mehr unterwegs.

Keine Hilfe in Sicht.

Sie sind jünger, als ich dachte, und der Whiskygeruch, der von ihnen ausgeht, hat etwas Böswilliges an sich. Sie sind nervös und energiegeladen, was mich vermuten lässt, dass sie die ganze Nacht unterwegs waren, vielleicht auf der Suche nach genau so einer Gelegenheit.

Sofort prügeln sie auf mich ein.

Sie machen sich nicht einmal die Mühe, Scheiße daherzureden.

Ich bin zu müde und zu kaputt, um mich zu wehren.

Bevor ich weiß, was passiert, liege ich auf der Erde und kriege Tritte in den Bauch, den Rücken, ins Gesicht.

Kurz verliere ich das Bewusstsein, und als ich wieder zu mir komme, spüre ich, wie sie meinen Körper abtasten. Sie suchen nach der Brieftasche, die es nicht gibt.

Schließlich reißen sie mir den Rucksack herunter, und während ich blutend auf der Erde liege, laufen sie lachend die Straße hinunter.

Lange liege ich nur da und lausche, wie der Verkehrslärm stetig zunimmt.

Der Tag wird heller.

Menschen gehen an mir vorbei, ohne stehen zu bleiben.

Jeder Atemzug jagt mir einen stechenden Schmerz zwischen die geprellten Rippen, und mein linkes Auge ist zugeschwollen.

Nach einer Weile schaffe ich es, mich aufzusetzen.

Scheiße.

Die Ampullen.

Ich ziehe mich an einem Maschendrahtzaun hoch.

Bitte.

Ich stecke die Hand unter mein Hemd, und meine Finger berühren den Streifen Klebeband, der an meiner Seite haftet.

Es tut höllisch weh, ihn langsam abzuziehen, aber alles tut höllisch weh.

Die Ampullen sind noch da.

Drei zerbrochen.

Drei intakt.

Ich stolpere in den Würfel und schließe mich ein.

Mein Geld ist weg.

Meine Notizbücher sind weg.

Meine Spritzenzylinder und Nadeln.

Ich habe nichts mehr außer meinem zerschundenen Körper und drei Chancen, alles richtig zu machen.

VERBLEIBENDE AMPULLEN: 2

Die erste Hälfte des Tages bringe ich damit zu, an einer Straßenecke zu betteln, bis ich genügend Geld für den Zug in die Stadt habe.

Den Rest des Tages verbringe ich vier Blocks von meinem Haus entfernt, wo ich hinter einem Pappschild auf dem Bürgersteig sitze.

Auf dem Schild steht: OBDACHLOS. VERZWEIFELT. ALLES HILFT WEITER.

Der Zustand meines Gesichts ist nicht schlimm genug, um wirklich Mitleid zu erwecken, denn als die Sonne untergeht, habe ich ganze 28 Dollar und 15 Cent beisammen.

Ich habe Hunger, Durst, und alles schmerzt.

Ich finde einen Diner, der schmutzig genug ist, um dort in meinem Zustand nicht weiter aufzufallen. Als ich das Essen bezahle, spüre ich, wie erschöpft ich bin.

Wohin soll ich?

Ich habe kein Geld für ein Hotelzimmer.

Draußen ist es kalt und regnerisch geworden.

Ich gehe zu meinem Haus und um den Block herum zu der Gasse, weil ich hoffe, dort eine Stelle zu finden, wo ich ungestört schlafen kann.

Zwischen meiner Garage und der des Nachbarn ist eine freie Fläche, auf der die Mülltonne und der Recycling-Container stehen. Ich schnappe mir einen platt gedrückten dicken Karton, krieche zwischen Mülltonne und Container und lehne die Pappe schräg an die Wand meiner Garage.

Als ich dann zwischen den Pappwänden liege, lausche ich dem Prasseln des Regens auf dem Karton und hoffe, dass meine provisorische Zuflucht die Nacht übersteht.

Von hier aus kann ich über den hohen Zaun hinweg, der meinen Hinterhof umgibt, ein Fenster im Obergeschoss beobachten.

Es ist das Schlafzimmer.

Jason geht am Fenster vorbei.

Es ist nicht Jason². Ich weiß, dass das nicht meine Welt ist. Die Läden und Restaurants in der Nachbarschaft stimmen nicht. Diese Dessen haben

ein anderes Auto als meine Familie. Und dieser Jason hier hat einiges mehr an Gewicht, als ich es je auf die Waage brachte.

Kurz taucht Daniela am Fenster auf, sie zieht die Jalousie herunter.

Gute Nacht, meine Liebe.

Der Regen wird stärker.

Der Karton biegt sich durch.

Ich fange an zu zittern.

An meinem achten Tag auf den Straßen von Logan Square wirft mir Jason Dessen höchstpersönlich einen Fünf-Dollar-Schein in meinen Sammelbehälter.

Es besteht keine Gefahr.

Ich bin nicht zu erkennen.

Sonnenverbrannt und bärtig und nach bitterer Armut riechend.

Die Leute in meinem Viertel sind großzügig. Jeden Tag bekomme ich genug, um mir abends eine billige Mahlzeit zu leisten und noch ein paar Dollar übrig zu haben.

Jede Nacht schlafe ich in der Gasse hinter der Eleanor Street.

Es wird eine Art Spiel. Wenn das Licht im Schlafzimmer ausgeht, schließe ich die Augen und stelle mir vor, ich sei er.

Mit ihr.

An einigen Tagen spüre ich, wie ich in den Wahnsinn abgleite.

Amanda hat einmal gesagt, dass ihre alte Welt sich gespenstisch anfühlt, und ich kann nun gut nachvollziehen, was sie damit gemeint hat. Wir bringen Realität mit dem Konkretem in Verbindung, mit allem, was wir mit unseren Sinnen erleben können. Und obwohl ich mir immer wieder sage, dass es in der South Side von Chicago einen Würfel gibt, der mich in eine Welt bringen kann, in der ich alles habe, was ich will und brauche, glaube ich nicht mehr daran, dass dieser Ort überhaupt existiert. Meine Realität ist diese Welt – mit jedem Tag mehr. In der ich nichts habe. Wo ich ein obdachloses, schmutziges Wesen bin, dessen Existenz nur Mitgefühl, Erbarmen und Abscheu erweckt.

Ganz in der Nähe steht ein anderer Obdachloser mitten auf dem Bürgersteig und führt ein lautstarkes Gespräch mit sich selbst.

Ich denke: Bin ich so anders? Sind wir nicht beide verloren in Welten, die, aus Gründen, die wir nicht kontrollieren können, sich nicht mehr mit unserer Identität decken?

Die fürchterlichsten Augenblicke sind die, in denen die Vorstellung einer magischen Box auch für mich wie die Ausgeburt eines Verrückten klingt. Und von diesen Augenblicken gibt es von Tag zu Tag mehr.

Eines Abends komme ich an einem Spirituosenladen vorbei und merke, dass ich genügend Geld für eine Flasche von was auch immer habe.

Ich trinke einen ganzen halben Liter J&B.

Und stehe dann im Schlafzimmer in der 44 Eleanor Street und schaue auf Jason und Daniela hinunter, die unter einem Gewirr von Decken in ihrem Bett schlafen.

Der Wecker zeigt 3:38 Uhr. Im Haus ist es totenstill. Ich bin so betrunken, dass ich meinen eigenen Puls höre.

Ich bringe den Gedanken nicht mehr zusammen, der mich hierhergeführt hat.

Ich kann nur daran denken, dass auch ich das alles einmal hatte.

Früher einmal.

Diesen wunderbaren Traum von einem Leben.

Als das Zimmer sich zu drehen anfängt und mir Tränen über die Wangen laufen, weiß ich tatsächlich nicht mehr, ob dieses Leben, mein Leben, real war oder nur eingebildet.

Während meine Augen sich langsam an die Dunkelheit gewöhnen, mache ich einen Schritt auf Jason zu.

Er schläft friedlich.

Ich will, was ihm gehört. So sehr, dass ich es schmecken kann.

Ich würde alles tun, um dieses Leben zu haben. Um seinen Platz einzunehmen.

Ich stelle mir vor, ihn umzubringen. Ihn zu erwürgen oder ihm eine Kugel in den Kopf zu jagen.

Ich sehe mich, wie ich versuche, er zu sein.

Versuche, diese Version von Daniela als meine Frau zu betrachten. Diesen Charlie als meinen Sohn.

Aber würde dieses Haus sich je anfühlen wie meins?

Könnte ich nachts schlafen?

Könnte ich Daniela überhaupt in die Augen schauen und in ihnen etwas anderes sehen als die Angst im Gesicht ihres realen Mannes, kurz bevor ich ihm das Leben nahm?

Nein.

Nein.

Die Klarheit trifft mich wie ein Blitz – schmerzhaft, beschämend, aber genau in dem Moment, da ich sie am dringendsten brauche.

Die Schuldgefühle und all die winzig kleinen Unterschiede zu meinem eigentlichen Leben würden diese Realität für mich zur Hölle machen. Sie wären eine einzige Mahnung, nicht nur für das, was ich getan habe, sondern dafür, was mir immer noch, trotz allem fehlen würde.

Diese Welt würde sich nie anfühlen wie meine Welt.

Ich bin zu so etwas nicht fähig.

Ich will es nicht.

Ich bin nicht dieser Mann.

Ich sollte nicht hier sein.

Während ich aus dem Schlafzimmer taumle, wird mir bewusst, dass allein schon das Nachdenken über all das hier eigentlich bedeutet, die Suche nach meiner Daniela aufzugeben.

Es heißt, ich lasse sie los.

Sie ist unerreichbar geworden.

Und vielleicht stimmt das auch. Vielleicht habe ich nicht die geringste Chance, den Weg zurück zu ihr und zu Charlie zu finden. In meine perfekte Welt. Zu diesem einzelnen Sandkorn an einem endlosen Strand.

Aber noch habe ich zwei Ampullen übrig, und ich werde nicht aufhören zu kämpfen, bis ich sie gefunden habe.

Ich gehe abermals in einen Secondhandladen und kaufe mir neue Sachen – eine Jeans, ein Flanellhemd und einen kurzen schwarzen Wintermantel.

Dann Toilettenartikel in einer Drogerie, dazu ein Notizbuch, eine Packung Bleistifte und eine Taschenlampe.

Ich leiste mir ein Hotel, werfe meine alten Sachen weg und nehme die längste Dusche meines Lebens.

Das Wasser, das von meinem Körper rinnt, ist grau.

Als ich vor dem Spiegel stehe, sehe ich fast wieder aus wie ich selbst, nur die Wangenknochen treten nach zwei Wochen Mangelernährung deutlicher hervor.

Ich schlafe lange und fahre dann am Nachmittag mit dem Zug in die South Side.

Das Kraftwerk liegt wie jedes Mal verlassen da, Sonnenlicht fällt schräg durch die Fenster der Halle mit den Generatoren.

Ich setze mich auf die Türschwelle des Würfels und schlage das Notizbuch auf.

Seit dem Aufwachen denke ich daran, was Amanda in ihrem Abschiedsbrief geschrieben hat, dass ich bis jetzt nicht wirklich darüber geschrieben habe, was ich empfinde.

Und so schreibe ich:

Ich bin siebenundzwanzig. Ich habe den Vormittag im Labor gearbeitet, und es läuft so gut, dass ich die Party fast vergessen hätte. Das passiert mir in letzter Zeit ziemlich häufig – Freunde und gesellschaftliche Verpflichtungen vernachlässigen, nur um noch ein paar Stunden mehr im Reinraum sein zu können.

Zum ersten Mal fällst du mir in einer hinteren Ecke des kleinen Gartens auf, als ich auf der Veranda stehe und an einem Corona Lime

nippe, in Gedanken noch immer im Labor. Was meine Aufmerksamkeit erregt, ist die Art, wie du dastehst – bedrängt von einem großen, schlaksigen Typen in einer engen, schwarzen Jeans, den ich aus meinem Freundeskreis kenne. Er ist Künstler oder so was. Seinen Namen kenne ich gar nicht, ich weiß nur, dass mein Freund Kyle vor Kurzem gesagt hat: »Ach, dieser Typ, der geht mit jeder ins Bett.«

Bis zum heutigen Tag kann ich es nicht erklären, aber während ich zusehe, wie der Kerl diese dunkelhaarige, schwarzäugige Frau in ihrem kobaltblauen Kleid – dich – anbaggert, werde ich plötzlich von Eifersucht gepackt. Dein Körper sagt mir, dass du dich unwohl fühlst. Du lächelst nicht, die Arme hast du vor der Brust verschränkt. Ich spüre, dass du in einer miesen Unterhaltung feststeckst und mir das, aus irgendeinem Grund, etwas ausmacht. Du hältst ein leeres Weinglas mit ein paar roten Schlieren in der Hand. Ein Teil von mir drängt: »Geh zu ihr, rede mit ihr, rette sie.« Die andere Hälfte schreit: »Du weißt doch rein gar nichts über diese Frau, kennst nicht einmal ihren Namen. So ein Typ bist du nicht.«

Doch plötzlich gehe ich über den Rasen auf dich zu, mit einem vollen Weinglas in der Hand, und als du mir den Blick zuwendest, ist es, als hätte jemand mein Herz in der Brust gekapert. Als würden Welten kollidieren. Als ich dann vor dir stehe, nimmst du mir wie selbstverständlich das Glas aus der Hand, als hättest du nur darauf gewartet, dass ich es dir bringe. Du lächelst entspannt und vertraut, als würden wir uns schon ewig kennen. Du willst mir Dillon vorstellen, aber der Künstler in seiner hautengen Jeans, dem ich eindeutig die Tour vermasselt habe, entschuldigt sich und macht sich aus dem Staub.

Jetzt stehen nur wir beide im Schatten der Hecke, und mein Herz klopft wie verrückt. Ich sage: »Tut mir leid für die Unterbrechung, aber ich hatte das Gefühl, du würdest gern erlöst werden«, und du sagst: »Das war gut geraten. Er ist attraktiv, aber unerträglich.« Ich stelle mich vor. Du sagst mir deinen Namen. Daniela. Daniela.

Ich erinnere mich nur noch an Bruchstücke dessen, was wir in unseren ersten gemeinsamen Augenblicken geredet haben. Hauptsächlich daran, wie du lachst, als ich dir erzähle, dass ich Atomphysiker bin. Dein Lachen klingt aber nicht spöttisch. Eher so, als würdest du dich wirklich darüber freuen. Ich entsinne mich auch noch deiner Lippen, die an einigen Stellen dunkelrot vom Wein waren. Vom Verstand her habe ich immer gewusst, dass unser aller Getrenntsein und unser aller Isolation reine Illusion ist. Wir alle sind aus derselben Materie, sind alle hervorgegangen aus den herausgeschleuderten Partikeln sterbender Sterne. Aber noch hatte ich dieses Wissen nicht wirklich in meinem tiefsten Inneren gespürt – zumindest nicht bis zu diesem Moment im Garten mit dir. Und wegen dir.

Möglicherweise will ich sie nur ins Bett kriegen, aber ist dieses verbindende Gefühl nicht auch ein Hinweis auf etwas Tieferes? Diesen Gedankengang behalte ich jedoch schlauerweise für mich. Ich erinnere mich noch an das angenehme Gefühl des Betrunkenseins und die Wärme der Sonne. Und als sie langsam untergeht, will ich diese Party unbedingt mit dir verlassen, aber ich traue mich nicht zu fragen. Und dann sagst du: »Ich habe einen Freund, der heute Abend seine Galerie eröffnet. Willst du mitkommen?«

Und ich denke: Mit dir gehe ich überallhin.

VERBLEIBENDE AMPULLEN: 1

Ich gehe den unendlichen Korridor entlang, und das Licht meiner Taschenlampe bricht sich an den Wänden.

Nach einer Weile bleibe ich vor einer Tür stehen, die aussieht wie alle anderen.

Eine in einer Billion, Billion, Billion.

Mein Herz rast, meine Handflächen sind feucht.

Es gibt nichts anderes, was ich will.

Nur meine Daniela.

Ich will sie auf eine Art, die ich nicht erklären kann.

Nie erklären können will, weil ihr Geheimnis etwas Vollkommenes ist.

Ich will die Frau, die ich vor so vielen Jahren in diesem Garten gesehen habe.

Die, mit der ich ein Leben aufgebaut habe, auch wenn das bedeutete, etwas anderes, das ich liebe, aufzugeben.

Ich will sie.

Sonst nichts.

Ich atme tief ein.

Und wieder aus.

Und ich öffne die Tür.

OceanofPDF.com

DREIZEHN

Der Schnee eines Sturms, der kürzlich getobt haben muss, bedeckt den Betonboden und die Generatoren unter den hohen Glasfenstern. Auch jetzt noch wehen Flocken vom See in die Halle und rieseln herunter wie Konfetti.

Während ich den Würfel verlasse, dämpfe ich meine aufkeimende Hoffnung.

Es könnte ein verlassenes Kraftwerk im Süden Chicagos in jeder beliebigen Welt sein.

Während ich mich langsam an den Generatoren vorbeibewege, fällt mir ein Glitzern auf dem Boden auf.

Ich gehe darauf zu.

In einem Riss im Beton, fünfzehn Zentimeter von einem der Generatoren entfernt, liegt eine oben abgebrochene Ampulle. In all den Kraftwerken des letzten Monats habe ich diese Ampulle nicht gesehen.

Vielleicht das Präparat, das Jason2 sich spritzte, kurz bevor ich das Bewusstsein verlor, in dieser Nacht, in der er mein Leben stahl.

Ich lasse die Industriebrache hinter mir.

Ich bin hungrig, durstig, erschöpft.

Die Skyline erhebt sich im Norden, und obwohl sie von tief hängenden Winterwolken abgeschnitten wird, ist sie unmissverständlich die, die ich kenne.

Bei Anbruch der Dämmerung steige ich an der 87th Street in die nach Norden fahrende Red Line.

In der El gibt es keine Sicherungsbügel, keine Hologramme.

Ich erlebe einzig eine langsame, etwas ruckelige Fahrt durch den Süden Chicagos.

Schließlich erreiche ich das lebendige Zentrum der Stadt.

Ich steige um.

Die Blue Line bringt mich in die besseren nördlichen Viertel.

Im letzten Monat habe ich ähnliche Stadtteile gesehen, aber etwas ist dennoch anders. Es liegt nicht nur an der leeren Ampulle. Es ist etwas Tieferes, es fühlt sich an wie ein Ort, zu dem ich gehöre. Dieser Stadtteil fühlt sich an wie mein Stadtteil.

Während der Zug am allabendlichen Verkehrsstau auf der Schnellstraße vorbeirauscht, wird der Schneefall stärker.

Ich frage mich: Lebt hier Daniela, *meine* Daniela, wohlbehalten unter diesen schnees schweren Wolken?

Atmet *mein* Charlie die Luft dieser Welt?

Ich steige an der Station Logan Square aus und stecke die Hände tief in die Taschen meiner Jacke. Schnee klebt auf den vertrauten Straßen meines Viertels. Auf den Bürgersteigen. Auf den an den Bordsteinen parkenden Wagen. Die Scheinwerfer fahrender Autos versuchen das Gewirr der Flocken zu durchdringen.

Die Häuser links und rechts leuchten im Schneegestöber.

Eine dichte weiße Decke hat sich über die Stufen zu meiner Veranda gelegt, Abdrücke von Füßen sind auf ihr zu erkennen.

Im vorderen Zimmer brennt Licht, und vom Gehweg aus sieht dieses Zuhause genauso wie meins aus.

Ich bin darauf gefasst, dass einige Details nicht stimmen – die falsche Haustür, die falsche Hausnummer, ein Möbelstück auf der Veranda, das mir fremd ist.

Aber die Tür ist die richtige.

Die Hausnummer ist die richtige.

Über dem Tisch im Esszimmer hängt sogar ein Tesseraktlüster, und ich bin nahe genug, um das Foto auf dem Kaminsims zu erkennen – Daniela,

Charlie und ich am Inspiration Point im Yellowstone-Nationalpark.

Durch den offenen Durchgang, der vom Esszimmer in die Küche führt, sehe ich Jason mit einer Flasche Wein in der Hand an der Kochinsel stehen. Er schenkt jemandem ein Glas voll.

Ein Hochgefühl überkommt mich, aber es ist von begrenzter Dauer.

Von meinem Standpunkt aus kann ich eine wunderschöne Hand ausmachen, sie umfasst den Stiel des Glases. Mit aller Macht spüre ich plötzlich, was dieser Mann mir angetan hat.

Was er mir alles genommen hat.

Was er mir alles gestohlen hat.

Hören kann ich hier draußen nichts, aber ich sehe ihn lachen und einen Schluck Wein trinken.

Worüber reden sie?

Wann hatten sie das letzte Mal Sex?

Ist Daniela glücklicher, als sie es vor einem Monat mit mir war?

Könnte ich die Antwort auf diese Frage überhaupt ertragen?

Die Stimme der Vernunft in mir schlägt vor, sofort einen anderen Ort aufzusuchen.

Ich bin noch nicht so weit. Ohne Plan schaffe ich das nicht.

Ich empfinde nur Wut und Eifersucht.

Außerdem sollte ich nichts überstürzen. Ich will weitere Bestätigung, dass dies wirklich meine Welt ist.

Ein Stück entfernt entdecke ich das Heck unseres Suburban. Ich gehe zu dem Wagen und wische den Schnee vom Nummernschild weg.

Das ist mein Autokennzeichen.

Der Lack hat die richtige Farbe.

Ich befreie die Heckscheibe vom Schnee.

Der rote Aufkleber der Lakemont Wildcats sieht perfekt aus, insofern als die Hälfte von ihm abgerissen ist. Schon als ich das Ding auf die Scheibe klebte, bedauerte ich es. Versuchte es abzureißen, bekam aber nur die obere

Hälfte vom Gesicht der Wildkatze weg, sodass jetzt einzig ein fauchendes Maul zu sehen ist.

Aber das war vor drei Jahren.

Ich brauche etwas Neueres, Eindeutigeres.

Ein paar Wochen vor meiner Entführung stieß ich mit dem Heck des Suburban versehentlich gegen eine Parkuhr in der Nähe des Campus. Es gab keine größeren Schäden, bis auf einen Riss im rechten Rücklicht und eine Delle in der Stoßstange.

Ich entferne den Schnee vom Rücklicht und danach von der Stoßstange.

Ich streiche mit dem Finger über den Riss.

Ich streiche mit dem Finger über die Delle.

Kein anderer Suburban in den unzähligen Chicagos, die ich besucht habe, hatte diese Unfallspuren.

Ich richte mich wieder auf und blicke über die Straße zu der Bank, auf der ich einmal einen ganz Tag gesessen und zugesehen habe, wie diese andere Version meines Lebens abläuft. Jetzt ist sie leer, auf der Sitzfläche häuft sich stumm der Schnee.

Scheiße.

Neben der Bank steht eine Gestalt in der Dunkelheit und beobachtet mich.

Ich setze mich in Bewegung, gehe schnell weiter. Wahrscheinlich sah es eben so aus, als wollte ich das Kennzeichen des Suburban stehlen.

Ich muss besser aufpassen.

Das blaue Neonschild des Village Tap blinkt durch den Sturm wie ein Leuchtturmsignal. Bedeutet es, dass ich fast zu Hause bin?

In dieser Welt gibt es kein Hotel Royale, deshalb gehe ich ins Days Inn gegenüber meiner Stammkneipe.

Mehr als zwei Nächte kann ich mir nicht leisten, meine Geldreserven belaufen sich, nachdem ich das Zimmer bezahlt habe, auf einhundertzwanzig Dollar und etwas Kleingeld.

Das Business-Center für die Gäste entpuppt sich als ein winziger Raum am Ende des Gangs im Erdgeschoss. Es enthält nichts außer einem veralteten PC, einem Faxgerät und einem Drucker.

Ich gehe ins Internet und finde Bestätigungen für drei wichtige Fakten.

Jason Dessen ist Professor für Physik am Lakemont College.

Ryan Holder hat den Pavia-Preis für seine Forschungen im Bereich der Neurowissenschaften erhalten.

Daniela Vargas-Dessen ist keine bekannte Chicagoer Künstlerin, auch hat sie kein Grafikbüro. Ihre charmante, amateurhaft gestaltete Website zeigt einige ihrer besten Arbeiten und wirbt für ihre Dienste als Kunstlehrerin.

Während ich die Treppe zu meinem Zimmer im zweiten Stock hochgehe, glaube ich es allmählich.

Das ist meine Welt.

Ich sitze am Fenster meines Hotelzimmers und starre auf das blinkende Neonschild meiner Stammkneipe.

Ich bin kein gewalttätiger Mensch.

Ich habe noch nie einen Mann geschlagen.

Habe es noch nicht einmal versucht.

Aber wenn ich meine Familie zurückhaben will, komme ich nicht umhin.

Ich muss etwas Schreckliches tun.

Muss Jason² antun, was er mir angetan hat, nur ohne die gewissensberuhigende Option, ihn in den Würfel stecken zu können. Ich habe noch eine Ampulle übrig, aber niemals würde ich seinen Fehler wiederholen.

Er hätte mich töten sollen, als er die Chance dazu hatte.

Ich spüre, wie der Physiker in meinem Hirn sich meldet und versucht, die Kontrolle zu übernehmen.

Nach allem, was geschehen ist, bin ich immer noch Wissenschaftler. Ein Mensch, der in Prozessen denkt.

Also betrachte ich die ganze Angelegenheit wie ein Laborexperiment.

Es gibt ein Resultat, das ich erreichen will.

Welche Schritte muss ich unternehmen, um dieses Resultat zu erreichen?

Zuallererst: Definiere das Resultat.

Töte den Jason Dessen, der in meinem Haus lebt, und bringe ihn an einen Ort, wo ihn niemand finden wird.

Welche Werkzeuge brauche ich, um das zu erreichen?

Ein Auto.

Eine Waffe.

Eine Methode, ihn bewegungsunfähig zu machen.

Eine Schaufel.

Einen sicheren Ort, um seine Leiche zu entsorgen.

Ich hasse diese Gedanken.

Ja, er hat mir meine Frau, meinen Sohn, mein Leben genommen, aber die Vorstellung, Gewalt auszuüben, ist so unglaublich abstoßend.

Eine Stunde südlich von Chicago gibt es ein Waldschutzgebiet, den Kankakee River State Park. Ich war schon öfter mit Charlie und Daniela dort, meistens im Herbst, wenn das Laub sich verfärbt und wir Lust hatten auf Wildnis und Einsamkeit und einen Tag in der Natur.

Ich könnte ihn nachts dort hinfahren oder ihn zwingen, selbst zu fahren, so wie er es mit mir gemacht hat.

Ihn zu einem der Wanderwege bringen, die ich an der Nordseite des Flusses kenne.

Ein oder zwei Tage zuvor wäre ich schon dort gewesen, hätte sein Grab an einer abgelegenen Stelle bereits ausgehoben. Hätte mich schlau gemacht, wie tief es sein müsste, damit Tiere den Verwesungsgeruch nicht wittern. Ich würde ihn aber in dem Glauben lassen, dass er sein eigenes Grab schaufeln müsste. Dadurch würde er denken, er hätte mehr Zeit, sich einen Fluchtweg zu überlegen oder mich zu überreden, es nicht zu tun. Und wenn wir dann nur noch ein paar Meter von dem Loch entfernt wären, würde ich die Schaufel auf den Boden werfen und ihm sagen, er müsste nun graben.

Bückt er sich dann, um sie aufzuheben, werde ich das tun, was ich mir nicht vorstellen kann.

Ich jage ihm eine Kugel in den Hinterkopf.

Dann zerre ich ihn zum Loch und stoße ihn hinein und bedecke ihn mit Erde.

Die gute Nachricht ist, dass niemand nach ihm suchen wird.

Anschließend schleiche ich mich zurück in sein Leben, so wie er sich in meins geschlichen hat.

Vielleicht werde ich Daniela viele Jahre später einmal die Wahrheit sagen.

Vielleicht sage ich sie ihr aber auch nie.

Das Sportgeschäft ist nur drei Blocks entfernt und hat noch eine Stunde offen. Früher kam ich einmal im Jahr in den Laden, um Stollenschuhe und Bälle zu kaufen, als Charlie in der Mittelstufe auf Fußball stand.

Auch damals hatte die Waffenabteilung eine gewisse Faszination auf mich gehabt.

Sie strahlte etwas Geheimnisvolles aus.

Damals konnte ich mir nicht vorstellen, was jemanden dazu bringen konnte, ein Gewehr besitzen zu wollen.

Ich habe in meinem Leben nur zwei- oder dreimal geschossen, das war in meiner Highschool-Zeit in Iowa gewesen. Aber als ich auf der Farm meines besten Freunds auf verrostete Ölfässer schoss, verspürte ich nicht den Reiz, den andere Jungs dabei empfanden. Es jagte mir zu viel Angst ein. Wenn ich das Ziel ins Auge fasste und die schwere Pistole hob, wurde ich den Gedanken nicht los, dass ich den Tod in der Hand hielt.

Der Laden heißt Field&Glove, und zu der späten Stunde bin ich einer von nur noch drei Kunden.

Vorbei an Stapeln von Windjacken und einer Wand mit Laufschuhen gehe ich zielgerichtet zu der Verkaufstheke im hinteren Teil des Ladens.

An der Wand hängen Schrotflinten und Gewehre über Schachteln mit Munition.

Unter dem Glas des Ladentischs schimmern Handfeuerwaffen.

Schwarze.

Verchromte.

Welche mit Zylindern.

Oder ohne.

Welche, die aussehen, als sollten sie nur von Mitgliedern einer Bürgerwehr getragen werden, wie sie in den Actionfilmen der Siebzigerjahre auftraten.

Eine Frau in einem schwarzen T-Shirt, einer ausgewaschenen Bluejeans und der Anmutung von Annie Oakley kommt auf mich zu. Sie hat krause rote Haare und ein Schrift-Tattoo, das sich um ihren sommersprossigen rechten Arm schlängelt: *Das Recht des Volkes, Waffen zu besitzen und zu tragen, darf nicht beeinträchtigt werden.*

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragt sie.

»Ja, ich suche nach einer Handfeuerwaffe, aber um ehrlich zu sein, ich habe nicht die geringste Ahnung von den Dingen.«

»Wozu brauchen Sie eine?«

»Zum Selbstschutz.«

Sie zieht einen Schlüsselbund aus der Tasche und schließt den Glasschrank auf, vor dem ich stehe. Dann holt sie eine schwarze Pistole heraus.

»Das ist eine Glock 23. Kaliber .40. Österreichisches Fabrikat. Solide Mannstoppwirkung. Ich könnte Ihnen auch eine kompaktere Version zeigen, wenn Sie etwas Kleineres wollen, um sie verdeckt zu tragen. Falls Sie die Lizenz dazu haben.«

»Und die hält einen Eindringling auf?«

»O ja. Die wirft ihn nieder, und er steht danach auch nicht wieder auf.«

Sie zieht den Schlitten durch, kontrolliert, ob der Lauf leer ist, lässt den Schlitten dann wieder einrasten und entfernt das Magazin.

»Wie viele Kugeln?«

»Dreizehn Schuss.«

Sie reicht mir die Waffe.

Ich weiß nicht so recht, was ich mit ihr tun soll. Damit zielen? Das Gewicht erspüren?

Ich halte sie ungeschickt in der Hand, und obwohl sie nicht geladen ist, fühle ich es wieder; es ist, als würde ich den Tod in der Hand halten.

Auf dem Schild am Abzugsbügel lese ich den Preis: 599,99 Dollar.

Ich muss mir erst über meine finanzielle Situation klar werden. Wahrscheinlich könnte ich einfach in die Bank gehen und Charlies Sparkonto plündern. Als ich das letzte Mal danach geschaut habe, waren viertausend Dollar drauf. Charlie hebt nie etwas von diesem Konto ab. Niemand tut es. Wenn ich mir zweitausend Dollar auszahlen lasse, würde sie wahrscheinlich niemand vermissen. Zumindest nicht sofort. Natürlich müsste ich mir zuerst einen Führerschein besorgen.

»Wie finden Sie die?«

»Na ja, ich meine, sie fühlt sich an wie eine Waffe.«

»Ich könnte Ihnen noch ein paar andere zeigen. Ich habe da ein wirklich schönes Modell von Smith&Wesson, falls Sie eher an einen Revolver gedacht haben.«

»Nein, die hier wäre schon gut. Ich muss erst noch ein bisschen Geld zusammenkratzen. Wie sehen die Formalitäten aus?«

»Haben Sie eine WBK?«

»Was ist das?«

»Eine Waffenbesitzkarte, die von der Illinois State Police ausgegeben wird. Die müssen Sie beantragen.«

»Wie lange dauert das?«

Sie antwortet nicht.

Sie schaut mich nur merkwürdig an, nimmt mir dann die Waffe weg und legt sie wieder an ihren Platz unter dem Glas.

Ich frage: »Habe ich was Falsches gesagt?«

»Sie sind Jason, nicht wahr?«

»Woher kennen Sie meinen Namen?«

»Ich überlege schon eine ganze Weile hin und her, um sicherzugehen, dass ich nicht verrückt bin. *Meinen* Namen kennen Sie nicht?«

»Nein.«

»Sehen Sie, ich habe das Gefühl, Sie wollen mich verarschen, und das ist nicht sehr schlau ...«

Sie schließt den Schrank ab und steckt den Schlüsselbund wieder in die Tasche.

»Ich denke, Sie sollten jetzt gehen, Jason.«

»Ich verstehe nicht ...«

»Wenn das nicht irgendein Spielchen ist, dann haben Sie eine Kopfverletzung oder Alzheimer oder sind einfach nur geistesgestört.«

»Wovon reden Sie?«

»Sie wissen es wirklich nicht?«

»Nein.«

Sie stützt die Ellbogen auf die Theke. »Vor zwei Tagen waren Sie schon einmal hier und haben gesagt, Sie wollen eine Handfeuerwaffe. Ich habe Ihnen dieselbe Glock gezeigt. Sie haben gesagt, Sie brauchen sie zum Selbstschutz.«

Was hat das zu bedeuten? Bereitet Jason2 sich vor, falls ich zurückkehre, oder erwartet er mich tatsächlich?

»Haben Sie mir eine Waffe verkauft?«

»Nein, Sie hatten keine WBK. Sie meinten, Sie müssten noch Geld besorgen. Ich glaube, Sie haben nicht einmal einen Führerschein.«

Ich spüre, wie ein Schauer über meinen Rücken läuft.

Meine Knie werden weich.

Sie sagt: »Und Sie waren nicht nur vor zwei Tagen da. Ich hatte irgendwie ein komisches Gefühl bei Ihnen, also habe ich gestern Gary gefragt, der auch in dieser Waffenabteilung arbeitet, ob er Sie schon mal hier drinnen gesehen hat. Er hatte. Letzte Woche dreimal. Und jetzt sind Sie schon wieder hier.«

Ich muss mich an der Verkaufstheke abstützen.

»Also, Jason, ich will Sie in diesem Laden nie mehr sehen. Nicht einmal, um einen Tiefschutz zu kaufen. Wenn Sie noch mal auftauchen, rufe ich die Polizei. Verstehen Sie überhaupt, was ich Ihnen sage?«

Sie sieht irritiert, aber zugleich resolut aus, und ich möchte ihr nicht in einer dunklen Gasse begegnen, wenn sie der Meinung ist, dass von mir eine Bedrohung ausgeht.

Ich sage: »Ich verstehe.«

»Verlassen Sie den Laden.«

Draußen fällt dichter Schnee, die Flocken wehen mir ins Gesicht. In meinem Kopf dreht sich alles.

Ein Taxi nähert sich. Als ich den Arm hebe, hält es am Bordstein. Ich öffne die hintere Tür und steige ein.

»Wohin?«, fragt der Taxifahrer.

Wohin.

Gute Frage.

»Zu einem Hotel. Bitte.«

»Welches?«

»Ich weiß es nicht. Irgendwas im Umkreis der nächsten zehn Blocks. Was Billiges. Ich will, dass Sie es aussuchen.«

Er schaut mich durch das Plexiglas an, das Vorder- und Rücksitze trennt.

»Ich soll es für Sie aussuchen?«

»Ja.«

Im ersten Augenblick denke ich, dass er es nicht tun wird. Vielleicht ist es ein zu merkwürdiges Anliegen. Vielleicht wirft er mich aus seinem Auto. Doch stattdessen schaltet er den Taxameter ein und reiht sich in den Verkehr ein.

Ich schaue durchs Seitenfenster hinaus in den Schnee, der von Scheinwerfern, Straßenlampen und Blinklichtern erhellt wird.

Das Herz hämmert mir in der Brust, meine Gedanken rasen.

Ich muss mich beruhigen.

Gehe es logisch an, rational.

Das Taxi hält vor einem schäbig aussehenden Hotel mit dem Namen End
o' Days.

Der Fahrer dreht sich um und fragt: »Ist das okay für Sie?«

Ich bezahle und begeben mich zur Rezeption.

Im Radio läuft ein Spiel der Bulls, und der dicke Hotelangestellte hinter
dem Tresen stopft chinesisches Essen aus einer Batterie weißer Take-away-
Verpackungen in sich hinein.

Ich wische mir den Schnee von den Schultern, melde mich unter dem
Namen des Vaters meiner Mutter an – Jess McCrae.

Ich bezahle für eine Nacht.

Damit bleiben mir noch 17,76 Dollar.

Ich gehe hinauf in den dritten Stock und schließe mich in meinem
Zimmer ein.

Es ist absolut ohne Leben.

Ein Bett mit einem deprimierenden Blumenmusterbezug.

Ein Resopaltisch.

Kommode und Schrank aus Pressspanplatten.

Wenigstens ist es warm.

Ich gehe zum Fenster und spähe nach draußen.

Es schneit so heftig, dass die Straßen sich leeren und eine Schneedecke
bekommen, in der sich die Reifenspuren vorbeifahrender Autos abzeichnen.

Ich ziehe mich aus und verstaue meine letzte Ampulle in der Gideon-
Bibel in der untersten Schublade meines Nachtkastens.

Dann stelle ich mich unter die Dusche.

Ich muss nachdenken.

Mit dem Aufzug fahre ich ins Erdgeschoss und öffne mit meiner
Schlüsselkarte die Tür zum Business-Center.

Ich hole mir das freie E-Mail-Programm, das ich in dieser Welt benutze,
auf den Bildschirm und tippe den Benutzernamen ein, der mir als Erstes in
den Sinn kommt.

Meine Name in Pig Latin: *asonjayessenday*.

Es überrascht mich nicht, dass er bereits vergeben ist.

Das Passwort ist zu offensichtlich.

Es ist das, welches ich in den letzten zwanzig Jahren für fast alles benutzt habe – Typ, Modell und Baujahr meines ersten Autos: *jeepwrangler89*.

Ich versuche, mich damit einzuloggen.

Es funktioniert.

Ich bin im neu eingerichteten E-Mail-Account, dessen Posteingang mehrere Mails des Providers und eine von »Jason« enthält, die bereits gelesen wurde.

Die Betreffzeile lautet: *Willkommen zu Hause, echter Jason Dessen*.

Ich öffne sie.

Die E-Mail enthält keine Nachricht.

Nur einen Link.

Die neue Seite wird geladen, und eine Meldung erscheint auf dem Bildschirm:

Willkommen bei UberChat!

Es gibt gegenwärtig drei aktive Teilnehmer.

Sind Sie ein neuer Benutzer?

Ich klicke auf *Ja*.

Ihr Benutzername ist Jason9.

Ich muss ein Passwort eingeben, bevor ich mich einloggen kann.

Ein großes Fenster zeigt den Verlauf einer Unterhaltung.

Ich scrolle zum Anfang des Gesprächs, das vor ungefähr achtzehn Stunden begann. Die jüngste Nachricht ist vierzig Minuten alt:

JasonADMIN: Ich habe ein paar von euch in der Umgebung des Hauses gesehen. Ich weiß, dass es da draußen noch mehr von

euch gibt.

Jason3: Passiert das ernsthaft?

Jason4: Passiert das ernsthaft?

Jason6: Vollkommen unreal.

Jason3: Wie viele von euch waren bei Field&Glove?

JasonADMIN: Vor drei Tagen.

Jason4: Zwei.

Jason6: Ich habe eine in South Chicago gekauft.

Jason5: Du hast eine Waffe?

Jason6: Ja.

JasonADMIN: Wie viele von euch haben an Kankakee gedacht?

Jason3: Schuldig.

Jason4: Schuldig.

Jason6: Ich bin gestern Abend tatsächlich da rausgefahren und habe ein Loch gegraben. Hatte schon alles vorbereitet. Ein Auto besorgt. Schaufel. Seil. Alles perfekt geplant. Aber heute Abend war ich dann am Haus und habe gewartet, dass der Jason, der uns das alles angetan hat, das Haus verlässt. Und dann habe ich mich selber hinter dem Suburban gesehen.

Jason8: Warum hast du es abgeblasen, Jason6?

Jason6: Was würde es denn bringen weiterzumachen? Wenn ich ihn mir vom Hals schaffe, kommt einer von euch daher und macht dasselbe mit mir.

Jason3: Hat jeder von euch die Szenarien der Spieltheorie durchgehechelt?

Jason4: Ja.

Jason6: Ja.

Jason8: Ja.

JasonADMIN: Ja.

Jason3: Dann wissen wir also, dass das unmöglich gut ausgehen kann.

Jason4: Ihr könnt euch alle gegenseitig umbringen und sie mir überlassen.

JasonADMIN: Ich habe diesen Chat geöffnet und habe als Administrator die Kontrolle. Im Augenblick lauern noch fünf weitere Jasons im Netz, nur damit ihr's wisst.

Jason3: Warum tun wir uns nicht zusammen und erobern die Welt? Könnt ihr euch vorstellen, was passieren würde, wenn so viele Versionen von uns tatsächlich zusammenarbeiten würden? (Das war nur halb im Spaß.)

Jason6: Ob ich mir vorstellen kann, was passieren würde? Total. Man würde uns in ein Regierungslabor stecken und bis ans Ende aller Zeiten Versuche mit uns machen.

Jason4: Kann ich einfach mal sagen, was alle denken? Das ist schon verdammt merkwürdig.

Jason5: Ich habe auch eine Waffe. Keiner von euch hat so hart gekämpft wie ich, um wieder nach Hause zu kommen. Keiner von euch hat gesehen, was ich gesehen habe.

Jason7: Du hast keine Ahnung, was der Rest von uns durchgemacht hat.

Jason5: Ich habe die Hölle gesehen. Buchstäblich. Die Hölle. Wo bist du im Augenblick, Jason7? Zwei von uns habe ich bereits umgebracht.

Eine neue Meldung taucht auf dem Bildschirm auf:

Sie haben eine private Nachricht von Jason7

Mein Kopf pocht, droht fast zu explodieren, als ich die Nachricht öffne.

Ich weiß, diese Situation ist völlig verrückt, aber willst du dich mit mir zusammentun? Wir können gemeinsam überlegen, wie wir die anderen loswerden. Und wenn der Rauch sich verzogen hat, bin ich mir sicher, dass wir eine Lösung finden werden. Zeit ist ein wesentlicher Faktor. Was sagst du dazu?

Was soll ich dazu sagen?

Ich kann kaum atmen.

Ich verlasse das Business-Center.

Schweiß läuft mir am ganzen Körper hinunter, dennoch friere ich.

Die Eingangshalle ist leer, still.

Ich eile zum Aufzug und fahre hinauf in den dritten Stock.

Ich betrete den beigefarbenen Teppichboden im Gang, suche schnell mein Zimmer auf und schließe mich ein.

Alles dreht sich.

Wie konnte ich nicht voraussehen, dass so etwas passieren würde?

Rückblickend betrachtet, war es unvermeidlich.

Obwohl ich mich im Korridor nicht in alternative Realitäten verlor, war ich mit Sicherheit in jeder Welt, die ich betrat. Und das bedeutet, dass andere Versionen von mir in diesen Welten aus Asche und Eis und Krankheit hervorgebracht wurden.

Die Unendlichkeit des Korridors verhinderte, dass ich mit mehr Versionen meines Ichs zusammenstieß, aber eine habe ich gesehen – den Jason mit dem zerfetzten Rücken.

Zweifellos wurden die meisten Jasons in anderen Welten getötet oder verschwanden spurlos, aber einige haben, wie ich, die richtigen Entscheidungen getroffen. Oder hatten einfach Glück. Ihre Pfade unterschieden sich vielleicht von meinen, sie öffneten andere Türen, letztendlich aber fanden sie alle ihren Weg in dieses Chicago.

Wir alle wollen dasselbe – unser Leben zurück.

Mein Gott.

Unser Leben.

Unsere Familie.

Was, wenn die meisten dieser Jasons genauso sind wie ich? Anständige Männer, die wiederhaben wollen, was ihnen genommen wurde? Und wenn das der Fall ist, welches Recht auf Daniela und Charlie habe ich im Vergleich zu den anderen?

Das ist nicht nur ein Schachspiel. Es ist ein Schachspiel gegen mich selbst.

Ich will es nicht so sehen, aber ich kann nicht anders. Die anderen Jasons wollen in dieser Welt das, was mir am kostbarsten ist – meine Familie. Dadurch werden sie zu meinem Feind. Ich frage mich, wozu ich bereit wäre, um mein Leben wiederzubekommen. Würde ich eine andere Version von mir umbringen, wenn ich danach den Rest meiner Tage mit Daniela verbringen könnte? Würden sie es tun?

Ich stelle mir vor, wie diese anderen Versionen von mir in ihren einsamen Hotelzimmern sitzen oder durch die verschneiten Straßen laufen oder mein Haus beobachten und sich dabei mit genau denselben Gedanken herumschlagen.

Sich selbst dieselben Fragen stellen.

Versuchen, die nächsten Aktionen ihrer Doppelgänger vorauszusehen.

Ein Teilen kann es nicht geben. Es ist ein hart umkämpftes, ein Nullsummenspiel, bei dem nur einer von uns gewinnen kann.

Wenn irgendeiner waghalsig wird, wenn die Dinge aus dem Ruder laufen und Daniela und Charlie verletzt oder getötet werden, dann ist keiner der Sieger. Das muss der Grund sein, warum alles so normal wirkte, als ich vor ein paar Stunden durchs vordere Fenster meines Hauses schaute.

Keiner weiß, wie er sich verhalten soll, deshalb hat auch noch keiner etwas gegen Jason2 unternommen.

Das ist eine klassische Konstellation, reine Spieltheorie.

Es ist eine erschreckende Variante des Gefangenendilemmas: Kann ich mich selbst im Denken übertreffen?

Ich bin nicht sicher.

Meine Familie ist nicht sicher.

Aber was kann ich tun?

Wenn jede möglich Aktion, die ich mir vorstelle, vorausgesehen oder in die Tat umgesetzt würde, bevor ich überhaupt die Chance dazu habe, was bleibt mir dann noch?

Am liebsten würde ich aus meiner Haut schlüpfen.

Die schlimmsten Tage im Würfel – als mir Vulkanasche aufs Gesicht rieselte, als ich beinahe erfroren wäre, als ich Daniela in einer Welt sah, in der sie noch nicht einmal meinen Namen kannte –, keiner davon lässt sich mit dem Sturm vergleichen, der jetzt in mir tobt.

Weiter weg von zu Hause habe ich mich noch nie gefühlt.

Das Telefon klingelt und holt mich in die Gegenwart zurück.

»Hallo.«

Keine Antwort, nur leises Atmen.

Ich lege auf.

Gehe zum Fenster.

Ziehe die Vorhänge auf.

Die Straße unter mir ist leer, und es schneit noch immer.

Wieder klingelt das Telefon, doch nur einmal.

Komisch.

Als ich mich erneut aufs Bett setze, lässt dieser Anruf mir keine Ruhe.

Was, wenn eine andere Version von mir sich nur versichern will, dass ich in meinem Zimmer bin?

Aber vor allem: Wie zum Teufel konnte er mich in diesem Hotel finden?

Die Antwort kommt schnell, und sie ist erschreckend.

In genau diesem Augenblick werden zahlreiche Versionen von mir in Logan Square genau das tun, was er tut – jedes Motel und jedes Hotel im Viertel anrufen, um andere Jasons zu finden. Es ist kein Zufall, dass er mich gefunden hat. Es ist pure statistische Wahrscheinlichkeit. Auch eine Handvoll Jasons, die alle nur ein Dutzend Anrufe tätigen, könnten bereits

sämtliche Hotels in einem Radius von ein paar Meilen um mein Haus kontrollieren.

Aber warum sollte der Mann an der Rezeption meine Zimmernummer herausgeben?

Vielleicht nicht absichtlich, aber es ist möglich, dass er, der da unten das Bulls-Spiel verfolgt und sich mit chinesischem Essen vollstopft, übertölpelt wurde.

Wie würde *ich* ihn hinters Licht führen?

Wenn es ein anderer wäre als ich, der nach mir sucht, würde der Name, unter dem ich eingeecheckt habe, mich wahrscheinlich decken. Aber all die anderen Versionen von mir kennen den Namen des Vaters meiner Mutter. Das habe ich verbockt. Wenn die Verwendung dieses Namens mein erster Impuls war, dann wäre es auch der erste Impuls anderer Jasons. Angenommen, ich kenne den Namen, unter dem ich eingeecheckt habe, was würde ich in diesem Fall tun?

Der Mann an der Rezeption würde meine Zimmernummer nicht so einfach herausgeben.

Ich müsste so tun, als wüsste ich, dass ich hier wohne.

Ich würde das Hotel anrufen und mich mit Jess McCraes Zimmer verbinden lassen.

Wenn ich dann höre, wie meine Stimme sich am anderen Ende der Leitung meldet, würde ich wissen, dass ich dort bin, und sofort wieder auflegen.

Dann würde ich dreißig Sekunden später erneut anrufen und dem Menschen an der Rezeption sagen: »Tut mir leid, Sie wieder zu belästigen, aber ich wurde von Ihnen aus Versehen falsch verbunden. Können Sie mich bitte noch einmal mit ... Ach verdammt, wie war die Zimmernummer doch gleich wieder?«

Wenn ich Glück habe und der Mann an der Rezeption ein geistesabwesender Idiot ist, kann es durchaus sein, dass er meine Zimmernummer verrät, bevor er mich verbindet.

Deshalb der erste Anruf, um die Bestätigung zu erhalten, dass ich es bin, der drangeht.

Deshalb der zweite, bei dem der Anrufer auflegt, sobald er erfahren hat, in welchem Zimmer ich wohne.

Ich stehe vom Bett auf.

Der Gedanke ist absurd, aber ich kann ihn nicht ignorieren.

Komme ich jetzt hier hoch, um mich umzubringen?

Ich schiebe die Hände in die Ärmel meiner Wolljacke und gehe zur Tür.

Mir ist fast schwindelig vor Angst, auch als ich mich nachträglich korrigiere und mir sage, dass ich ganz einfach überreagiert habe.

Vielleicht versteige ich mich zu einer absonderlichen Interpretation von etwas ganz Alltäglichem – dass das Telefon in meinem Zimmer zweimal klingelt.

Vielleicht.

Aber nach diesem Chatroom würde mich nichts mehr überraschen.

Was, wenn ich recht habe und trotzdem nicht auf meinen Bauch höre?

Verswinde.

Sofort.

Ich öffne langsam die Tür.

Trete in den Gang.

Er ist leer.

Still bis auf das leise Summen der Neonröhren über mir.

Treppe oder Aufzug?

Am anderen Ende des Gangs bleibt der Aufzug stehen.

Ich höre, wie die Türen aufgehen. Ein Mann in einer nassen Jacke tritt aus der Kabine.

Im ersten Augenblick kann ich mich nicht von der Stelle rühren.

Kann die Augen nicht abwenden.

Er kommt auf mich zu.

Unsere Blicke kreuzen sich.

Er lächelt nicht.

Zeigt keine Emotion, außer dass sein Gesicht von abschreckender Intensität ist.

Er hebt eine Waffe, und plötzlich laufe ich in die andere Richtung, sprinte auf die Tür am Ende des Gangs zu und hoffe inständig, dass sie nicht verschlossen ist.

Ich stürze durch die Tür mit dem Notausgang-Schild, drehe mich erst um, als ich im Treppenhaus bin.

Mein Doppelgänger folgt mir.

Ich eile die Stufen hinunter, die Hand am Geländer, um nicht zu stolpern. Mein einziger Gedanke: nicht fallen, nicht fallen, nicht fallen.

Auf dem Absatz des zweiten Stocks höre ich, wie die Notausgangstür geöffnet wird. Das Echo seiner Schritte hallt durchs Treppenhaus.

Ich renne weiter nach unten.

Erreiche den ersten Stock.

Dann das Erdgeschoss, wo eine Tür mit einem Fenster in der Mitte in die Eingangshalle führt und eine andere ohne Fenster woanders hin.

Ich entscheide mich für die Tür ohne Fenster und ...

Eine Wand aus eiskalter, schneedichter Luft.

Ich stolpere ein paar Stufen hinunter und in zentimeterdicken Pulverschnee, rutsche aus.

Als ich mein Gleichgewicht wiederfinde, taucht eine Gestalt zwischen zwei Müllcontainern auf.

In einer Jacke wie der meinen.

Die Haare mit Schnee bestäubt.

Die Gestalt bin ich.

Er hat ein Messer in seiner Hand, auf der Klinge bricht sich das Licht einer nahen Straßenlaterne. Er kommt auf mich zu, das Messer auf meinen Bauch gerichtet – es ist eins, das standardmäßig in den Rucksack von Velocity Laboratories gehört.

Im allerletzten Augenblick weiche ich aus, packe ihn am Arm und schleudere ihn mit aller Kraft auf die Stufen, die ins Hotel führen.

Er knallt auf die Treppe, als über uns die Tür aufgeht. Und zwei Sekunden, bevor ich um mein Leben laufe, präge ich mir ein Bild ein, das völlig unmöglich erscheint: Eine Version von mir tritt mit einer Waffe aus der Tür ohne Fenster, eine andere Version müht sich von der Außentreppe hoch, mit den Händen hektisch nach dem Messer tastend, das im Schnee verschwunden ist.

Sind sie Partner?

Arbeiten sie zusammen, um jeden Jason zu ermorden, den sie finden können?

Ich renne zwischen den Gebäuden entlang, Schnee klatscht mir ins Gesicht, in meiner Lunge brennt es.

In der nächsten Straße blicke ich über die Schulter und sehe, wie ich von zwei Schatten verfolgt werde.

Ich kämpfe mich durch das Schneegestöber.

Niemand ist unterwegs.

Die Straßen sind leer.

Einige Türen weiter höre ich plötzlich lautstarken Lärm, fast wie eine Explosion – Menschen, die jubeln.

Ich stürze darauf zu, schiebe mich durch eine abgenutzte Holztür in eine Bar, in der die Gäste ausschließlich stehen. Ihre Gesichter haben sie einer Reihe von Flachbildschirmen zugewendet, die über dem Tresen angebracht sind. Die Bulls liefern sich im letzten Viertel einen erbitterten Kampf mit der gegnerischen Mannschaft.

Ich zwänge mich durch die Menge, lasse mich von ihr verschlucken. Sitzen kann man nirgends, doch schließlich finde ich noch einen Platz unter einer Dartscheibe.

Sämtliche Augenpaare sind auf das Spiel gerichtet, ich aber beobachte die Tür.

Der Verteidiger der Bulls verhindert einen Drei-Punkte-Wurf, und in der Bar werden Freudenschreie ausgestoßen, Fremde klatschten sich ab und umarmen sich.

Die Tür zur Bar geht auf.

Ich sehe mich selbst schneebedeckt auf der Schwelle stehen.

Er tritt ein.

Kurz verliere ich ihn aus den Augen, kann ihn erst wieder ausmachen, als Bewegung in die Menge kommt.

Was hat diese Version von Jason Dessen erlebt? Welche Welten hat er gesehen? Durch welche Hölle musste er sich kämpfen, um in dieses Chicago zu gelangen?

Er lässt den Blick durch die Menge wandern.

Hinter ihm sehe ich draußen den Schnee fallen.

Seine Augen wirken hart und kalt, aber ich frage mich, ob er über mich dasselbe sagen würde.

Als er den hinteren Teil der Bar fixiert, ducke ich mich unter die Dartscheibe und verstecke mich in einem Wald aus Beinen.

Ich lasse eine Minute verstreichen.

Als die Menge abermals brüllt, richte ich mich langsam auf.

Die Tür ist wieder geschlossen.

Mein Doppelgänger verschwunden.

Die Bulls gewinnen.

Die meisten Gäste bleiben noch, ein wenig alkoholselig und glücklich.

Es dauert eine Stunde, bis an der Bar ein Platz frei wird, und da ich nicht weiß, wohin ich gehen soll, klettere ich auf einen Hocker und bestelle ein leichtes Bier, das mein Vermögen auf weniger als zehn Dollar schrumpfen lässt.

Ich bin am Verhungern, aber da in der Bar kein Essen serviert wird, verschlinge ich Schälchen mit Nüssen und Chips, während ich mich an meinem Bier festhalte.

Ein angetrunkener Mann will mich in ein Gespräch über die Chancen der Bulls in der Nachsaison verwickeln, aber ich starre nur in mein Bier, bis er mir eine Beleidigung zuwirft und sich zu zwei Frauen umdreht, um sie zu belästigen.

Er ist laut und aggressiv.

Ein Rausschmeißer taucht auf und schleift ihn zur Tür.

Die Menge lichtet sich.

Während ich an der Bar sitze und versuche, den Lärm auszublenden, lande ich immer wieder bei derselben Idee: Ich muss Daniela und Charlie aus der Eleanor Street weglocken. Solange sie zu Hause sind, besteht die Gefahr, dass einer dieser Jasons etwas Verrücktes tut.

Aber wie?

Im Augenblick ist wahrscheinlich Jason2 bei ihnen.

Es ist mitten in der Nacht.

Auch nur in die Nähe der Eleanor Street zu gehen ist zu riskant.

Ich muss Daniela dazu bringen, das Haus zu verlassen, zu mir zu kommen.

Aber jeden Einfall, den ich habe, hat ein anderer Jason ebenso, hat ihn bereits gehabt oder wird ihn bald haben.

So kann ich unmöglich gewinnen.

Als die Tür der Bar abermals geöffnet wird, drehe ich mich um.

Eine Version von mir – Rucksack, Wolljacke, Stiefel – tritt herein, und als unsere Blicke sich treffen, spiegelt sich auf seinem Gesicht Überraschung. Er hebt beide Arme, um seinen Respekt mir gegenüber zu demonstrieren.

Gut. Vielleicht ist er nicht wegen mir da.

Wenn sich so viele Jasons in Logan Square tummeln, wie ich befürchte, ist es durchaus möglich, dass er einfach hereingestolpert ist, auf der Suche nach einer Zuflucht und Sicherheit. So wie ich.

Er kommt zur Bar und klettert auf den leeren Hocker neben mir. Seine Hände zittern vor Kälte.

Oder vor Angst.

Die Barfrau schaut uns neugierig an, als wollte sie eine Bemerkung über uns machen, doch schließlich fragt sie den Neuankömmling nur: »Was kann ich dir bringen?«

»Was er trinkt.«

Wir sehen zu, wie sie ein Pint zapft und ihm hinstellt, mit Schaum, der an den Seiten herunterläuft.

Jason hebt sein Bier.

Ich hebe meins.

Er hat eine abheilende Wunde auf der rechten Seite seines Gesichts, als hätte jemand mit einem Messer nach ihm gestochen.

Der Faden um seinen Ringfinger ist identisch mit meinem.

Wir trinken.

»Seit wann weißt du es?«

»Seit wann weißt du es?«

Wir können nicht anders, wir müssen lächeln.

Ich sage: »Heute Nachmittag. Du?«

»Gestern.«

»Ich habe das Gefühl, es wird irgendwie schwer ...«

»Den Satz des anderen nicht zu beenden?«

»Ist dir bewusst, was ich im Augenblick denke?«

»Ich kann deine Gedanken nicht lesen.«

Es ist merkwürdig – ich rede mit mir selbst, aber seine Stimme klingt nicht so, wie ich denke, dass meine klingt.

Ich sage: »Ich frage mich, wann in der Vergangenheit wir beide uns verzweigt haben. Hast du die Welt der fallenden Asche gesehen?«

»Ja. Und dann das Eis. Aus der wäre ich fast nicht mehr rausgekommen.«

»Was ist mit Amanda?«

»Wir wurden im Schneesturm getrennt.«

Ich spüre einen schmerzhaften Verlust, es fühlt sich an wie eine kleine Detonation in meinen Eingeweiden.

Ich sage: »In meiner sind wir zusammengeblieben. Haben in einem Haus Schutz gesucht.«

»In dem, das bis zu den Dachfenstern im Schnee versunken war?«

»Genau.«

»Ich habe dieses Haus auch gefunden. Mit der toten Familie darin.«

»Und wohin bist du dann ...?«

»Und wohin bist du dann ...?«

»Du zuerst«, sagt er.

Während er einen weiteren Schluck Bier trinkt, frage ich: »Wohin bist du nach der Eisswelt gegangen?«

»Direkt aus dem Würfel in den Keller dieses Kerls. Der ist total durchgedreht. Hatte eine Waffe, fesselte mich. Er hätte mich wahrscheinlich umgebracht, wenn er nicht eine meiner Ampullen genommen und beschlossen hätte, sich den Korridor selber mal anzuschauen.«

»Er ist also reingegangen und nie wieder rausgekommen?«

»Genau.«

»Und danach?«

Einen Augenblick lang wirkt sein Blick distanziert.

Er trinkt noch einen Schluck Bier.

»Dann habe ich ein paar schlimme Welten gesehen. Wirklich schlimme Welten. Dunkle Welten. Böse Orte. Wie ging es bei dir weiter?«

Ich erzähle ihm meine Geschichte, und obwohl es sich gut anfühlt, sich einmal alles von der Seele zu reden, ist es unleugbar komisch, es bei ihm zu tun.

Dieser Mann und ich waren bis vor einem Monat derselbe Mensch. Was bedeutet, dass unsere Biografie zu neunundneunzig Prozent identisch ist.

Wir sagen dasselbe. Treffen identische Entscheidungen. Erleben dieselben Ängste.

Dieselbe Liebe.

Als er die zweite Runde Bier ausgibt, kann ich den Blick nicht von ihm nehmen.

Er hat etwas an sich, das nicht ganz real ist.

Vielleicht, weil ich ihn aus einer unmöglichen Perspektive heraus betrachte – ich schaue mich selbst außerhalb meiner selbst an.

Er wirkt stark, aber auch müde, mitgenommen und nicht ohne Furcht.

Es ist, als würde man mit einem Freund sprechen, der alles von einem weiß, doch dazu kommt noch diese quälende Vertrautheit. Abgesehen vom letzten Monat gibt es zwischen uns keine Geheimnisse. Er kennt alles Schlechte, was ich getan habe. Jeden Gedanken, den ich hatte. Meine Schwächen. Meine tiefsten Ängste.

»Wir nennen ihn Jason2«, sage ich, »was impliziert, dass wir uns selbst als Jason1 betrachten. Als das Original. Aber wir können nicht beide Jason1 sein. Und da draußen gibt es noch andere, die sich wiederum für das Original halten.«

»Keiner von uns ist es.«

»Wir sind Teile eines Ganzen.«

»Facetten«, sagt er. »Einige sind nahe dran, derselbe Mann zu sein, wie du und ich es vermutlich sind. Einige sind Welten davon entfernt.«

Ich sage: »Das bringt einen dazu, sich in einem völlig anderen Licht zu sehen.«

»Ich frage mich, wer ist der ideale Jason? Existiert er überhaupt?«

»Man kann nichts anderes machen, als die beste Version von einem selbst zu leben, oder?«

»Du nimmst mir das Wort aus dem Mund.«

Die Barfrau kündigt die letzte Runde an.

Ich sage: »Nicht viele Menschen können behaupten, dass sie das getan haben.«

»Was meinst du damit? Ein Bier mit sich selbst trinken?«

»Ja.«

Er trinkt seins aus.

Ich meins.

Dann rutscht er vom Hocker und sagt: »Ich gehe als Erster.«

»Wohin willst du?«

Er zögert. »Nach Norden.«

»Ich werde dir nicht folgen. Kann ich von dir dasselbe erwarten?«

»Ja.«

»Wir können sie nicht beide haben.«

Er sagt: »Die Frage ist doch, wer sie verdient, und es kann sein, dass es darauf keine Antwort gibt. Aber wenn es zum Showdown zwischen uns beiden kommt, werde ich nicht zulassen, dass du mich davon abhältst, mit Daniela und Charlie zusammen zu sein. Es fällt mir sicher nicht leicht, aber wenn es sein muss, dann bringe ich dich um.«

»Danke für das Bier, Jason.«

Ich sehe ihm nach.

Warte fünf Minuten.

Ich bin der Letzte, der die Bar verlässt.

Es schneit noch immer.

Inzwischen liegen fast zwanzig Zentimeter Schnee auf den Straßen, und die Schneepflüge sind unterwegs.

Ich studiere meine Umgebung.

Einige Kneipenbesucher stolpern davon, aber sonst ist niemand auf den Straßen.

Ich weiß nicht, wo ich hinsoll.

Ich habe keinen Ort, wohin ich gehen kann.

Ich habe Schlüsselkarten von zwei Hotels in der Tasche, aber es wäre viel zu gefährlich, eine davon zu benutzen. Andere Jasons hätten sich inzwischen leicht Kopien davon besorgen können. Sie könnten in diesem Augenblick in meinem Zimmer sitzen und auf meine Rückkehr warten.

Dann fällt mir ein – meine letzte Ampulle ist noch in dem zweiten Hotel.

Unerreichbar für mich.

Ich gehe den Bürgersteig entlang.

Es ist zwei Uhr morgens, und meine Batterien sind fast leer. Ich bin im Reserve-Modus.

Wie viele andere Jasons laufen gerade durch diese Straßen, mit denselben Ängsten und denselben Fragen wie ich?

Wie viele wurden schon getötet?

Wie viele sind auf der Jagd?

Ich werde das Gefühl nicht los, dass ich in Logan Square nicht sicher bin, auch nicht mitten in der Nacht. In jeder kleinen Straße, an der ich vorbeikomme, in jedem düsteren Hauseingang suche ich nach jemandem, der sich bewegt, nach jemandem, der hinter mir her ist.

Nach einer halben Meile erreiche ich den Humboldt Park.

Ich stapfte durch den Schnee.

Auf eine freie Fläche.

Ich bin jenseits von müde.

Meine Beine tun mir weh.

Mein Magen knurrt vor Hunger.

Ich kann nicht mehr weiter.

In unmittelbarer Nähe ragt ein Nadelbaum in den schwarzen Himmel, seine Äste biegen sich unter der Last des Schnees.

Die untersten Äste schweben einen guten Meter über dem Boden, doch sie bieten einen gewissen Schutz vor dem Sturm.

Dicht am Stamm ist der Boden nur mit Schnee bestäubt. Ich schiebe ihn beiseite und setze mich auf der windabgewandten Seite an den Stamm.

Es ist so still.

Ich höre das entfernte Rumpeln der Schneepflüge, die sich durch die Stadt kämpfen.

Der Himmel ist neonrosa von den vielen Lichtern, die sich an den tiefhängenden Wolken brechen.

Ich wickle meine Jacke eng um mich und balle die Hände zu Fäusten, um die Kerntemperatur zu halten.

Von meinem Platz aus sehe ich die offene Fläche, auf der noch weitere vereinzelte Bäume stehen.

Im Licht einer Laterne, die einen entfernten Fußweg erhellt, schimmern die Flocken fast magisch.

Hier draußen rührt sich nichts.

Es ist kalt, aber nicht so schlimm, wie es sein könnte, wenn der Himmel wolkenlos wäre.

Ich glaube nicht, dass ich erfrieren werde.

Aber ich glaube auch nicht, dass ich schlafen werde.

Als ich die Augen schließe, kommt mir eine Idee.

Wahllosigkeit.

Wie schlägt man einen Gegner, der so konditioniert ist, dass er alles voraussieht, was man vielleicht tun könnte?

Man macht etwas völlig Wahlloses.

Etwas Ungeplantes.

Man überlegt vorher nicht, man agiert in einer Weise, bei der man keinen oder kaum einen Gedanken ans eigene Tun verschwendet.

Ein völlig unsinniger Zug beim Schachspiel, der einem um die Ohren fliegt und einen den Sieg kostet.

Aber vielleicht ist es einer, den die anderen nicht vorausgesehen haben, was einem selbst einen unerwarteten strategischen Vorteil bringt.

Warum wende ich diesen Gedankengang nicht auf meine Situation an?

Wie macht man etwas völlig Wahlloses, das sich jeder Vorwegnahme entzieht?

Irgendwie schlafe ich doch ein.

Und wache zitternd auf in einer Welt aus Grau und Weiß.

Der Schnee und der Wind haben aufgehört, und durch die laublosen Bäume sehe ich in der Ferne die Skyline, deren höchste Gebäude die Wolkenschicht berühren, die über der Stadt hängt.

Die freie Fläche ist weiß und still.

Der Morgen dämmt.

Die Straßenlaternen gehen aus.

Ich richte mich auf, meine Glieder sind unglaublich steif.

Auf meiner Jacke liegt nur eine dünne Schneeschicht.

Mein Atem bildet kleine Wölkchen.

In allen Chicagos, in denen ich bislang gewesen bin, habe ich nicht annähernd diese heitere Klarheit eines Wintermorgens erlebt.

Alle Geräusche sind gedämpft.

Die Gebäude und Bäume zeichnen sich scharf gegen das Weiß ab.

Ich denke an die sieben Millionen Menschen, die noch in ihren Betten liegen oder am Fenster stehen und zwischen den Vorhängen auf das hinausschauen, was der Schneesturm hinterlassen hat.

Diese Vorstellung hat etwas sehr Tröstliches.

Ich stemme mich unbeholfen hoch.

Ich bin mit einem verrückten Einfall aufgewacht.

Etwas, das gestern Abend in dieser Bar passiert ist, kurz bevor dieser andere Jason auftauchte, hat mich auf die Idee gebracht. Es ist nichts, worauf ich von selbst gekommen wäre, und deshalb vertraue ich dieser Idee beinahe.

Ich durchquere den Park und gehe nach Norden Richtung Logan Square.
Zu meinem Zuhause.

Ich betrete den ersten Supermarkt, den ich sehe, und kaufe mir eine Swisher-Sweets-Zigarre und ein BIC-Feuerzeug.

Es bleiben noch 8,21 Dollar.

Meine Jacke ist feucht vom Schnee.

Ich hänge sie an die Garderobe neben dem Eingang und gehe zur Theke.

Der Laden fühlt sich wunderbar authentisch an, als wäre er schon seit den Fünfzigerjahren da. Die rote Kunstlederpolsterung der Sitze und Barhocker, die gerahmten Fotos von den Stammgästen an den Wänden lassen eine ansprechende Atmosphäre aufkommen. Verstärkt wird sie dadurch, dass hier seit Jahrzehnten nichts verändert wurde. Dieser Diner atmet Fettschwaden und Kaffeegeruch und die unauslöschlichen Überbleibsel einer Zeit, als man sich noch durch Wolken von Zigarettenrauch zu seinem Tisch vorarbeitete.

Neben einigen Gästen an der Theke registriere ich in einer Sitznische zwei Polizisten, in einer anderen drei Krankenschwestern nach ihrer Schicht sowie einen alten Mann im schwarzen Anzug, der gelangweilt in seine Kaffeetasse stiert.

Ich setze mich an die Theke, nur um nah beim offenen Grill und der Wärme zu sein, die von ihm abstrahlt.

Eine uralte Kellnerin kommt zu mir.

Mit Sicherheit sehe ich obdachlos und völlig fertig aus, aber sie lässt sich nichts anmerken, verurteilt mich nicht, nimmt einfach nur meine Bestellung mit müder mittelwestlicher Höflichkeit auf.

Es fühlt sich gut an, drinnen zu sein.

Die Fenster beschlagen langsam.

Die Kälte weicht aus meinen Knochen.

Dieser Vierundzwanzig-Stunden-Diner liegt acht Blocks von meinem Haus entfernt, aber ich habe hier noch nie gegessen.

Als die Kellnerin mir Kaffee einschenkt, umfassen meine schmutzigen Finger den warmen Keramikbecher. Ich genieße es.

Alles, was ich mir leisten kann, sind dieser Kaffee, zwei Eier und ein paar Scheiben Toast.

Ich esse langsam, damit es vorhält, aber ich bin halb verhungert.

Die Kellnerin hat Mitleid mit mir und bringt mir mehr Toast, ohne dass ich ihn bezahlen muss.

Sie ist sehr freundlich.

Ich fühle mich ihretwegen noch beschissener bei dem Gedanken, was gleich passieren wird.

Ich schaue auf die Zeitanzeige meines Klapphandys, das ich einem Drogendealer abgekauft habe, um Daniela in einem anderen Chicago anzurufen. In dieser Welt kann ich damit keine Anrufe tätigen – ich glaube, dass Freiminuten im Multiversum nicht übertragbar sind.

8:15.

Jason2 ist wahrscheinlich vor zwanzig Minuten aus dem Haus gegangen, um rechtzeitig für seine Vorlesung um halb zehn auf dem Campus zu sein.

Vielleicht hat er das Haus aber auch gar nicht verlassen. Vielleicht ist er krank oder bleibt aus einem Grund zu Hause, den ich nicht vorausgesehen

habe. Das wäre eine Katastrophe. Aber es ist zu riskant, mich dem Haus zu nähern, um nachzusehen, ob er dort ist.

Ich ziehe die 8,21 Dollar aus der Tasche und lege sie auf die Theke.

Gerade genug für das Frühstück und ein geiziges Trinkgeld.

Ich trinke einen letzten Schluck Kaffee.

Dann greife ich in die Brusttasche meines Flanellhemds und ziehe die Zigarre und das Feuerzeug heraus.

Ich schaue mich um.

Der Diner ist jetzt voller Gäste.

Die beiden Polizisten, die hier waren, als ich ankam, sind gegangen, aber ein anderer Beamter sitzt in der Nische.

Meine Hände zittern unmerklich, als ich die Folie aufreiße.

Wie der Name verspricht, schmeckt das Mundende der Zigarre süßlich.

Ich brauche drei Versuche, bis das Feuerzeug funktioniert.

Ich zünde die Zigarre an, nehme einen tiefen Zug und blase den Rauch dem Koch, der dabei ist, Pfannkuchen zu backen, in den Rücken.

Anfangs bemerkt niemand etwas.

Schließlich sagt neben mir eine ältere Frau in einer Jacke, die einem Katzenfell ähnelt: »Das dürfen Sie hier drin nicht.«

Ich antworte in einer Weise, die mir völlig fremd ist: »Aber nach einem Essen gibt es doch nichts Besseres als eine Zigarre.«

Sie schaut mich durch ihre Fensterglasbrille an, als hätte ich den Verstand verloren.

Die Kellnerin tritt mit einer Kanne dampfenden Kaffees zu mir, und die Enttäuschung ist ihr ins Gesicht geschrieben. Sie schüttelt den Kopf und sagt tadelnd: »Sie wissen, dass Sie hier nicht rauchen dürfen.«

»Aber die Zigarre ist köstlich.«

»Muss ich den Geschäftsführer rufen?«

Ich nehme noch einen Zug.

Blase den Rauch aus.

Der Koch – ein muskulöser Typ mit tätowierten Armen – wendet sich mir zu und starrt mich böse an.

Ich sage zu der Kellnerin: »Super Idee. Sie sollten sofort zum Geschäftsführer gehen, denn ich mache die Zigarre nicht aus.«

Als die Kellnerin verschwindet, murmelt die alte Frau, deren Frühstück ich mit meinem Zigarrenqualm ruiniert habe: »Was für ein unhöflicher junger Mann.«

Sie wirft ihre Gabel auf den Tisch, erhebt sich von ihrem Hocker und begibt sich zur Tür.

Einige andere Gäste in meiner Nähe sind aufmerksam geworden.

Aber ich rauche weiter. Dann kommt ein Klappergestell von einem Mann mit der Kellnerin im Schlepptau aus dem Hinterzimmer des Restaurants. Er trägt schwarze Jeans, ein weißes Oxfordhemd mit Schweißflecken unter den Achseln, darüber eine einfarbige Krawatte mit gelockertem Knoten.

So derangiert, wie er aussieht, nehme ich an, dass er die Nacht durchgearbeitet hat.

Er baut sich hinter mir auf und sagt: »Ich bin Nick, der Schichtleiter. Sie dürfen hier drinnen nicht rauchen. Sie stören die anderen Gäste.«

Ich drehe mich ein wenig auf meinem Hocker und schaue ihn an. Er ist müde und verärgert. Ich fühle mich beschissen, weil ich ihm das antue, aber aufhören kann ich jetzt nicht mehr.

Ich blicke mich um, alle Augen sind auf mich gerichtet, auf dem Herd verbrennt ein Pfannkuchen.

Ich frage: »Fühlen Sie sich durch meine gute Zigarre gestört?«

Jas von allen Seiten.

Jemand nennt mich ein Arschloch.

Am anderen Ende des Diners bemerke ich eine Bewegung.

Endlich.

Der Polizist rutscht aus seiner Nische, und während er zur Theke kommt, höre ich sein Funkgerät knistern.

Er ist jung.

Ende zwanzig, würde ich sagen.

Kurz und stämmig.

Härte im Blick und auch Intelligenz.

Der Schichtleiter tritt erleichtert einen Schritt zurück.

Jetzt steht der Beamte neben mir und sagt: »Wir haben hier in der Stadt Vorschriften, und genau diese verletzen Sie jetzt.«

Ich nehme noch einen Zug von meiner Zigarre.

Der Polizist sagt: »Hören Sie, ich bin schon die ganze Nacht wach. Und viele der Gäste hier drinnen ebenso. Warum wollen Sie den Leuten ihr Frühstück vermiesen?«

»Warum wollen Sie mir meine Zigarre vermiesen?«

Kurz huscht Verärgerung über das Gesicht des Polizisten.

Seine Pupillen weiten sich.

»Machen Sie sofort die Zigarre aus. Das ist die letzte Warnung. Sonst ...«

»Sonst was?«

Er seufzt.

»Das war nicht die Antwort, die ich erhofft hatte. Stehen Sie auf.«

»Warum?«

»Weil ich Sie in eine Zelle stecke. Wenn diese Zigarre nicht in fünf Sekunden aus ist, muss ich annehmen, dass Sie sich der Verhaftung widersetzen, was bedeutet, dass ich deutlich weniger sanft sein werde.«

Ich werfe die Zigarre in meinen Kaffeebecher, und als ich aufstehe, reißt der Beamte flink die Handschellen vom Gürtel und legt sie mir an.

»Führen Sie Waffen oder Nadeln mit sich? Etwas, das mich verletzen könnte oder worüber ich Bescheid wissen sollte?«

»Nein, Sir.«

»Stehen Sie unter Drogen oder Medikamenten?«

»Nein, Sir.«

Er tastet mich ab, fasst mich dann am Arm.

Als wir zum Ausgang marschieren, applaudieren die Gäste.

Sein Streifenwagen steht direkt vor dem Eingang.

Er öffnet die hintere Tür und rät mir, auf meinen Kopf aufzupassen.

Es ist so gut wie unmöglich, elegant in den Fond eines Streifenwagens zu steigen, wenn man die Hände hinter dem Rücken gefesselt hat. Der Beamte setzt sich hinters Steuer.

Er schnallt sich an, startet den Motor und fährt auf die verschneite Straße.

Der Fond scheint auf Unbequemlichkeit ausgerichtet zu sein. Es gibt absolut keine Beinfreiheit, meine Knie drücken gegen das Gitter meines Käfigs, und die Sitze selbst bestehen aus Hartplastik, das sich wie Beton anfühlt.

Ich starre durch das ebenfalls vergitterte Fenster, sehe die vertrauten Gebäude meines Viertels vorbeiziehen und frage mich, ob mein Plan überhaupt funktionieren kann.

Wir fahren in die Tiefgarage der Polizeistation vom vierzehnten Distrikt.

Officer Hammond – den Namen kann ich an seiner Uniform ablesen – zerzt mich aus dem Wagen und führt mich durch eine stählerne Tür in einen Vernehmungsraum.

Es gibt eine Reihe Schreibtische mit Stühlen für die Gefangenen auf der einen Seite und einer Trennscheibe aus Plexiglas, die sie vom Arbeitsbereich auf der anderen abtrennt.

Der Raum riecht nach Erbrochenem und Verzweiflung, beides vom Desinfektionsmittel nur schlecht überdeckt.

So früh am Morgen gibt es hier außer mir nur noch eine Gefangene – die Frau ist an einen Tisch gekettet. Sie schaukelt vor und zurück, kratzt und zwickt sich.

Hammond durchsucht mich noch einmal und befiehlt mir dann, mich zu setzen.

Er öffnete die Schelle an meinem linken Handgelenk, befestigt sie an einem in den Tisch geschraubten Ring und sagt: »Ich muss Ihren Führerschein sehen.«

»Habe ich verloren.«

Er notiert sich das, geht anschließend auf die andere Seite des Tisches und loggt sich in den Computer ein.

Er nimmt meinen Namen auf.

Meine Sozialversicherungsnummer.

Adresse.

Arbeitgeber.

Ich frage: »Was genau wirft man mir vor?«

»Ungebührliches Verhalten und Ruhestörung.«

Hammond füllt den Festnahmebericht aus.

Nach ein paar Minuten hörte er auf zu tippen und schaut mich durch das zerkratzte Plexiglas an. »Sie wirken auf mich nicht wie ein Verrückter oder ein Arschloch. Sie haben keine Vorstrafen. Sie waren noch nie in Schwierigkeiten. Was ist in diesem Diner passiert? Es wirkt fast so, als ... *wollten* Sie verhaftet werden. Wollen Sie mir vielleicht etwas sagen?«

»Nein. Tut mir leid, dass ich Ihnen Ihr Frühstück versaut habe.«

Er zuckt mit den Achseln. »Es wird noch andere geben.«

Ich muss Abdrücke meiner Finger hinterlassen.

Ich werde fotografiert.

Hammond nimmt mir die Schuhe ab und gibt mir ein Paar Pantoffeln und eine Decke.

Als die ganze Prozedur vorüber ist, frage ich: »Wann kriege ich meinen Anruf?«

»Sofort.« Er nimmt den Hörer vom Festnetzapparat in die Hand. »Wen wollen Sie anrufen?«

»Meine Frau.«

Ich sage ihm die Nummer und sehe ihm beim Wählen zu.

Als es zu läuten anfängt, reicht er mir den Hörer über die Trennwand.

Mein Herz hämmert.

Nimm ab, Liebling. Na komm schon.

Anrufbeantworter.

Ich höre meine Stimme, aber es ist nicht meine Ansage. Ist das für Jason2 eine subtile Markierung seines Territoriums?

Zu Officer Hammond sage ich: »Sie geht nicht dran. Können Sie bitte auflegen?«

Er legt auf, kurz bevor der Signalton des Anrufbeantworters erfolgt.

»Meine Frau hat wahrscheinlich nicht abgenommen, weil sie die Nummer nicht erkannt hat. Hätten Sie was dagegen, es noch einmal zu versuchen?«

Er wählt ein zweites Mal. Es klingelt wieder.

Ich überlege – falls sie nicht antwortet, soll ich riskieren, eine Nachricht zu hinterlassen?

Nein.

Was, wenn Jason2 sie abhört? Wenn Daniela auch jetzt nicht antwortet, muss ich mir einen anderen Weg überlegen, um ...

»Hallo?«

»Daniela?«

»Jason?«

Beim Klang ihrer Stimme treten mir Tränen in die Augen. »Ja, ich bin's.«

»Von wo rufst du an? Auf der Anruferkennung steht ›Polizei von Chicago‹. Ich dachte, es geht um irgendeine Spendenaktion, deshalb habe ich nicht ...«

»Du musst mir kurz zuhören.«

»Ist alles okay?«

»Auf dem Weg zur Arbeit ist was passiert. Ich erkläre dir alles, wenn ...«

»Bist du wirklich okay?«

»Mir geht's gut, aber ich bin im Gefängnis.«

Einen Augenblick lang ist es so still in der Leitung, dass ich die Radiosendung hören kann, die bei ihr im Hintergrund läuft.

Schließlich sagt sie: »Du wurdest verhaftet?«

»Ja.«

»Weswegen?«

»Du musst kommen und eine Kautions für mich hinterlegen.«

»Mein Gott. Was hast du getan?«

»Hör zu, ich habe nicht die Zeit, es dir jetzt zu erklären. Das ist der eine Telefonanruf, der mir zusteht.«

»Soll ich einen Anwalt rufen?«

»Nein, komm nur so schnell wie möglich. Ich bin auf dem Revier im vierzehnten Distrikt. Die Polizeistation liegt an der ...« Ich blicke Hammond fragend an.

»North California Avenue.«

»North California Avenue. Und bring dein Scheckbuch mit. Ist Charlie schon in der Schule?«

»Ja.«

»Ich will, dass du ihn abholst und mitbringst. Das ist sehr ...«

»Auf gar keinen Fall.«

»Daniela ...«

»Ich nehme nicht meinen Sohn mit, um seinen Vater aus dem Gefängnis zu holen. Was zum Teufel ist denn passiert, Jason?«

Officer Hammond klopft mit den Knöcheln aufs Plexiglas und fährt sich mit dem Zeigefinger über die Kehle.

Ich sage: »Meine Zeit ist um. Bitte komm so schnell wie möglich.«

»Okay.«

»Liebling?«

»Was?«

»Ich liebe dich so sehr.«

Sie legt auf.

Meine einsame Arrestzelle besteht aus einer dünnen Matratze auf einem Betonsockel.

Toilette.

Waschbecken.

Kamera über der Tür, die mich beobachtet.

Ich liege auf der Pritsche, die Decke über mich gezogen, und starre zur Decke hoch, wie es vermutlich schon viele getan haben, nachdem sie in ihrer Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit falsche Entscheidungen getroffen haben.

Unzählige Dinge gehen mir durch den Kopf, die schiefgehen und Daniela sehr leicht davon abhalten könnten, die Polizeistation zu betreten.

Sie könnte Jason2 auf seinem Handy anrufen.

Er könnte sie zwischen zwei Vorlesungen anrufen, um einfach nur Hallo zu sagen.

Einer der anderen Jasons könnte beschließen, gerade jetzt in Aktion zu treten.

Wenn nur eins davon passiert, fliegt mir mein Plan spektakulär um die Ohren.

Ich bekomme Bauchschmerzen.

Mein Herz rast.

Ich versuche, mich zu beruhigen, kann aber gegen die Angst nichts ausrichten.

Ich frage mich, ob einer meiner Doppelgänger mein Vorhaben vorausgesehen hat. Ich versuche mich mit dem Gedanken zu trösten, dass das ziemlich unmöglich ist. Wenn ich gestern Abend nicht diesen Besoffenen gesehen hätte, wie er diese Frauen aggressiv anmachte und dann vom Rausschmeißer vor die Tür gesetzt wurde, wäre ich nie auf die Idee gekommen, mich verhaften zu lassen. Ein Trick, um Daniela und Charlie in eine sichere Umgebung zu locken.

Was zu dieser Entscheidung geführt hatte, war ein Erlebnis, das nur ich hatte.

Aber da könnte ich mich auch irren.

Ich könnte mich so ziemlich in allem irren.

Ich stehe auf, gehe zwischen Toilette und Bett auf und ab, aber viel Platz ist nicht in dieser zwei mal drei Meter großen Zelle. Und je länger ich auf

und ab gehe, desto näher scheinen die Wände zu rücken, bis ich schließlich die Enge in der Zelle als Enge in der Brust spüre.

Das Atmen fällt mir immer schwerer.

Ich gehe zu dem winzigen Fenster in der Tür, das sich auf Augenhöhe befindet.

Das Weinen einer Frau in einer der Nachbarzellen hallt von den Betonwänden wider.

Es klingt, als wäre sie jenseits aller Hoffnung.

Ich kehre zum Bett zurück, rolle mich unter der Decke zusammen, starre die Wand an und versuche an nichts zu denken. Aber das ist unmöglich.

Es ist, als wären schon Stunden vergangen.

Warum dauert das nur so lange?

Mir fällt nur eine Erklärung ein.

Etwas ist passiert.

Sie kommt nicht.

Die Tür zu meiner Zelle öffnet sich mit einem mechanischen Ruck. Das Geräusch treibt meinen Herzschlag in die Höhe.

Ich setze mich auf.

Der milchgesichtige Beamte, der in der Tür steht, sagt: »Gehen Sie nach Hause, Mr Dessen. Ihre Frau hat eben eine Kautions hinterlegt.«

Er führt mich wieder in den Raum, in dem meine Identität aufgenommen wurde. Ich unterschreibe irgendwelche Papiere, die ich mir nicht einmal durchlese.

Dann erhalte ich meine Schuhe zurück und werde durch eine Reihe von Korridoren geführt.

Als ich die Tür am Ende des letzten Gangs aufstoße, stockt mir der Atem. Ich spüre, wie Tränen in mir aufsteigen.

Ich habe mir viele Orte vorgestellt, wo unsere Wiederbegegnung stattfinden könnte, der Vorraum einer Bezirkspolizeistation gehörte ganz bestimmt nicht dazu.

Daniela erhebt sich von ihrem Stuhl.

Keine Daniela, die mich nicht kennt oder mit einem anderen Mann oder einer anderen Version von mir verheiratet ist.

Meine Daniela.

Die eine, die einzige.

Sie trägt das Hemd, in dem sie manchmal malt – ein ausgewaschenes blaues Button-Down-Hemd mit Öl- und Acrylspritzern –, und als sie mich sieht, runzelt sie die Stirn, verwirrt und ungläubig.

Ich laufe quer durch die Lobby auf sie zu und umarme sie. Sie sagt meinen Namen, sagt ihn, als würde irgendetwas nicht stimmen, aber ich lasse sie nicht los, weil ich nicht loslassen kann. Ich denke: Wie viele Welten habe ich erkundet, wie viele Dinge getan, ertragen, durchlitten, nur um wieder diese Frau zu umarmen.

Ich kann nicht glauben, wie gut es sich anfühlt, sie zu berühren.

Dieselbe Luft wie sie zu atmen.

Sie zu riechen.

Ihre Haut an der meinen zu spüren.

Ich nehme ihr Gesicht in beide Hände.

Ich küsse sie auf den Mund.

Diese Lippen – fast unerträglich weich.

Aber sie löst sich von mir.

Stirnrunzelnd drückt sie mir die Hände auf die Brust und schiebt mich weg.

»Man hat mir gesagt, du wurdest verhaftet, weil du in einem Restaurant eine Zigarre geraucht hast und weil du sie nicht ...« Sie beendet den Satz nicht. Sie betrachtet mein Gesicht, äußerst skeptisch, fährt mit den Fingern über einen zwei Wochen alten Bart. Natürlich stimmt mit dem Gesicht etwas nicht – es ist nicht das, welches sie beim Aufwachen gesehen hat. »Heute Morgen hattest du noch keinen Bart, Jason.« Sie mustert mich von oben bis unten. »Du bist so dünn.« Sie berührt mein zerlumptes,

schmutziges Hemd. »Und das sind nicht die Sachen, in denen du heute aus dem Haus gegangen bist.«

Sie versucht das alles zu verstehen, schafft es aber nicht.

»Hast du Charlie dabei?«, frage ich.

»Nein. Ich habe dir doch gesagt, dass ich ihn nicht mitbringen werde. Verliere ich jetzt den Verstand, oder ...«

»Du verlierst nicht den Verstand.«

Ich fasse sie sanft am Arm und ziehe sie zu zwei Stühlen mit gerader Lehne in einem kleinen Wartebereich.

Ich sage: »Setzen wir uns für eine Minute.«

»Ich will mich nicht setzen, ich will, dass du ...«

»Bitte, Daniela.«

Wir setzen uns.

»Vertraust du mir?«, frage ich.

»Ich weiß nicht. Das alles ... macht mir Angst.«

»Ich werde es dir erklären, aber zuerst musst du uns ein Taxi rufen. Von einem privaten Dienst.«

»Mein Auto steht nur zwei Blocks ...«

»Wir gehen nicht zu deinem Auto.«

»Warum nicht?«

»Für uns ist es draußen nicht sicher.«

»Wovon redest du?«

»Daniela, bitte, vertrau mir einfach.«

Anfangs denke ich, sie bleibt störrisch, doch stattdessen holt sie ihr Handy heraus, öffnet eine App und bestellt ein Taxi.

Dann schaut sie mich an und sagt: »Erledigt. In drei Minuten ist es da.«

Ich schaue mich in dem Wartebereich um.

Der Beamte, der mich hierhergebracht hat, ist verschwunden, und im Augenblick sind wir neben der Frau am Empfang die einzigen Menschen im Raum. Und da sie hinter einer dicken Wand aus Sicherheitsglas sitzt, bin ich mir ziemlich sicher, dass sie uns nicht hören kann.

Ich sehe Daniela an.

»Was ich dir jetzt gleich sagen werde, klingt verrückt. Du wirst abermals glauben, ich hätte den Verstand verloren, aber das habe ich nicht. Erinnerst du dich noch an den Abend von Ryans Feier im Village Tap? Er hat diesen Preis erhalten?«

»Ja. Das war vor über einem Monat.«

»Als ich an diesem Abend unser Haus verließ, habe ich dich zum letzten Mal gesehen – bis vor fünf Minuten, als ich durch diese Tür kam.«

»Jason, ich habe dich seit diesem Abend jeden Tag gesehen.«

»Dieser Mann bin nicht ich.«

Ihre Augen verdunkeln sich.

»Wovon redest du?«

»Er ist eine andere Version von mir.«

Sie kneift ihre Lider zusammen.

»Ist das eine Art Trick? Oder ein Spiel, das du mit mir treibst? Weil ...«

»Kein Trick. Kein Spiel.«

Ich nehme ihr das Handy aus der Hand und schaue auf die Uhr. »Es ist 12:18. Er müsste in meinem Büro sein.«

Ich tippe die Nummer meines Direktanschlusses auf dem Campus ein und gebe Daniela das Telefon.

Es klingelt zweimal, und dann höre ich, wie sich meine Stimme meldet: »Hallo, meine Schöne. Ich habe eben an dich gedacht.«

Danielas Mund geht langsam auf.

Sie sieht aus, als würde ihr gleich schlecht.

Ich schalte auf Lautsprecher und forme mit den Lippen: »Sag was.«

Sie sagt: »Hi. Wie war dein Tag so bis jetzt?«

»Gut. Die Vorlesung ist geschafft, und gleich kommen ein paar Studenten in die Sprechstunde. Alles okay?«

»Ähm, ja. Ich wollte nur ... wollte nur deine Stimme hören.«

Ich nehme ihr das Handy aus der Hand und schalte es auf stumm.

Jason sagt: »Ich kann nicht aufhören, an dich zu denken.«

Ich blicke Daniela an: »Sag ihm, dass du dir was überlegt hast und dass du, weil ihr letztes Weihnachten eine so tolle Zeit auf den Keys hattet, wieder dorthin willst.«

»Wir waren letztes Weihnachten doch gar nicht auf den Keys.«

»Das weiß ich, er aber nicht. Ich will dir beweisen, dass er nicht der Mann ist, für den du ihn hältst.«

Mein Doppelgänger fragt: »Daniela, bist du noch dran?«

Sie schaltet das Handy wieder auf laut. »Ja, ich bin noch da. Der eigentliche Grund für meinen Anruf ...«

»Du wolltest also nicht nur mein Liebesgeflüster hören?«

»Ich habe an unser letztes Weihnachten auf den Keys gedacht und wie viel Spaß wir hatten. Ich weiß, das Geld ist knapp, aber wie wär's, wenn wir noch einmal dort hinfahren?«

Jason zögert keinen Augenblick.

»Auf jeden Fall. Was immer du willst, Liebling.«

Daniela blickt mich an, während sie weitertelefoniert: »Meinst du, wir können wieder in dasselbe Haus? Das weiß-rosafarbene, das direkt am Strand lag? Das war einfach genial.«

Beim letzten Wort bricht ihr die Stimme, und ich befürchte, dass sie gleich die Fassung verliert. Aber irgendwie schafft sie es, ihr Lügengebäude aufrechtzuerhalten.

»Wir kriegen das schon hin«, sagt er.

Jetzt zittert ihre Hand.

Ich möchte diesen Kerl ganz langsam in Stücke reißen.

Jason sagt: »Liebling, draußen im Gang wartet ein Student auf mich, deshalb muss ich jetzt Schluss machen.«

»Okay.«

»Ich sehe dich dann heute Abend.«

Nein, das wirst du nicht.

»Bis heute Abend, Jason.«

Sie legt auf.

Ich fasse nach ihrer Hand: »Schau mich an.«

Sie wirkt verloren, verwirrt.

Ihr Handy klingelt.

Auf dem Touchscreen erscheint die Nachricht, dass unser Taxi da ist.

Ich sage: »Ich werde dir alles erklären, aber jetzt müssen wir schnell unseren Sohn abholen.«

»Ist Charlie in Gefahr?«

»Das sind wir alle.«

Das scheint sie in die Gegenwart zurückzuholen.

Ich helfe ihr hoch.

Wir gehen in Richtung Ausgang.

Knapp sieben Meter entfernt steht ein schwarzer Escalade an der Straße.

Ich stoße die Türen auf und ziehe Daniela zu dem SUV.

Vom Sturm der letzten Nacht ist nichts mehr zu sehen, zumindest nicht am Himmel. Ein stürmischer Nordwind hat die Wolken vertrieben und für einen strahlenden Wintertag gesorgt.

Ich steige nach Daniela ein, die dem Fahrer im schwarzen Anzug die Adresse von Charlies Schule gibt.

»Bitte fahren Sie, so schnell Sie können.«

Die Fenster sind dunkel getönt, und als der Wagen sich in Bewegung setzt, sage ich zu Daniela: »Du solltest Charlie eine Nachricht schreiben, ihm sagen, dass wir kommen und er sich fertig machen soll.«

Sie nimmt ihr Handy, doch ihre Hände zittern zu sehr, um einen Text tippen zu können.

»Lass mich das machen.«

Ich nehme ihr das Handy ab, öffne die Nachrichten-App, suche den letzten Gesprächsverlauf zwischen ihr und Charlie.

Ich tippe:

Dad und ich kommen dich gleich von der Schule abholen. Zum Abmelden ist keine Zeit. Sag einfach, dass du aufs Klo musst, und

komme vorne raus. Wir sind in dem schwarzen Escalade. Bis in zehn Minuten.

Unser Chauffeur biegt in eine geräumte Straße ein, die von der Wintersonne beschienen wird.

Nach ein paar Blocks fahren wir an Danielas marineblauem Honda vorbei.

Zwei Autos weiter sehe ich einen Mann, der genauso aussieht wie ich, hinter dem Steuer eines weißen Transporters.

Ich schaue durchs Heckfenster.

Hinter uns ist ein Auto, aber es ist zu weit weg, um zu erkennen, wer es fährt.

»Was ist los?«

»Ich will nur sichergehen, dass uns keiner folgt.«

»Wer sollte uns folgen?«

Ihr Handy vibriert, als eine Nachricht eintrifft. Sie rettet mich vor einer Antwort.

Charlie schreibt:

Alles okay?

Ich antworte:

Alles bestens. Erklärung folgt, wenn wir da sind.

Dann nehme ich Daniela in den Arm und ziehe sie an mich.

Sie sagt: »Ich komme mir vor wie in einem Albtraum, aus dem ich nicht aufwachen kann. Was ist eigentlich los?«

»Wir fahren an einen sicheren Ort«, flüstere ich. »Wo wir ungestört reden können. Dann erzähle ich dir und Charlie alles.«

Charlies Schule ist ein ausgedehnter Backsteinkomplex, der aussieht wie eine Mischung aus Irrenhaus und Spukschloss.

Er sitzt auf der Vordertreppe, als wir vor dem Tor halten, und schaut auf sein Handy.

Ich sage Daniela, sie soll im Wagen warten, dann steige ich aus und eile zu meinem Sohn.

Er steht auf, verwirrt von meiner Hast.

Von meinem Aussehen.

Ich stürze zu ihm, drücke ihn fest an mich und sage: »O Gott, wie ich dich vermisst habe«, bevor ich es mir verkneifen kann.

»Was tust du hier?«, fragt er. »Warum das Auto?«

»Komm, wir müssen los.«

»Wohin?«

Aber statt ihm eine Antwort zu geben, packe ich ihn nur am Arm und ziehe ihn zur offenen Tür des Escalade.

Er steigt zuerst ein, ich folge ihm.

Der Chauffeur dreht sich um und fragt mit hartem russischen Akzent: »Wohin jetzt?«

Ich habe mir das schon auf der Fahrt vom Revier hierher überlegt – irgendetwas Belebtes, wo wir, falls einer der anderen Jasons hinter uns her ist, ganz leicht in der Menge untertauchen können. Doch jetzt habe ich Zweifel an meiner Wahl. Mir fallen drei Alternativen ein – das Lincoln Park Conservatory, die Aussichtsplattform vom Lincoln Tower und der Rosehill Cemetery. Der Friedhof scheint mir die sicherste Option zu sein, die, die man nicht unbedingt erwartet. Aber auch der Willis Tower und der Lincoln Park haben ihre Vorzüge. Am Ende kehre ich zu meiner ersten Wahl zurück.

Ich sage: »Water Tower Place.«

Schweigend durchqueren wir die Stadt.

Als die Gebäude im Zentrum näher rücken, vibriert Danielas Handy.

Sie schaut auf ihr Display, um die Nachricht zu lesen, die sie erhalten hat. Sie ist von einer 773-Nummer, die ich nicht kenne:

Daniela, hier Jason. Ich schreibe dir von einer fremden Nummer, aber ich erkläre dir alles, wenn ich dich sehe. Euch beiden, also dir und Charlie. Wo seid ihr? Bitte ruf mich so schnell wie möglich zurück. Ich liebe dich so sehr.

Daniela sieht total verängstigt aus.

Die Luft im Auto vibriert vor Spannung.

Unser Fahrer biegt auf die Michigan Avenue ein, auf der sich der Verkehr wie immer um die Mittagszeit staut.

Der gelbe Kalkstein des Chicago Water Tower ragt in der Ferne in die Höhe, doch er wirkt zwergenhaft neben den Wolkenkratzern der Umgebung, die die Magnificent Mile säumen.

Der Escalade hält vor dem Haupteingang, aber ich bitte den Fahrer, uns ins Untergeschoss zu bringen.

Von der Chestnut Street gelangen wir in eine Tiefgarage.

Vier Etagen weiter unten bitte ich ihn, vor einer Reihe Aufzüge zu halten.

Nach meiner Einschätzung sind uns keine Autos gefolgt.

Beim Zuschlagen der Wagentüren zucke ich zusammen.

Water Tower Place ist ein Einkaufszentrum auf acht Ebenen, viele Boutiquen und Geschäfte mit Luxuswaren sind um ein Atrium aus Chrom und Glas angeordnet.

Wir fahren hoch in ein Zwischengeschoss mit Restaurants. Das Schneewetter hat die Leute in die Mall getrieben, und für einen Augenblick fühle ich mich vollkommen anonym.

Wir suchen uns eine Bank in einer ruhigen Ecke, ein wenig abseits vom Einkaufstrubel.

Als ich mich zwischen Daniela und Charlie niederlasse, denke ich an all die anderen Jasons, die gerade durch Chicago irren und bereit sind, alles zu tun, sogar zu töten, nur um dort zu sein, wo ich jetzt bin.

Ich atme tief durch.

Wo soll ich anfangen?

Ich stecke Daniela eine lose Haarsträhne hinters Ohr.

Ich wende mich Charlie zu.

Ich sage, wie sehr ich sie liebe.

Dass ich durch die Hölle gegangen bin, um hier bei ihnen sein zu können.

Mit meiner Entführung an jenem Oktoberabend fange ich an, als ich mit Waffengewalt gezwungen wurde, zu einem verlassenen Kraftwerk im Süden Chicagos zu fahren.

Ich erzähle von meiner Angst, ermordet zu werden, von meinem Aufwachen in einem mysteriösen Wissenschaftslabor, wo Leute, die ich noch nie gesehen hatte, mich nicht nur zu kennen schienen, sondern auch meine Rückkehr erwarteten.

Gebannt lauschen sie den Details meiner Flucht aus den Velocity Laboratories in dieser Nacht, wollen alles von meiner Rückkehr ins Haus an der Eleanor Street wissen, einem Zuhause, das nicht mein Zuhause war. Das Haus bewohnte ich allein, und mein Leben hatte ich der Forschung gewidmet.

Es war eine Welt, in der Daniela und ich nicht verheiratet waren und es Charlie nicht gab.

Ich berichte Daniela von ihrer Doppelgängerin, die ich anlässlich einer Kunstinstallation in Bucktown getroffen hatte.

Wie sie mich gefasst und in einem Labor gefangen gehalten hatten.

Wie ich mit Amanda in den Kubus geflohen war.

Ich beschreibe das Multiversum.

Jede Tür, durch die ich getreten bin.

Jede zerstörte Welt.

Jedes Chicago, das nur annähernd mein Chicago war, mich aber Schritt für Schritt meinem Zuhause näher brachte.

Es gibt Sachen, die ich auslasse.

Dinge, die zu sagen ich mich nicht überwinden kann.

Die beiden Nächte, die ich nach der Vernissage mit Daniela verbrachte.

Die beiden Male, als ich sie sterben sah.

Irgendwann einmal werde ich davon erzählen, dann, wenn die Zeit dafür reif ist.

Ich versuche mir vorzustellen, wie es für Daniela und Charlie sein muss, diese Geschichte zu hören.

Als Daniela Tränen übers Gesicht laufen, frage ich: »Glaubst du mir?«

»Natürlich glaube ich dir.«

»Charlie?«

Mein Sohn nickt, aber seine Augen sind leer, starr auf die vorbeiziehenden Passanten gerichtet. Ich frage mich, wie viel von dem, was ich gesagt habe, bei ihm tatsächlich angekommen ist.

Wie kann ein junger Mensch so etwas überhaupt verarbeiten?

Daniela wischt sich die Augen und sagt: »Ich will nur ganz sicher sein, dass ich genau verstehe, was du sagst. An diesem Abend, als du zu Ryan Holders Feier gingst, hat dieser andere Jason also dein Leben gestohlen? Er steckte dich in diesen Würfel und schickte dich in seine Welt, damit er in dieser leben konnte? Mit mir?«

»Genau das will ich damit sagen.«

»Das heißt, der Mann, mit dem ich die letzten Wochen verbracht habe, ist ein Fremder?«

»Nicht völlig. Ich glaube, er und ich waren bis vor fünfzehn Jahren dieselbe Person.«

»Was ist vor fünfzehn Jahren passiert?«

»Du hast gesagt, dass du mit Charlie schwanger bist. Das Multiversum existiert, weil jede Entscheidung, die wir treffen, eine Weggabelung erzeugt, die in eine Parallelwelt führt. Dieser Abend, als du mir gesagt hast, dass du schwanger bist, passierte nicht nur auf die Art, wie wir beide sie in Erinnerung haben. Er entfaltete sich zu einer Vielzahl von Permutationen. In einer Welt, derjenigen, in der wir jetzt leben, haben du und ich beschlossen, ein gemeinsames Leben zu führen. Wir haben geheiratet, Charlie bekommen, uns ein Zuhause geschaffen. In einer anderen habe ich beschlossen, dass es für mich nicht der richtige Weg ist, schon mit Ende

zwanzig Vater zu werden. Ich hatte Angst, dass meine Arbeit dann umsonst wäre, dass meine Ambitionen brachliegen würden.

Es gibt also eine Version unseres Lebens, in der wir das Baby nicht behielten. Du bist weiter deiner Kunst nachgegangen und ich meiner Wissenschaft. Und schließlich haben wir uns getrennt. Dieser Mann, die Version von mir, die den letzten Monat mit dir verbrachte – er hat den Würfel gebaut.«

»Der eine größere Version jenes Würfels ist, an dem du gearbeitet hast, als wir uns kennenlernten?«

»Genau. Und irgendwann erkannte er, dass er für seine Arbeit alles aufgegeben hat. Er bedauerte die Entscheidung, die er vor fünfzehn Jahren getroffen hatte. Aber der Würfel kann einen nicht in die Vergangenheit oder in die Zukunft bringen. Er verbindet einzig alle möglichen Welten im selben Augenblick, der Gegenwart. Also suchte er so lange, bis er meine Welt gefunden hatte. Und tauschte mein Leben gegen seins ein.«

Daniela wirkt zutiefst schockiert, ich kann aber auch Abscheu in ihren Augen erkennen.

Sie erhebt sich von der Bank und rennt zu den Toiletten.

Charlie will ihr folgen, aber ich lege ihm eine Hand auf die Schulter.
»Gib ihr eine Minute.«

»Ich hab gewusst, dass irgendwas nicht stimmt.«

»Wie meinst du das?«, frage ich.

»Du – na ja, nicht du, *er* hatte so eine andere Energie. Wir haben mehr geredet, vor allem beim Abendessen. Er war einfach ... Ich weiß auch nicht.«

»Wie war er?«

»Anders.«

Fragen rasen durch meinen Kopf.

War er lustiger?

Ein besserer Vater?

Ein besserer Ehemann?

War das Leben mit dem Betrüger aufregender?

Aber ich habe Angst, dass die Antworten mir nicht gefallen könnten.

Daniela kommt zurück.

So blass.

Als sie sich wieder setzt, frage ich: »Alles in Ordnung?«

»Mich beschäftigt noch etwas.«

»Was?«

»Heute Vormittag, als du dich hast verhaften lassen – hast du das getan, damit ich zu dir komme?«

»Ja.«

»Warum? Warum bist du nicht einfach ins Haus gekommen, nachdem ...? Mein Gott, ich weiß nicht mal, wie ich ihn nennen soll.«

»Jason2.«

»... nachdem Jason2 gegangen war?«

»Hier werden die Dinge richtig verrückt.«

Charlie fragt: »Sind sie nicht schon jetzt verrückt?«

»Ich war nicht die einzige ...« Es klingt völlig hirnrissig, es überhaupt nur auszusprechen.

Aber ich muss es ihnen sagen.

»Nicht die einzige ...?«, hakt Daniela nach.

»Ich bin nicht die einzige Version von mir, die es in diese Welt geschafft hat.«

»Was soll das heißen?«

»Auch andere Jasons haben es geschafft.«

»Was für andere Jasons?«

»Es existieren weitere Versionen von mir, die in diesem Labor in den Würfel geflüchtet sind, aber andere Wege im Multiversum eingeschlagen haben.«

»Wie viele?«, fragt Charlie.

»Ich weiß es nicht. Möglicherweise sehr viele.«

Ich erzähle, was in dem Sportgeschäft und im Chatroom passiert ist. Von dem Jason, der mich in meinem Hotelzimmer aufspürte, und dem, der mich mit einem Messer angriff.

Aus der Verwirrung wird bei Daniela und Charlie nackte Angst.

Ich sage: »Das ist der Grund, warum ich mich verhaften ließ. Es ist davon auszugehen, dass euch viele Jasons beobachtet, beschattet, jede eurer Bewegungen verfolgt haben, um herauszufinden, was sie tun sollen. Ich musste euch zu mir und an einen sicheren Ort locken. Deshalb habe ich dich den privaten Fahrdienst anrufen lassen. Ich weiß, dass mindestens eine Version von mir dir, Daniela, bis zum Polizeirevier gefolgt ist. Ich habe ihn gesehen, als wir an deinem Honda vorbeifuhren. Deshalb wollte ich, dass du Charlie mitbringst. Aber es ist nicht mehr wichtig. Wir sind zusammen hier und in Sicherheit, und jetzt kennt ihr beide die Wahrheit.«

Daniela braucht einen Augenblick, um ihre Stimme wiederzufinden.

Leise sagt sie: »Diese anderen ... Jasons ... wie sind die so?«

»Was willst du wissen?«

»Haben sie alle deine Vorgeschichte? Sind sie im Wesentlichen du?«

»Ja. Bis zu dem Augenblick, als ich das Multiversum betrat. Danach hat jeder andere Erfahrungen gemacht.«

»Aber ein paar sind genauso wie du? Versionen meines Ehemanns, die mit aller Kraft darum gekämpft haben, in diese Welt zu kommen? Die nichts mehr wollen, als wieder mit mir zusammen zu sein? Mit Charlie?«

»Ja.«

Sie kneift die Augen zusammen.

Wie muss das für sie sein, all das zu erfahren?

Es ist ihr anzusehen, dass sie die Unmöglichkeit des Ganzen zu begreifen versucht.

»Daniela, schau mich an.«

Ich blicke in ihre Augen, in denen Tränen schimmern.

Ich sage: »Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch. Aber die anderen ebenfalls, nicht wahr? Genauso sehr wie dich?«

Es zieht mir den Boden unter den Füßen weg, als ich diese Worte höre.

Ich kann ihr keine Antwort geben.

Ich betrachte die Menschen in unserer unmittelbaren Umgebung und frage mich, ob wir beobachtet werden.

Das Zwischengeschoss ist inzwischen noch voller geworden.

Ich sehe eine Frau mit einem Kinderwagen.

Junge Liebespaare, die durch das Einkaufszentrum schlendern, Händchen haltend und Eis schleckend, versunken in ihrem Glück.

Einen alten Mann, der hinter seiner Frau her schlurft und dessen Gesichtsausdruck zu sagen scheint: *Bitte, ich möchte nach Hause.*

Hier sind wir nicht wirklich sicher.

Wir sind nirgendwo in dieser Stadt sicher.

Ich frage: »Vertraust du mir?«

Sie zögert, blickt Charlie an.

Dann wieder mich.

»Ja«, sagt sie. »Ich vertraue dir.«

»Gut.«

»Und was machen wir jetzt?«

VIERZEHN

Wir fliehen mit nichts als unseren Kleidern am Körper und einer Menge Geld, das wir von unseren Giro- und Sparkonten abgehoben haben. Den Leihwagen bezahlt Daniela noch mit unserer Kreditkarte, doch für alle weiteren Transaktionen brauchen wir Bargeld. Auf diese Weise kann man uns nicht so leicht aufspüren.

Am Nachmittag fahren wir durch Wisconsin.

Weiden, die sich in sanften Wellen ausbreiten.

Kleinere Hügel.

Rote Scheunen. Silos, die eine ländliche Skyline bilden.

Rauch steigt aus Kaminen von Farmhäusern.

Alles funkelt unter einer frischen Schneedecke, und der Himmel ist von einem strahlenden Winterblau.

Da ich die Highways meide, kommen wir nur langsam voran.

Wir schleichen über Landstraßen.

Biegen ungeplant ab, da wir kein bestimmtes Ziel haben.

Bei einem Tankstopp zeigt Daniela mir ihr Handy. Unzählige verpasste Anrufe und Nachrichten, alle von Nummern mit den Chicagoer Vorwahlen 773, 847 und 312.

Ich öffne die Nachrichten-App.

Dani, hier Jason, bitte ruf sofort diese Nummer an.

Daniela, hier Jason. Zuerst einmal, ich liebe dich. Ich habe dir so viel zu sagen. Ruf mich an, sobald du diese Nachricht liest.

Daniela, du wirst von einer ganzen Reihe anderer Jasons hören, es ist bestimmt bereits passiert. Du musst ja schon ganz wirr im Kopf sein. Ich bin der deine. Du bist die meine. Ich liebe dich für immer. Ruf mich bitte an!

Daniela, der Jason, mit dem du gerade zusammen bist, ist ein Betrüger. Ruf mich an.

Daniela, du und Charlie, ihr seid nicht sicher. Der Jason, der bei dir ist, ist nicht der, für den du ihn hältst. Ruf mich sofort an.

Keiner liebt dich so wie ich. Ruf mich an, Daniela. Bitte. Ich flehe dich an. Liebe dich.

Ich werde sie alle für dich töten! Ich bringe alles wieder in Ordnung. Du musst es nur sagen. Ich tue alles für dich.

Ich höre auf zu lesen, blockiere jede der Nummern und lösche die Nachrichten.

Doch ein Text fällt mir ins Auge.

Er kommt nicht von einer unbekannten Nummer.

Er ist von *Jason*.

Meine Handynummer. Er hatte die ganze Zeit mein Telefon. Seit dem Abend, als er mich verschleppte.

Du bist nicht zu Hause, du gehst nicht an dein Handy.

Anscheinend weißt du es. Ich kann nur sagen, dass ich dich liebe.

Das ist der Grund. Diese letzten Wochen waren die besten meines Lebens. Bitte ruf mich an. Hör mich an.

Ich schalte ihr Handy aus und sage Charlie, er soll auch seins ausmachen.
»Wir müssen sie von jetzt an ausgeschaltet lassen. Jeder von denen könnte

uns sonst aufspüren.«

Als aus dem Nachmittag Abend wird und die Sonne langsam untergeht, fahren wir in die Northwoods hinein.

Die Straße ist leer.

Gehört uns.

Schon oft haben wir Sommerurlaube in Wisconsin verbracht, aber so weit nördlich waren wir noch nie. Und noch nie im Winter. Wir fahren Meilen, ohne irgendeine Spur von Zivilisation zu entdecken, und jede Stadt, durch die wir kommen, wirkt kleiner als die vorherige – Kreuzungen am Ende der Welt.

Das Schweigen in unserem Jeep Cherokee hält sich schon seit geraumer Zeit, und ich weiß nicht so recht, wie ich es brechen soll.

Oder genauer gesagt, ob ich den Mut dazu habe.

Von Geburt an bekommt man erzählt, dass man einzigartig sei. Ein Individuum. Dass niemand auf dem Planeten so ist wie man selbst.

Das ist die Hymne der Menschheit.

Aber für mich stimmt das nicht mehr.

Wie kann Daniela mich mehr lieben als die anderen Jasons?

Sie sitzt neben mir auf dem Beifahrersitz. Ich schaue sie an und frage mich, was sie über mich denkt, was sie für mich empfindet.

Verdammt. Sogar was *ich* über mich denke, steht zur Debatte.

Still betrachtet sie den Wald, der am Fenster des Jeeps vorbeizieht.

Ich fasse nach ihrer Hand.

Sie sieht kurz zu mir und dann wieder zum Fenster hinaus.

Als der Abend dämmert, erreichen wir ein Städtchen namens Ice River, das sich angemessen abgelegen anfühlt.

Wir essen Fastfood, danach versorgen wir uns in einem Laden mit Nahrungsmitteln und anderen notwendigen Dingen.

Chicago können wir nicht einfach abhaken.

Es bleibt in unseren Köpfen.

Im Gegensatz zu Ice River.

Das Zentrum der Stadt ist recht überschaubar. Wir fahren an verlassenen Läden mit vernagelten Schaufenstern vorbei. Im nächsten Moment sehe ich die Gebäude und Lichter der Ortschaft nur noch im Seitenspiegel. Wir rollen durch Wald und Dunkelheit, während unsere Scheinwerfer über hohe, dicht an der Straße stehende Kiefern huschen.

Im Licht gleitet die Fahrbahn unter uns dahin.

Keine anderen Autos sind unterwegs.

Ich nehme die dritte Abzweigung, gut eine Meile außerhalb von Ice River, eine einspurige, verschneite Straße.

Schließlich taucht ein Holzhaus auf. Es scheint perfekt zu sein. Genau das, wonach ich Ausschau gehalten habe.

Wie die meisten Behausungen am See wirkt es um diese Jahreszeit unbewohnt.

Es ist winterfest verriegelt.

Ich schalte den Motor aus.

Es ist sehr dunkel um uns herum, sehr still.

Ich sage zu Daniela: »Ich weiß, dir gefällt der Gedanke nicht, aber hier einzubrechen ist weniger riskant, als ein Hotelzimmer zu mieten.«

Seit Chicago, seit sechs Stunden, hat sie kaum ein Wort gesprochen.

Als würde sie unter Schock stehen.

Sie sagt: »Schon kapiert. In unserer Situation ist unbefugtes Betreten völlig irrelevant.«

Ich öffne die Fahrertür und versinke in einem knappen halben Meter Schnee.

Die Kälte ist schneidend.

Der Wind hat sich gelegt.

Eins der Schlafzimmerfenster ist nicht verriegelt, ich muss nicht einmal eine Scheibe einschlagen.

Wir tragen die Plastiktüten mit unseren Einkäufen ins Haus.

Drinnen ist es eiskalt.

Ich schalte das Licht an.

Unmittelbar vor uns führt eine Treppe ins Obergeschoss.

Charlie sagt: »Die Hütte ist echt eklig.«

Eklig würde ich sie nicht nennen, aber die Luft ist nicht wirklich gut hier drin, muffig und modrig, so wie Ferienhäuser außerhalb der Saison eben oft riechen.

Wir schleppen unsere Tüten in die Küche, stellen sie auf die Arbeitsfläche und wandern durchs Haus.

Der Einrichtungsstil geht in Richtung gemütlich und altmodisch.

Die Armaturen sind nicht gerade die neuesten und weiß.

Das Linoleum in der Küche ist spröde, und die Holzböden sind abgenutzt und knarzen.

Im Wohnzimmer hängt ein präparierter Forellenbarsch an der Wand über dem gemauerten Kamin, und die Wände sind bedeckt mit gerahmten Ködern – mindestens hundert Stück.

Im unteren Bereich gibt es ein Schlafzimmer, oben zwei weitere, von denen das eine vollgestellt ist mit Stockbetten.

Wir essen Dairy-Queen-Mahlzeiten aus fettigen Papiertüten.

Die nackte Glühbirne über uns wirft einen harten Schein auf den Küchentisch, der Rest des Hauses bleibt dunkel.

Die Zentralheizung gibt sich alle Mühe, eine angenehme Temperatur zu erzeugen.

Charlie sieht aus, als wäre ihm kalt.

Daniela ist weiterhin schweigsam, distanziert. Als befände sie sich mitten im freien Fall in irgendein dunkles Loch.

Sie rührt ihr Essen kaum an.

Charlie und ich holen später Arme voller Holz von der Veranda und benutzen die Fastfood-Tüten und eine alte Zeitung, um den Kamin anzumachen.

Das Holz ist trocken und grau, mehrere Jahre alt, und fängt schnell Feuer. Bald glühen die Wände des Wohnzimmers vom Widerschein der Flammen.

Schatten flackern an der Decke.

Wir klappen für Charlie die Couch auf, funktionieren sie zum Bett um und ziehen sie an den Kamin.

Daniela richtet anschließend unser Schlafzimmer her.

Ich setze mich neben Charlie und genieße die Wärme.

Ich sage: »Wenn du nachts aufwachst, wirf einen Scheit nach. Vielleicht können wir das Feuer bis zum Morgen am Brennen halten.«

Er befreit seine Füße von den Chuck Taylors und zieht seinen Kapuzenpullover aus. Als er unter die Decke schlüpft, fällt mir ein, dass er jetzt fünfzehn ist.

Sein Geburtstag war am 21. Oktober.

»Hey«, sage ich. Er schaut mich an. »Alles Gute zum Geburtstag.«

»Wie meinst du das?«

»Ich habe ihn verpasst.«

»Ach ja. Stimmt.«

»Wie war er?«

»Ganz okay.«

»Was habt ihr gemacht?«

»Wir waren im Kino, und hinterher haben wir was gegessen. Danach hab ich mit Joel und Angela abgehangen.«

»Wer ist Angela?«

»Eine Freundin.«

»Deine Freundin?« Er errötet. »Und, hast du deine Fahrprüfung bestanden?«

Jetzt grinst er dünn. »Ich bin stolzer Besitzer eines Lernführerscheins.«

»Klasse. War er mir dir dort?«

Er nickt.

Scheiße. Das schmerzt.

Ich ziehe ihm die Decke bis zu den Schultern hoch und küsse Charlie auf die Stirn. Es ist Jahre her, dass ich meinen Sohn ins Bett gesteckt habe, und ich versuche, den Augenblick in die Länge zu ziehen.

Charlie sagt: »Alles okay mit dir, Dad?«

»Nein. Nicht wirklich. Aber ich bin jetzt mit euch beiden zusammen. Das ist alles, was zählt. Diese andere Version von mir ... hast du ihn gemocht?«

»Er ist nicht mein Vater.«

»Ich weiß, aber hast du ...«

»Er ist nicht mein Vater.«

Ich werfe noch ein Scheit ins Feuer und gehe dann durch die Küche in den hinteren Teil des Hauses. Die Bodendielen knarzen unter meinem Gewicht.

In diesem Zimmer ist es fast zu kalt zum Schlafen, aber Daniela hat die oberen Bettdecken heruntergeholt und die Schränke nach zusätzlichen Decken durchsucht.

Die Wände sind holzverkleidet.

In einer Ecke glüht ein Heizlüfter. Ich rieche verkohlten Staub.

Aus dem Bad dringt ein Geräusch zu mir.

Schluchzen.

Ich klopfe an die wabenförmige Tür.

»Daniela?«

Ich höre, wie sie den Atem anhält.

»Was ist?«

»Kann ich reinkommen?«

Einen Augenblick lang höre ich nichts.

Dann dreht sie das Türschloss um.

Daniela sitzt neben einer alten Badewanne mit Klauenfüßen auf dem Boden, die Knie an die Brust gezogen, die Augen gerötet und verquollen.

Sie zittert am ganzen Körper.

Sie sagt: »Ich kann nicht. Ich kann ... einfach nicht.«

»Was kannst du nicht?«

»Du bist da, und ich liebe dich sehr, aber dann denke ich an all die anderen Versionen von dir und ...«

»Sie sind nicht hier, Daniela.«

»Sie würden gern hier sein.«

»Aber sie sind es nicht«, wiederhole ich.

»Ich weiß nicht, was ich denken und empfinden soll. Und dann frage ich mich ...«

Jetzt verliert sie den Rest ihrer Fassung.

Es ist, als würde man Eis brechen sehen.

»Was fragst du dich?«

»Ich meine ... bist du überhaupt du?«

»Wie meinst du das?«

»Woher weiß ich, dass du *mein* Jason bist? Du sagst, du hast Anfang Oktober unser Haus verlassen und mich nicht mehr gesehen bis heute Vormittag auf dem Polizeirevier. Aber wie kann ich sicher sein, dass du der Mann bist, den ich liebe?«

Ich setze mich zu ihr.

»Sieh mich an, Daniela.«

Sie tut es.

Blickt mich durch Tränen an.

»Merkst du nicht, dass ich es bin? Spürst du es nicht?«

»Ich muss immer an die vergangenen Wochen mit ihm denken. Mir wird schlecht bei dem Gedanken.«

»Wie war es denn?«

»Jason, tu mir das nicht an. Tu es dir selber nicht an.«

»Jeden Tag, den ich in diesem Korridor, in diesem Würfel war und nichts weiter als den Weg nach Hause finden wollte, habe ich einzig und allein an euch beide gedacht. Ich habe versucht, es nicht zu tun – aber versetz dich mal in meine Lage.«

Daniela zieht mich an ihre Brust und streicht mir mit den Fingern durch die Haare.

Sie fragt: »Willst du es wirklich wissen?«

Nein.

Aber ich muss es.

Ich sage: »Ja. Sonst kriege ich ihn nicht aus dem Kopf.«

Ich lehne mich an sie.

Nehme das Heben und Senken ihrer Brust wahr.

Sie sagt: »Um ehrlich zu sein, am Anfang war es erstaunlich. Ich erinnere mich noch lebhaft daran, wie du dich verhalten hast, als du von Ryans Party nach Hause kamst. Es war, als ... als würdest du mich auf eine ganz neue Art sehen.

Ich weiß noch genau, wie wir uns vor so vielen Jahren in meinem Loft zum ersten Mal liebten. Ich lag nackt im Bett und wartete auf dich. Und du hast eine ganze Minute lang einfach nur am Ende des Betts gestanden und mich angeschaut. Es war, als würdest du mich zum ersten Mal richtig sehen. Vielleicht war es das erste Mal, dass mich überhaupt jemand wirklich sah. Es war eine ziemlich heiße Nummer.

Dieser andere Jason hat mich genauso angeschaut, und da war dann plötzlich diese neue Anziehungskraft zwischen uns. Es hat sich angefühlt wie an den Wochenenden, an denen du von einer Konferenz nach Hause kamst, aber noch viel intensiver.«

»Mit ihm war es also wie damals, als wir zum ersten Mal zusammen waren?«

Sie antwortet nicht sofort.

Atmet eine Weile nur.

Schließlich sagt sie: »Es tut mir so leid.«

»Du kannst ja nichts dafür.«

»Dann habe ich gemerkt, dass das nicht nur für eine Nacht oder ein Wochenende so war. Irgendetwas hatte sich bei dir und in dir verändert.«

»Was genau war anders?«

»Eine Million Kleinigkeiten. Wie du dich angezogen hast. Wie du dich am Morgen fertig gemacht hast. Worüber du beim Abendessen gesprochen hast.«

»Der Sex?«

»Jason.«

»Bitte lüg mich nicht an. Ich würde es nicht ertragen.«

»Ja. Es war anders.«

»Besser?«

»Als wäre es wieder das erste Mal. Du hast Sachen gemacht, die du noch nie gemacht hast. Oder schon lange nicht mehr. Es war, als wäre ich jemand, den du nicht nur willst, sondern auch brauchst. Als wäre ich wie die Luft zum Atmen für dich.«

»Willst du diesen anderen Jason?«

»Nein. Ich will den Mann, mit dem zusammen ich mir ein Leben aufgebaut habe. Den Mann, mit dem ich einen Sohn habe. Aber ich muss wissen, ob du dieser Mann bist.«

Ich richte mich auf in diesem engen, fensterlosen Bad am Ende der Welt, das leicht nach Schimmel riecht.

Sie sieht mich an.

So müde.

Ich erhebe mich vom Boden, dann helfe ich ihr hoch.

Wir gehen ins Schlafzimmer.

Daniela klettert ins Bett. Ich mache das Licht aus und schlüpfte neben ihr unter die eiskalten Decken.

Das Bettgestell quietscht, und bei der leisesten Bewegung stößt das Kopfende gegen die Wand und lässt die Bilderrahmen klappern.

Sie trägt einen Slip und ein weißes T-Shirt, und man riecht, dass sie nicht geduscht hat – nachlassendes Deo vermischt mit ihrem ganz eigenen Körpergeruch.

Ich liebe es.

Sie flüstert im Dunklen: »Wie kriegen wir das wieder hin, Jason?«

»Ich arbeite daran.«

»Was heißt das?«

»Es heißt: Frag mich morgen früh noch mal.«

Ihr Atem ist süß und warm.

Die Essenz von allem, was ich mit Zuhause in Verbindung bringe.

Schon nach Sekunden ist sie eingeschlafen.

Ich will es ihr gleichtun, aber als ich die Augen schließe, laufen meine Gedanken Amok. Ich sehe Versionen von mir aus Aufzügen steigen. In geparkten Autos. Auf der Bank gegenüber unserem Haus.

Ich sehe mich überall.

Das Zimmer ist schwarz bis auf die Spiralen des Heizlüfters, die in der Ecke glühen.

Es ist unglaublich still.

Ich kann nicht schlafen. Ich muss das wieder hinbekommen.

Leise schlüpfe ich aus dem Bett. An der Tür bleibe ich kurz stehen und blicke zu Daniela hinüber, die unter dem Berg von Decken kaum zu sehen ist.

Ich gehe über die knarrenden Dielen, und es wird immer wärmer, je näher ich dem Wohnzimmer komme.

Das Feuer ist bereits niedergebrannt.

Ich lege ein paar Scheite auf.

Lange sitze ich da, starre in die Flammen und sehe zu, wie das Holz langsam mit der glühenden Asche eins wird, während mein Sohn leise schnarcht.

Die Idee kam mir heute während der Fahrt, und seitdem geht sie mir nicht mehr aus dem Kopf.

Anfangs hielt ich sie für den reinsten Irrsinn.

Aber je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr scheint sie meine einzige Möglichkeit zu sein.

Im Wohnzimmer steht neben dem Fernseher ein Schreibtisch mit einem zehn Jahre alten Mac und einem Drucker, ein sicher schon längst ausgestorbenes Modell. Ich schalte den Computer ein. Falls ein Passwort nötig ist oder es keine Internetverbindung gibt, muss ich eben bis morgen warten und mir im Ort ein Internetcafé oder Ähnliches suchen.

Ich habe Glück. Es gibt eine Online-Option für Gäste.

Ich öffne den Webbrowser und greife auf den *asonjayessenday*-E-Mail-Account zu.

Der Link funktioniert noch.

Willkommen im UberChat!

Im Augenblick gibt es zweiundsiebzig aktive Teilnehmer.

Bist du ein neuer Benutzer?

Ich klicke auf *Nein* und melde mich mit meinem Benutzernamen und meinem Passwort an.

Willkommen zurück, Jason9!

Du wirst jetzt in UberChat eingeloggt.

Der Chat hat so viele Teilnehmer, dass mir der kalte Schweiß ausbricht.

Ich überfliege das bisher Gesagte bis zum letzten Beitrag, der weniger als eine Minute alt ist:

Jason42: Das Haus steht seit spätem Nachmittag leer. Vielleicht auch schon länger.

Jason28: Und wer von euch hat das zu verantworten?

Jason4: Ich bin Daniela von der Eleanor Street bis zum Polizeirevier an der North California gefolgt.

Jason14: Was wollte sie dort?

Jason25: Was wollte sie dort?

Jason10: Was wollte sie dort?

Jason4: Keine Ahnung. Sie ging rein, kam nie wieder raus. Ihr Honda steht noch dort.

Jason66: Heißt das, sie weiß Bescheid? Ist sie noch immer im Polizeirevier?

Jason4: Ich weiß es nicht. Irgendwas ist los.

Jason49: Letzte Nacht wurde ich von einem von uns fast umgebracht. Er hatte einen Schlüssel zu meinem Hotelzimmer und stürzte sich mitten in der Nacht mit einem Messer auf mich.

Ich fange an zu tippen.

Jason9: DANIELA UND CHARLIE SIND BEI MIR.

Jason92: In Sicherheit?

Jason42: In Sicherheit?

Jason14: Wie?

Jason28: Beweise es.

Jason4: In Sicherheit?

Jason25: Wie?

Jasons10: Du arschloch.

Jason9: Wie ist unwichtig, aber ja, sie sind in Sicherheit. Sie sind außerdem sehr verängstigt. Ich habe über alles sehr lange nachgedacht. Ich nehme an, wir alle haben grundsätzlich den Wunsch, dass Daniela und Charlie nichts passieren darf, ganz gleich, was sonst geschieht.

Jason92: Ja.

Jason49: Ja.

Jason66: Ja.

Jason10: Ja.

Jason25: Ja.

Jason4: Ja.

Jason28: Ja.

Jason14: Ja.

Jason103: Ja.

Jason5: Ja.

Jason16: Ja.

Jason82: Ja.

Jason9: Ich würde lieber sterben, als mit ansehen zu müssen, dass ihnen was passiert. Deshalb schlage ich Folgendes vor: In zwei Tagen treffen wir uns alle um Mitternacht in dem Kraftwerk und veranstalten eine Lotterie, ganz friedlich. Der Gewinner darf

dann mit Daniela und Charlie in dieser Welt leben. Darüber hinaus werden wir den Würfel zerstören, damit keine anderen Jasons mehr den Weg hierher finden.

Jason8: Nein.

Jason100: Auf gar keinen Fall.

Jason21: Wie soll das funktionieren?

Jason38: Nie und nimmer.

Jason28: Beweise, dass du sie hast, oder leck mich.

Jason8: Warum sich aufs Glück verlassen? Warum es nicht auskämpfen? Der Beste gewinnt.

Jason109: Und was passiert mit den Verlierern? Selbstmord?

JasonADMIN: Damit diese Unterhaltung nicht völlig unverständlich wird, habe ich vorübergehend alle Accounts eingefroren, bis auf meinen und den von Jason9. Alle anderen können den Chat aber mitverfolgen. Jason9, bitte fahr fort.

Jason9: Mir ist bewusst, dass das alles schiefgehen kann. Auf unterschiedlichste Art und Weise. Ich könnte beschließen, gar nicht erst aufzutauchen. Du, JasonADMIN, würdest es nie erfahren. Beliebige andere Jasons könnten beschließen, nicht an der Aktion teilzunehmen, sondern einfach im Hintergrund zu warten, bis es wieder ruhiger geworden ist, um dann einem von uns genau das anzutun, was Jason2 getan hat. Allerdings weiß ich, dass ich mein Wort halte. Das mag vielleicht etwas naiv sein, aber dennoch gehe ich davon aus, dass ihr es nicht anders handhaben werdet. Weil ihr euer Wort für Daniela und Charlie haltet. Die Alternative wäre für mich, die beiden zu nehmen und für immer zu verschwinden. Wir würden neue Identitäten annehmen. Unabhängig davon wären wir trotzdem ständig auf der Flucht. Für immer. Stets den Blick nach hinten gerichtet. Ein solches Leben will ich für meine Frau und meinen Sohn nicht. Ich

habe auch nicht das Recht, sie nur für mich zu behalten. Weil mir das so wichtig ist, bin ich bereit, mich dieser Lotterie zu unterwerfen, auch wenn ich, ausgehend von der Anzahl der Beteiligten, mit ziemlicher Sicherheit verlieren werde. Ich muss zuerst mit Daniela reden, aber in der Zwischenzeit sollten alle informiert werden. Ich melde mich morgen Abend online mit weiteren Details, darunter einem Beweis, wie du, Jason28, ihn forderst.

JasonADMIN: Ich glaube, jemand hat schon danach gefragt, aber was passiert mit den Verlierern?

Jason9: Das weiß ich noch nicht. Wichtig ist allein, dass Daniela und Charlie den Rest ihres Lebens in Frieden und Sicherheit verbringen können. Wenn du das anders siehst, hast du sie nicht verdient.

Licht, das durch den Vorhang fällt, weckt mich.

Daniela ist in meinen Armen.

Sehr lange liege ich nur da.

Halte sie.

Diese außergewöhnliche Frau.

Schließlich löse ich mich und hebe meine Sachen vom Boden auf.

Vor den Überresten des Feuers – ein Bett aus Holzkohle – ziehe ich mich an und lege die letzten zwei Scheite auf.

Wir haben verschlafen.

Die Uhr über dem Herd zeigt 9:30, und durchs Fenster über dem Spülbecken sehe ich die Sonne schräg durch die Nadelbäume und Birken fallen und auf den Waldboden ein unendliches Muster aus Licht und Schatten zeichnen.

Ich trete hinaus in die morgendliche Kühle.

Hinter der Hütte fällt das Grundstück zum Ufer eines Sees hin sanft ab.

Bald erreiche ich eine schneebedeckte Anlegestelle.

Auf dem Wasser haben sich Kränze aus Eis gebildet, aber der Winter ist noch nicht weit genug fortgeschritten, als dass der See schon komplett zugefroren wäre.

Ich wische den Schnee von einer Bank, setze mich und sehe zu, wie die Sonne hinter den Kiefern in die Höhe kriecht.

Die Kälte ist belebend. Wie starker Espresso.

Von der Wasseroberfläche steigt Dunst auf.

Hinter mir höre ich Schritte im Schnee knirschen.

Ich drehe mich um und sehe Daniela, die zum Steg kommt.

Sie trägt zwei dampfende Kaffeebecher, und ihre Haare sind ein prächtiges Chaos. Wie Schals hat sie sich mehrere Decken um ihre Schultern geschlungen.

Während sie sich nähert, fällt mir ein, dass dieser Morgen aller Wahrscheinlichkeit nach der letzte ist, den ich mit ihr verbringen werde. Gleich morgen früh will ich nach Chicago zurückkehren. Allein.

Sie hält mir beide Becher hin und nimmt eine ihrer Decken, um sie mir umzulegen. Dann setzt sie sich auf die Bank. Wir trinken unseren Kaffee und schauen auf den See hinaus.

Ich sage: »Ich habe immer gedacht, dass wir mal an so einem Ort landen würden.«

»Ich hab gar nicht gewusst, dass du nach Wisconsin ziehen willst.«

»Erst in einigen Jahren. Dann suchen wir uns eine Hütte, die wir herrichten können.«

»Kannst du so was?« Sie lacht. »War nur Spaß. Ich weiß, was du meinst.«

»Wir könnten die Sommer mit den Enkeln dort verbringen. Du könntest am Ufer malen.«

»Was würdest du tun?«

»Ich weiß es nicht. Endlich mal den jahrelang abonnierten *New Yorker* lesen. Einfach nur mit dir zusammen sein.«

Sie berührt den Faden, der immer noch um meinen Ringfinger gewickelt ist. »Was ist das?«

»Jason2 hat mir meinen Ehering abgenommen, und es gab einen Punkt, da ich meinen Zugriff auf die Realität zu verlieren drohte. Auf das, was ich war. Ob ich je mit dir verheiratet war. Also habe ich mir diesen Faden um den Finger gebunden als Erinnerung, dass du, diese Version von dir, existierst.«

Sie küsst mich.

Sehr lange.

Ich sage: »Ich muss dir was beichten.«

»Was?«

»In diesem ersten Chicago, in dem ich aufgewacht bin, wo ich dich bei der Kunstinstallation über das Multiversum gefunden habe ...«

Sie lächelt. »Hast du da mit mir geschlafen?«

»Ja.«

Das Lächeln erstickt.

Einen Augenblick lang schaut sie mich nur an, dann fragt sie fast tonlos: »Warum?«

»Ich wusste nicht, wo ich bin und was mit mir passiert ist. Jeder hielt mich für verrückt. Dann habe ich dich gefunden – das einzig Vertraute in einer Welt, die sich völlig falsch anfühlte und es auch war. Ich wollte so sehr, dass diese Daniela du bist, aber sie war es nicht. Sie konnte es nicht sein. So wie dieser andere Jason nicht ich bin.«

»Dann hast du dich also durchs Multiversum gefickt?«

»Das war das einzige Mal, und ich wusste nicht, wo ich war, als es geschah. Ich wusste nicht, ob ich den Verstand verliere oder sonst was.«

»Und wie war sie? Wie war ich?«

»Vielleicht sollten wir nicht ...«

»Ich habe es dir auch erzählt.«

»Okay. Es war so, wie du es erlebt hast, als dieser andere Jason an jenem Abend nach Ryans Feier nach Hause kam. Es war, als wäre ich mit dir

zusammen, bevor ich wusste, dass ich dich liebe. Als würde ich diese unglaubliche Verbundenheit zum ersten Mal erleben. Was denkst du gerade?»

»Ob ich wütend auf dich sein sollte.«

»Warum solltest du wütend auf mich sein?«

»Es ist also kein Betrug, wenn es eine andere Version von mir ist?«

»Ich meine, immerhin ist es eine sehr originelle Variante.«

Das bringt sie zum Lachen.

Und dass sie das zum Lachen bringt, sagt alles darüber aus, warum ich sie so sehr liebe.

»Wie habe ich sie mir vorzustellen?«, fragt Daniela.

»Sie war ohne mich. Ohne Charlie. Sie hatte was mit Ryan Holder laufen.«

»Sei still. Und ich war diese erfolgreiche Künstlerin?«

»Warst du.«

»Hat dir meine Installation gefallen?«

»Sie war brilliant. Du warst brilliant. Willst du mehr drüber hören?«

»Unbedingt.«

Ich erzähle ihr von dem Labyrinth aus Plexiglas, wie es sich anfühlte, da durchzugehen. Die überraschende Bildlichkeit. Das spektakuläre Design.

Ihre Augen fangen an zu leuchten.

Und doch macht es sie traurig.

»Glaubst du, dass ich glücklich war?«

»Wie meinst du das?«

»Bei allem, was ich aufgegeben habe, um diese Frau zu sein.«

»Ich weiß es nicht. Ich war mit dieser Frau nur achtundvierzig Stunden zusammen. Ich nehme mal an, es gab Dinge, die sie bereute, wie es bei dir der Fall ist, bei mir, bei allen Menschen. Es schien, als würde sie manchmal nachts wach liegen und sich fragen, ob der Weg, den sie eingeschlagen hat, der richtige war. Ich hatte den Eindruck, dass sie befürchtete, sie hätte sich

falsch entschieden. Dass sie darüber nachdachte, wie ein Leben mit mir wohl wäre.«

»Ich überlege mir solche Sachen auch hin und wieder.«

»Ich habe so viele Versionen von dir gesehen. Mit mir. Ohne mich. Als Künstlerin. Als Lehrerin. Als Grafikdesignerin. Aber am Ende ist das alles nichts anderes als das Leben selbst. Wenn man mittendrin steckt, erscheint es einem oft nur banal und alltäglich. Aber muss man nicht genau damit seinen Frieden machen?«

Im See springt ein Fisch aus dem Wasser, sein Wiedereintauchen verursacht konzentrische Kreise auf der glatten Oberfläche.

Ich sage: »Letzte Nacht hast du mich gefragt, wie wir das wieder hinkriegen können.«

»Sind dir inzwischen irgendwelche schlaunen Ideen gekommen?«

Instinktiv möchte ich nicht sagen, was ich vorhabe, aus dem einfachen Grund, um sie zu schützen. Aber in unserer Ehe gibt es keine Geheimnisse. Wir reden über alles. Auch über die schwierigen Dinge. Das ist eine wichtige Basis für unsere Identität als Paar.

Und so erzähle ich ihr, was ich gestern Nacht im Chatroom vorgeschlagen habe. Dabei kann ich sehen, wie sich der Ausdruck auf ihrem Gesicht verändert. Erst Wut, dann Entsetzen, danach Schock und schließlich Angst.

»Du willst mich verlosen? Wie einen Obstkorb?«

»Daniela ...«

»Es ist nicht notwendig, dass du was Heroisches tust. Jedenfalls nicht für mich.«

»Egal was passiert, du wirst mich zurückbekommen.«

»Aber eine andere Version von dir. Das willst du doch damit sagen, oder? Und was, wenn derjenige dann wie dieses Arschloch ist, das unser Leben zerstört hat? Was, wenn er kein Guter ist wie du?«

Ich wende den Blick ab, schaue über den See und blinzle Tränen weg.

»Warum solltest du dich selbst opfern, damit ein anderer mit mir zusammen sein kann?«

»Wir müssen uns alle selbst opfern, Daniela. Das ist die einzige Möglichkeit. Bitte. Lass mich dein Leben und das von Charlie in Chicago wieder sicher machen.«

Als wir ins Haus zurückkehren, steht Charlie am Herd und backt Pfannkuchen.

»Riecht toll«, sage ich.

Er fragt: »Kümmerst du dich um das Obst und so?«

»Klar.«

Ich brauche einen Augenblick, um ein Schneidebrett und ein Messer zu finden. Dann schäle ich neben meinem Sohn Äpfel, würfle sie und gebe die Stücke in einen Kochtopf mit Ahornsirup.

Durch die Fenster sehe ich die Sonne höher steigen und den Wald mit Licht erfüllen.

Wir essen und reden, und fast fühlt es sich normal und ungezwungen an, denn die Tatsache, dass das hier wahrscheinlich das letzte Frühstück ist, das ich mit ihnen haben werde, habe ich verdrängt.

Am frühen Nachmittag marschieren wir auf der alten Landstraße zu Fuß in den Ort, im Schatten liegt vereister Schnee.

Wir kaufen uns Kleidung in einem Secondhandladen und besuchen dann eine Nachmittagsvorstellung im Kleinstadtkino. Sie zeigen einen Film, der in Chicago schon vor sechs Monaten lief, eine etwas dümmliche romantische Komödie.

Genau das, was wir brauchen.

Wir bleiben im Saal sitzen, bis der Nachspann zu Ende ist und das Licht angeht. Als wir das Kino verlassen, wird der Himmel bereits dunkel.

Am Stadtrand riskieren wir einen Besuch im Ice River Roadhouse.

Wir setzen uns an die Bar.

Daniela bestellt ein Glas Pinot noir. Ich ordere ein Bier für mich und eine Cola für Charlie.

Der Laden ist brechend voll, es ist das einzige Lokal, in dem unter der Woche in Ice River, Wisconsin, etwas los ist.

Wir bestellen auch etwas zu essen.

Schon bald sind Daniela und ich etwas beschwipst, und der Lärm um uns herum wird lauter.

Sie legt mir die Hand aufs Bein.

Ihre Augen sind leicht glasig vom Wein. Es fühlt sich gut an, ihr wieder so nahe zu sein. Ich will nicht daran denken, dass ich jede Kleinigkeit, die jetzt passiert, zum letzten Mal erlebe. Trotzdem lastet das Wissen darüber schwer auf mir.

Das Roadhouse wird immer voller.

Es ist so wunderbar laut.

Auf einer kleinen Bühne im hinteren Teil des Lokals baut eine Band ihre Instrumente auf.

Ich bin jetzt richtig betrunken.

Weder streitlustig noch gefühlsduselig.

Einfach nur in Hochstimmung.

Wenn ich an etwas anderes denken würde als an diesen Augenblick hier, würde ich zusammenbrechen. Deshalb konzentriere ich mich ganz aufs Hier und Jetzt.

Die Band besteht aus vier Musikern, die Country- und Westernsongs spielen. Bald tanzen Daniela und ich auf einer winzigen Tanzfläche unter vielen Menschen.

Ihr Körper ist eng an meinen gedrückt, meine Hand ruht in ihrem Kreuz. Bei den Klängen der Steelguitar und angesichts der Art, wie sie mich betrachtet, wünsche ich mir nichts sehnlicher, als sie so auf unser quietschendes Bett mit dem losen Kopfbrett zu werfen, dass alle Bilder von der Wand fallen.

Daniela und ich lachen, und ich weiß nicht einmal, warum.

Charlie sagt: »Ihr zwei seid ja stockbesoffen.«

Er übertreibt vielleicht etwas, aber nicht sehr.

Ich sage: »Wir mussten etwas Dampf ablassen.«

Zu Daniela sagt er: »Im letzten Monat hat es sich nicht so angefühlt, oder?«

Sie schaut mich an.

»Nein, hat es nicht.«

Im Dunkeln stolpern wir über die Landstraße zurück, weder vor noch hinter uns Scheinwerfer.

Der Wald ist völlig still.

Nicht einmal ein Windhauch.

Wie ein Gemälde.

Ich verriegele die Tür zu unserem Zimmer.

Daniela hilft mir, die Matratze auf den Boden zu legen.

Wir löschen das Licht und ziehen uns nackt aus.

Es ist kalt im Zimmer, obwohl der Heizlüfter läuft.

Nackt und zitternd schlüpfen wir unter die Decken.

Ihre Haut fühlt sich glatt und kühl an, ihr Mund weich und warm.

Ich küsse sie.

Sie sagt, dass sie mich in sich spüren will, dass sie es so sehr will, dass es wehtut.

Mit Daniela zu schlafen ist nicht wie zu Hause zu sein.

Es definiert mein Zuhause.

Ich erinnere mich daran, dass ich das auch dachte, als ich sie vor fünfzehn Jahren zum ersten Mal liebte. Ich dachte damals: Bisher habe ich überhaupt nicht gewusst, wonach ich suche.

Nie waren diese Worte wahrer als heute Abend, während unter uns die Dielen leise knarzen und das Mondlicht sich durch den Schlitz zwischen den Vorhängen stiehlt. Ich kann ihr Gesicht erkennen, kann im Mondschein sehen, wie ihr Mund sich öffnet, wie sie ihren Kopf nach hinten neigt. Ich höre, wie sie, drängend, meinen Namen flüstert.

Verschwitz liegen wir da in der Stille, unsere Herzen rasen.

Daniela streicht mir durch die Haare, und im Dunkeln schaut sie mich so an, wie ich es liebe.

»Was ist los?«, frage ich.

»Charlie hatte recht.«

»Womit?«

»Als er meinte, dass es so nicht mehr gewesen ist, seit Jason2 zu uns kam. Du bist nicht ersetzbar. Nicht einmal durch dich selbst. Ich muss immer daran denken, wie wir uns kennenlernten. An diesem Punkt in unserem Leben hätten wir auf irgendjemanden treffen können. Aber auf dieser Hinterhofparty bist eben du aufgetaucht und hast mich vor diesem Arschloch gerettet. Mag unsere Beziehung darauf gründen, dass es zwischen uns diese gewisse Anziehung gibt, das Geheimnisvolle. Entscheidend aber war, dass genau in jenem Augenblick du in mein Leben tratest und nicht ein anderer. In gewisser Weise ist das noch unglaublicher als die Beziehung selbst. Also dass wir uns überhaupt gefunden haben.«

»Es ist tatsächlich bemerkenswert.«

»Gestern ist genau dasselbe passiert. Von all den Versionen von Jason hast nur du diese verrückte Nummer im Diner abgezogen, die dich ins Gefängnis gebracht und uns wiederum zusammengeführt hat.«

»Du willst damit sagen, dass es Schicksal ist?«

Sie lächelt. »Ich will damit sagen, dass wir einander zum zweiten Mal gefunden haben.«

Wir lieben uns noch einmal, dann schlafen wir ein.

Mitten in der Nacht weckt sie mich und flüstert mir ins Ohr: »Ich will nicht, dass du gehst.«

Ich drehe mich um und schaue sie an.

Ihre Augen sind weit offen.

Mein Kopf tut weh.

Mein Mund ist trocken.

Ich bin gefangen in diesem Zustand, in dem sich der Kater bemerkbar macht und das Vergnügen langsam zu Schmerz wird.

»Was, wenn wir einfach weiterfahren?«, schlägt sie vor.

»Wohin?«

»Ich weiß es nicht.«

»Was sollen wir Charlie sagen? Er hat Freunde. Vielleicht eine erste Freundin. Sagen wir ihm, dass er das alles vergessen soll? Endlich läuft es bei ihm in der Schule.«

»Ich weiß«, sagt sie, »und ich hasse es, aber ja, genau das sagen wir ihm.«

»Wo wir leben, unsere Freunde, unsere Arbeit – all diese Dinge machen uns aus.«

»Aber nicht sie allein. Solange ich mit dir zusammen bin, weiß ich, wer ich bin.«

»Daniela, ich will nichts lieber, als bei dir zu bleiben, aber wenn ich das morgen nicht mache, werden du und Charlie nie sicher sein. Und mich wirst du immer noch haben.«

»Ich will aber keine Version von dir. Ich will *dich*.«

Als ich das nächste Mal in der Dunkelheit aufwache, pocht mein Schädel und mein Mund ist knochentrocken.

Ich ziehe mir Jeans und Hemd an und stolpere in die Küche.

Da heute Nacht kein Feuer brennt, ist die einzige Lichtquelle im gesamten Erdgeschoss ein schwaches Nachtlcht in einer Steckdose über der Küchenanrichte.

Ich fülle ein Glas mit Leitungswasser.

Trinke es aus.

Fülle es noch einmal.

Die Zentralheizung schaltet sich ab.

Ich stehe am Spülbecken und trinke das kalte Quellwasser.

Es ist so still, dass ich den Boden knacken höre, weil das Holz in entfernteren Winkeln des Hauses sich ausdehnt und wieder zusammenzieht.

Durchs Fenster starre ich in den Wald hinaus.

Es macht mich glücklich, dass Daniela mich will, aber ich weiß nicht, wie wir auf diese Art und Weise weiterleben sollen. Ich weiß nicht, wie ich ihre Sicherheit garantieren kann.

In meinem Kopf dreht sich alles.

Nicht weit entfernt vom Jeep bewegt sich etwas.

Ein Schatten, der über den Schnee huscht.

Adrenalin schießt durch meinen Körper.

Ich stelle das Glas ab, gehe zur Vordertür und ziehe meine Stiefel an.

Auf der Veranda knöpfe ich mir mein Hemd zu.

Gehe am Jeep vorbei.

Dort.

Ich sehe, was in der Küche meine Aufmerksamkeit weckte.

Als ich mich nähere, bewegt es sich noch immer.

Größer, als ich zuerst dachte.

Es hat die Größe eines Mannes.

Nein.

Mein Gott.

Es ist ein Mann.

Er hat sich hierhergeschleppt, Blutspuren, die im Sternenlicht schwarz aussehen, sind deutlich zu erkennen.

Stöhnend kriecht er auf die Veranda zu. Er wird es nicht schaffen.

Als ich bei ihm bin, knie ich mich neben ihn.

Er ist ich, einschließlich Jacke und Rucksack der Velocity Laboratories und Fadenring.

Er hält sich eine blutverschmierte Hand gegen den Bauch. Verzweifelt blickt er mich an.

Ich frage: »Wer hat dir das angetan?«

»Einer von uns.«

»Wie hast du mich gefunden?«

Er hustet, Blut läuft aus seinem Mund. »Hilf mir.«

»Wie viele von uns sind hier?«

»Ich werde sterben.«

Ich schaue mich um und entdecke die Fußabdrücke und die Blutspuren, die um die Hütte herumführen.

Der sterbende Jason sagt meinen Namen.

Unseren Namen.

Fleht mich um Hilfe an.

Ich will ihm ja helfen, kann aber immer nur das eine denken: Sie haben uns gefunden.

Irgendwie haben sie uns gefunden.

Er sagt: »Lass nicht zu, dass sie ihr was tun.«

Ich blicke zum Auto.

Erst jetzt sehe ich, dass sämtliche Reifen aufgeschlitzt sind.

Irgendwo in der Nähe höre ich Schritte im Schnee.

Ich suche den Waldrand ab, will wissen, ob sich dort etwas bewegt, aber das Sternenlicht dringt nicht durch den dichten Baumbestand.

Er sagt: »Ich bin noch nicht bereit dafür.«

Meine Panik wächst. »Wenn das jetzt das Ende ist, sei tapfer.«

Ein Schuss zerreißt die Stille.

Er kam vom See.

Ich renne am Jeep vorbei auf die Veranda zu und versuche zu begreifen, was gerade geschieht.

Daniela ruft meinen Namen.

Ich springe die Stufen hinauf.

Stürze durch die Tür.

Daniela läuft mir entgegen, sie ist in eine Decke gehüllt. Licht aus dem Schlafzimmer beleuchtet sie von hinten.

Charlie kommt aus der Küche.

Ich verriegele die Tür.

Daniela fragt: »War das ein Schuss?«

»Ja.«

»Was ist passiert?«

»Sie haben uns gefunden?«

»Wer?«

»Ich.«

»Wie ist das möglich?«

»Wir müssen sofort weg. Ihr geht ins Schlafzimmer, zieht auch an, sucht unsere Sachen zusammen. Ich schaue nach, ob die Hintertür verschlossen ist, dann komme ich zu euch.«

Sie rennen den Gang entlang.

Die Haustür ist gesichert.

Ins Haus gelangt man sonst nur noch durch die Terrassentür, die von der Veranda ins Wohnzimmer führt.

Ich laufe durch die Küche.

Daniela und Charlie werden von mir wissen wollen, was als Nächstes zu tun ist.

Ich habe keine Ahnung.

Das Auto können wir nicht nehmen.

Wir müssen zu Fuß los.

Meine Gedanken reißen nicht ab, als ich das Wohnzimmer erreiche.

Was brauchen wir unbedingt?

Handys.

Geld.

Wo ist unser Geld?

In einem Umschlag in der untersten Schublade der Kommode, die im Schlafzimmer steht.

Was sonst noch?

Was dürfen wir auf keinen Fall vergessen?

Wie viele Versionen von mir haben uns hier aufgespürt?

Werde ich heute Nacht sterben?

Durch meine eigene Hand?

Ich taste mich durch die Dunkelheit, vorbei an der Bettcouch zur Terrassentür. Als ich die Griffe kontrollieren will, wird mir klar, dass es hier drin nicht so kalt sein sollte.

Wurde die Tür erst kürzlich geöffnet?

Vor ein paar Sekunden zum Beispiel?

Jetzt sind sie verschlossen. Ich erinnere mich nicht, es selbst getan zu haben.

Auf der Terrasse ist etwas, aber es ist zu dunkel, um Details zu erkennen. Es scheint sich zu bewegen.

Ich muss unbedingt zu meiner Familie.

Als ich mich von der Tür wegdrehe, erhebt sich ein Schatten vom Sofa.

Mein Herz setzt für einen Moment aus.

Eine Lampe wird angeschaltet.

Ich sehe mich selbst in einem Abstand von drei Metern, eine Hand am Lichtschalter, in der anderen eine Waffe, die auf mich zielt.

Er trägt nichts als Boxershorts.

Seine Hände sind blutverschmiert.

Er kommt um das Sofa herum, richtet die Waffe auf mein Gesicht und sagt leise: »Zieh dich aus.«

Die Narbe quer über sein Gesicht zeigt mir, mit wem ich es zu tun habe.

Ich blicke durch die Terrassentür.

Der Schein der Lampe erhellt auch die Veranda, sodass ich einen Stapel Kleidung sehen kann – Timberland-Stiefel und ein kurzer Wollmantel – und einen weiteren Jason, der auf der Seite liegt, den Kopf in einer Blutlache, die Kehle aufgeschlitzt.

Er sagt: »Ich sag's dir nicht noch einmal.«

Ich knöpfe mein Hemd auf.

»Wir kennen uns«, sage ich.

»Offensichtlich.«

»Nein, diese Narbe in deinem Gesicht. Wir haben vor zwei Abenden miteinander Bier getrunken.«

Die Information trifft ihn, aber sie bringt ihn nicht aus der Fassung.

Er sagt: »Das ändert nichts an dem, was zu geschehen hat. Das ist das Ende, Bruder. Du würdest dasselbe tun, und du weißt es.«

»Nein, ich würde es nicht tun. Anfangs habe ich es auch geglaubt, aber jetzt nicht mehr.«

Ich ziehe die Arme aus dem Hemd, werfe es ihm zu.

Mir ist klar, was er vorhat: Er will meine Sachen anziehen. Dann zu Daniela gehen und so tun, als wäre er ich. Er wird sich die Narbe wieder aufreißen, damit sie aussieht wie eine frische Wunde.

Ich sage: »Ich hatte einen Plan, sie zu schützen.«

»Ja, den habe ich gelesen. Ich opfere mich aber nicht selbst, damit ein anderer mit meiner Frau und meinem Sohn zusammen sein kann. Die Jeans!«

Ich ziehe den Reißverschluss herunter. Ich habe mich getäuscht. Wir sind nicht alle gleich.

»Wie viele von uns hast du heute Nacht umgebracht?«, frage ich.

»Vier. Wenn's nötig ist, bringe ich auch tausend um.«

Während ich die Jeans ausziehe, ein Bein nach dem anderen, sage ich: »Irgendwas ist mit dir im Würfel passiert, in den Welten, von denen du erzählt hast. Was hat dich so werden lassen, wie du jetzt bist?«

»Womöglich willst du sie nicht genug. Und wenn das der Fall ist, verdienst du sie nicht mehr als ...«

Ich werfe ihm die Jeans ins Gesicht und stürze mich auf ihn.

Ich umklammere Jasons Schenkel und schleudere ihn so heftig gegen die Wand, dass es ihm die Luft aus der Lunge presst.

Die Waffe fällt zu Boden.

Ich kicke sie in die Küche, und als Jason zusammensackt, ramme ich ihm mein Knie ins Gesicht.

Ich höre Knochen brechen.

Ich packe seinen Kopf, um noch einmal zuzustoßen, aber er reißt mir das linke Bein weg.

Ich knalle auf die Dielen, mein Hinterkopf kracht so heftig auf das Holz, dass ich Sterne sehe. Dann ist er über mir, das Gesicht voller Blut, und drückt mir mit einer Hand die Kehle zu.

Als seine Faust mich trifft, spüre ich, wie der Wangenknochen unter meinem linken Auge zerbricht. Ein gewaltiger Schmerz durchzuckt mich.

Er schlägt noch einmal zu.

Ich blinzele durch einen Schleier aus Tränen und Blut, und als ich wieder klar sehe, hat er ein Messer in der Hand.

Ein Schuss.

In meinen Ohren ein Pfeifen.

Ein schwarzes Loch klafft in seinem Brustbein. Blut quillt heraus, läuft weiter die Brust hinunter. Das Messer entgleitet ihm, landet direkt neben mir am Boden. Mit der Hand versucht er das Blut zu stoppen, was ihm aber nicht gelingt.

Sein Atem geht rasselnd. Er schaut den Mann an, der auf ihn geschossen hat.

Ich sehe einen anderen Jason, der weiterhin eine Waffe auf ihn gerichtet hält. Dieser Jason ist rasiert, und er trägt die schwarze Lederjacke, die Daniela mir vor zehn Jahren zu unserem Hochzeitstag geschenkt hat.

An seiner linken Hand funkelt ein goldener Ehering.

Mein Ring.

Jason2 drückt noch einmal ab, und diese Kugel reißt meinem Gegenüber fast den Kopf weg.

Er kippt zur Seite weg.

Ich setze mich langsam auf.

Spucke Blut.

Mein Gesicht brennt.

Jetzt richtet Jason2 die Waffe auf mich.

Gleich wird er abdrücken.

Ich werde sterben. Ich finde keine Worte für den nahenden Tod, habe nur ein flüchtiges Bild von mir als kleiner Junge auf der Farm meiner

Großeltern im westlichen Iowa. Ein warmer Frühlingstag. Ein weiter blauer Himmel. Kornfelder. Ich dribble einen Fußball durch den Garten. Mein Bruder steht im »Tor« – der Platz zwischen zwei Ahornbäumen.

Ich denke: Warum ist das an der Schwelle des Todes meine letzte Erinnerung? War ich in diesem Augenblick am glücklichsten? Am meisten ich selbst?

»Aufhören.«

Daniela steht in der Essecke, sie ist komplett angezogen.

Sie schaut Jason2 an.

Sie schaut mich an.

Den Jason mit der Kugel im Kopf.

Den Jason auf der verglasten Veranda mit der aufgeschlitzten Kehle.

Und irgendwie schafft sie es, ohne das kleinste Zittern in der Stimme zu fragen: »Wo ist mein Mann?«

Jason sieht kurz verdutzt aus.

Ich wische mir das Blut aus den Augen. »Hier«, sage ich.

»Was haben wir heute Abend gemacht?«, fragt sie.

»Wir haben zu schlechter Country-Musik getanzt, sind zu Fuß hierhergekommen und haben uns geliebt.« Ich betrachte den Mann, der mir mein Leben gestohlen hat. »Bist du derjenige, der mich auf der Straße verschleppt hat?«

Er blickt Daniela an.

»Sie weiß alles«, sage ich. »Lügen bringt nichts.«

In diesem Augenblick taucht Charlie neben Daniela auf, kann den Horror, mit dem er konfrontiert wird, kaum fassen.

Jason2 fixiert erst Daniela.

Dann Charlie.

Jason2 ist höchstens zwei Meter entfernt, aber meine Position ist schlecht, ich sitze immer noch auf dem Boden.

Er würde abdrücken, bevor ich ihn erreiche.

Ich denke: Bring ihn zum Reden.

»Wie hast du uns gefunden?«

»Charlies Handy hat eine entsprechende Lokalisierungs-App.«

Charlie sagt: »Ich habe es gestern Abend nur kurz für eine Nachricht eingeschaltet. Ich wollte nicht, dass Angela denkt, ich hätte sie sitzen lassen.«

Mein Blick ist wieder auf Jason2 gerichtet. »Und die anderen Jasons?«

»Ich weiß es nicht. Schätze, sie sind mir gefolgt.«

»Wie viele?«

»Ich habe keine Ahnung.« Er wendet sich Daniela zu. »Ich hatte alles, was ich je wollte, bis auf dich. Du bist mir nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Was hätte alles sein können, wenn wir ... Das ist auch der Grund, warum ...«

Sie sagt: »Dann hättest du vor fünfzehn Jahren, als du die Chance dazu hattest, bei mir bleiben sollen.«

»Dann hätte ich den Kubus nicht gebaut.«

»Wäre das so schrecklich gewesen? Schau dich doch um – deine großartige Arbeit hat nichts anderes bewirkt als Leid.«

Er sagt: »Jeder Augenblick, jeder Atemzug beinhaltet eine Entscheidung. Doch das Leben ist unvollkommen, und wir treffen auch falsche Entscheidungen. Also verharren wir irgendwann in einem Zustand ewigen Bedauerns – und gibt es etwas Schlimmeres? Ich habe etwas konstruiert, das dieses Bedauern auslöschen könnte. Der Kubus lässt einen Welten finden, in denen man nur richtige Entscheidungen getroffen hat.«

»So funktioniert das Leben nicht. Man trifft seine Entscheidungen und lernt daraus. Das ist das System, das unser Leben ausmacht, und das kann man nicht betrügen.«

Vorsichtig ändere ich meine Position.

Aber er sieht es und sagt: »Versuch's nicht einmal.«

»Weil du mich dann vor ihren Augen umbringst?«

»Du hattest so großartige Visionen. Du hättest in meiner Welt bleiben können, in dem Leben, das ich aufgebaut habe, und sie realisieren können.«

»Ist das etwa deine Rechtfertigung für das, was du getan hast?«

»Ich weiß, was du denkst. Was du empfindest, wenn du morgens in den Zug steigst, um zum Campus zu fahren. Jeden Tag dieselbe Frage: *Ist es das jetzt gewesen?* Vielleicht hast du den Mut, es zuzugeben. Vielleicht aber auch nicht.«

»Du hast kein Recht ...«

»Doch, ich habe das Recht, dich zu beurteilen, Jason, weil ich du *bin*. Selbst wenn wir uns vor fünfzehn Jahren in verschiedene Welten verzweigt haben, so sind wir dennoch miteinander verbunden geblieben. Deine Bestimmung ist es nicht, Collegestudenten Physik beizubringen. Oder einfach zuzusehen, wie Leute wie Ryan Holder Auszeichnungen erhalten, die eigentlich dir zustehen. Es gibt nichts, was du *nicht* tun kannst. Ich weiß es, weil ich alles getan habe. Schau dir an, was ich geleistet habe. Ich kann in deinem Haus aufwachen und ohne Bedauern in den Spiegel schauen, weil ich alles erreicht habe, was ich wollte. Kannst du das Gleiche von dir sagen? Was hast du auf die Beine gestellt?«

»Ich habe mir ein Leben mit zwei Menschen aufgebaut, die ich liebe.«

»Ich habe dir, habe uns beiden gegeben, was sich jeder insgeheim wünscht. Die Chance, zwei Leben zu leben. Die besten zwei Leben.«

»Ich will aber keine zwei Leben. Ich will nur meine Frau und meinen Sohn.«

Ich sehe Daniela an. Sehe Charlie an.

Daniela sagt zu Jason2: »Und ich will ihn. Bitte, gib uns unser Leben zurück. Du musst das nicht tun, was du zu tun beabsichtigst.«

Sein Gesicht versteinert sich.

Er kneift die Augen zusammen.

Er kommt auf mich zu.

Charlie schreit: »Nein!«

Die Waffe ist nur noch Zentimeter von meinem Gesicht entfernt.

Ich zwinge meinen Doppelgänger, mich anzuschauen, frage ihn: »Du bringst mich um, und dann? Was erreichst du damit? Auf jeden Fall nicht,

dass die beiden dich wollen.«

Seine Hand zittert.

Charlie geht auf Jason2 zu. »Rühr ihn nicht an.«

»Bleib, wo du bist, Charlie.« Ich starre in die Mündung der Waffe. »Du hast verloren, Jason.«

Mein Sohn lässt sich nicht aufhalten. Daniela greift nach seinem Arm, aber er reißt sich los.

Jason2 wendet sich für den Bruchteil einer Sekunde von mir ab.

Ich schlage ihm die Waffe aus der Hand, hebe das Messer vom Boden auf und ramme es ihm in den Bauch. Die Klinge gleitet fast ohne Widerstand hinein.

Dann ziehe ich das Messer wieder heraus, und während Jason2 nach meinen Schultern fasst, stoße ich die Klinge noch einmal in sein Fleisch.

Wieder und wieder.

Meine Hände sind voller Blut, ein rostiger Geruch erfüllt den Raum.

Er klammert sich an mich, das Messer noch im Bauch.

Ich denke an seine Zeit mit Daniela, als ich die Klinge herausziehe und ihn wegstoße.

Er schwankt.

Verzieht das Gesicht.

Hält sich den Bauch.

Blut trieft von seinen Fingern.

Seine Beine geben nach.

Stöhnend gleitet er zu Boden und lässt den Kopf sinken.

Ich nehme Augenkontakt mit Daniela und Charlie auf, versichere mich, dass mit ihnen alles in Ordnung ist. Dann durchsuche ich die Taschen von Jason2, ohne ihn weiter zu beachten. Schließlich finde ich meinen Schlüsselbund.

»Wo steht der Suburban?«, frage ich.

Als er antwortet, muss ich mich zu ihm hinunterbeugen, um ihn zu verstehen: »Eine Viertelmeile nach der Abzweigung.«

Ich stürze zu den Sachen, die ich eben ausgezogen habe, und kleide mich rasch wieder an.

Als das Hemd zugeknöpft ist, bücke ich mich, um meine Stiefel zu binden. Dabei fällt mein Blick auf Jason2, der auf den Dielen dieser Hütte verblutet.

Ich hebe die Waffe vom Boden auf und wische sie an meiner Jeans ab.

Wir müssen weg.

Wer weiß, wie viele noch kommen.

Mein Doppelgänger sagt meinen Namen.

Ich sehe ihn an – er hält meinen Ehering in seinen blutigen Fingern.

Als ich den Ring an mich nehme und mir über den Fadenreif schiebe, packt Jason2 mich am Arm und zieht mich zu seinem Gesicht.

Er versucht etwas zu sagen.

»Ich kann dich nicht verstehen.«

»Schau ... ins ... Handschuhfach.«

Als ich mich wieder aufrichte, schlingt Charlie seine Arme um mich. Er will seine Tränen zurückzuhalten, aber seine Schultern zucken, und er fängt an zu schluchzen. Während er wie ein kleiner Junge weint, denke ich an all das Furchtbare, das er eben miterlebt hat. Ich selbst kann nun nicht länger meine Tränen zurückhalten.

Ich umfasse mit meinen Händen sein Gesicht.

»Du hast mir das Leben gerettet. Wenn du nicht versucht hättest, ihn zu stoppen, hätte ich nie eine Chance gehabt.«

»Wirklich?«

»Wirklich. Aber dein Scheißhandy werde ich trotzdem in Stücke treten. Jetzt müssen wir los. Zur Hintertür.«

Blutlachen ausweichend, laufen wir durchs Wohnzimmer.

Ich schließe die Terrassentür auf, und während Charlie und Daniela die Veranda betreten, drehe ich mich ein letztes Mal zu dem Mann um, der für all das verantwortlich ist.

Seine Augen sind noch offen, er sieht uns nach.

Ich ziehe die Terrassentür hinter mir zu.

Ich muss dem Blut eines weiteren Jason ausweichen.

Ich weiß nicht genau, wohin wir gehen sollen.

Wir laufen zum Ufer und machen uns auf den Weg Richtung Norden. Der Wald nahe am Wasser bietet uns Schutz.

Der See ist glatt und schwarz wie Obsidian.

Ich suche die Umgebung nach anderen Jasons ab – in jeder Sekunde könnte einer hinter einem Baum hervorstürzen und mich umbringen wollen.

Nach hundert Metern verlassen wir den Uferbereich und versuchen zur Straße zu kommen.

Wir hören vier Schüsse, sie kommen von dort, wo die Hütte steht.

Wir rennen, kämpfen uns durch den Schnee, keuchen vor Anstrengung.

Das Adrenalin, das in meinem Körper ausgeschüttet wurde, dämpft die Schmerzen im Gesicht. Irgendwann werde ich sie jedoch umso heftiger spüren.

Wir treten aus dem Wald auf die Straße.

Einen Augenblick lang ist der Wald hinter uns völlig still.

»In welche Richtung?«, fragt Daniela.

»Wieder nach Norden.«

Wir hasten weiter, auf der Mitte der Straße.

Charlie sagt: »Ich sehe ihn.«

Auch ich entdecke nun unseren Suburban, der verdeckt unter Bäumen steht.

Wir steigen ein, und als ich den Schlüssel in die Zündung stecke, bemerke ich im Seitenspiegel eine Bewegung – ein Schatten, der näher kommt.

Ich lasse den Motor an, löse die Handbremse und lege den Gang ein. Drücke das Gaspedal durch.

Ich sage: »Runter mit euch.«

»Warum?«, fragt Daniela

»Tu's einfach.«

Ich beschleunige, alles ist dunkel um uns herum.

Ich schalte die Scheinwerfer ein.

Ihr Licht erfasst Jason, der auf der Straße steht und mit einer Waffe aufs Auto zielt.

Er feuert mehrere Schüsse ab.

Eine Kugel durchschlägt die Windschutzscheibe und bleibt zwei Zentimeter von meinem Ohr entfernt in der Kopfstütze stecken.

Noch ein Schuss.

Daniela schreit auf.

Wie kaputt muss diese Version von mir sein, um Daniela und Charlie zu gefährden?

Eine halbe Sekunde zu spät versucht Jason auszuweichen.

Die Stoßstange trifft ihn verheerend.

Er wird hochgeschleudert, sein Kopf knallt mit solcher Wucht an die Seitenscheibe, dass das Glas zerbricht.

Im Rückspiegel sehe ich, wie er auf die Straße stürzt. Ich beschleunige weiter.

»Jemand verletzt?«

»Mir geht's gut«, sagt Charlie.

Daniela richtet sich wieder auf.

»Daniela?«

»Ich bin okay«, sagte sie und schüttelt sich Glassplitter aus den Haaren.

Wir rasen über den in Dunkelheit getauchten Highway.

Niemand sagt ein Wort.

Es ist drei Uhr morgens, und wir sind das einzige Auto, das unterwegs ist.

Die Nachtluft strömt durch die Einschusslöcher in der Windschutzscheibe, und Fahrgeräusche dringen ohrenbetäubend laut durch die kaputte Scheibe neben Danielas Kopf.

Ich frage: »Hast du dein Handy noch?«

»Ja.«

»Ich möchte es haben. Auch deins, Charlie.«

Sie geben mir die Geräte, ich lasse das Fenster an meiner Seite ein Stück herunter und werfe sie in die Finsternis.

»Sie werden uns weiterjagen, nicht wahr?«, fragt Daniela. »Sie werden nie aufhören.«

Es stimmt, was sie gesagt hat. Den anderen Jasons ist nicht zu trauen. Die Idee mit der Lotterie war ein Irrtum.

Ich sage: »Ich dachte wirklich, es gibt einen Weg, das Problem zu lösen.«

»Und was tun wir jetzt?«

Plötzlich übermannt mich die Erschöpfung.

Mein Gesicht schmerzt mit jeder Sekunde mehr.

»Mach das Handschuhfach auf.«

»Wonach soll ich suchen?«

»Weiß ich nicht genau.«

Sie zieht das Benutzerhandbuch des Suburban heraus.

Unsere Versicherungs- und Zulassungspapiere.

Einen Reifendruckmesser.

Eine Taschenlampe.

Und ein kleines Lederetui, das ich nur zu gut kenne.

FÜNFZEHN

Wir sitzen in unserem zerschossenen Suburban auf einem einsam daliegenden Parkplatz.

Ich bin die Nacht durchgefahren.

Ich betrachte mein Gesicht im Spiegel. Mein linkes Auge ist stark geschwollen, und die Haut über dem linken Wangenknochen ist schwarz von einem Bluterguss.

Jede Berührung tut höllisch weh.

Ich drehe mich zu Charlie um, dann schaue ich Daniela an.

Sie streicht mir über den Nacken.

Sie fragt: »Haben wir denn eine andere Möglichkeit?«

»Charlie? Das ist auch deine Entscheidung.«

»Ich will nicht weg von hier.«

»Ich weiß.«

»Aber ich schätze, wir müssen.«

Die merkwürdigsten Gedanken ziehen wie eine flüchtige Sommerwolke durch meinen Kopf.

Wir sind am Ende. Alles, was wir uns aufgebaut haben – unser Zuhause, unsere Jobs, unsere Freunde, unser gemeinsames Leben –, all das existiert nicht mehr. Wir haben nur noch uns. Und doch bin ich in diesem Augenblick so glücklich, wie ich es noch nie war.

Die Morgensonne dringt durch die Risse im Dach und wirft helle Lichtfetzen in den dunklen Gang.

»Cooler Laden«, sagt Charlie.

»Du weißt, wohin du gehst?«, fragt Daniela.

»Ich könnte euch mit verbundenen Augen dorthin bringen. Leider.«

Müde und erschöpft führe ich sie durch das Gebäude. Einzig Koffein und Angst treiben mich an. Die Waffe, die ich mitgenommen habe, steckt hinten in meinem Hosenbund, und das Etui von Jason² habe ich mir unter den Arm geklemmt. Mir fällt auf, dass ich, als wir in der Morgendämmerung zur South Side fuhren, keinen einzigen Blick auf die Skyline geworfen habe.

Ein letzter Blick wäre schon schön gewesen.

Ich spüre Bedauern, verdränge es aber gleich wieder.

Ich denke an all die Nächte, in denen ich im Bett wach gelegen und mich gefragt habe, wie es gelaufen wäre, wenn ich nicht die Abzweigung genommen hätte, die mich zu einem Vater und einem mittelmäßigen Physikprofessor gemacht hat. Wenn ich jene gewählt hätte, die mich zu einer Koryphäe in meinem Fach hätte werden lassen. Alles läuft anscheinend darauf hinaus, etwas zu wollen, das ich nicht haben kann. Was aber mein Leben hätte sein können – wenn ich andere Entscheidungen getroffen hätte.

Doch die Wahrheit ist, ich habe diese anderen Entscheidungen getroffen.

Weil ich mehr bin als nur ich selbst.

Meine Vorstellung von Identität wurde zutiefst erschüttert – ich bin nur eine mögliche Facette eines unendlich facettenreichen Wesens namens Jason Dessen, der jede mögliche Entscheidung getroffen und jedes vorstellbare Leben gelebt hat.

Ich werde den Gedanken nicht los, dass wir mehr sind als nur die Summe unserer Entscheidungen, dass gerade all die Wege, die wir hätten einschlagen *können*, ein Teil unserer Identität sind.

Aber keiner der anderen Jasons ist mir wichtig.

Ich will deren Leben nicht.

Ich will meins.

So beschissen das auch alles ist, es gibt keinen Ort, wo ich lieber wäre als hier mit dieser Daniela und diesem Charlie. Wäre nur eine Kleinigkeit anders, wären es nicht die Menschen, die ich liebe.

Wir steigen langsam die Treppe hinunter, die uns in die Halle mit den Generatoren führt. Unsere Schritte hallen durch den riesigen Raum.

Daniela sagt plötzlich: »Da unten ist jemand.«

Ich bleibe stehen.

Mein Mund wird trocken, als ich ins Dämmerlicht starre.

Ich sehe, wie sich ein Mann vom Boden erhebt.

Dann noch einer.

Und noch einer.

Überall zwischen dem Würfel und dem ihm am nächsten stehenden Generator sehe ich Versionen von mir, die sich jetzt aufrichten.

Scheiße.

Sie sind wegen der Lotterie hier. Allerdings zu früh.

Dutzende von ihnen.

Die uns alle beobachten.

Das Blut pocht laut in meinen Ohren, bis ich in meiner Panik nur noch ein Rauschen wahrnehme.

Daniela sagt: »Wir laufen nicht davon.« Sie zieht die Waffe aus dem Hosenbund und hängt sich bei mir ein. »Charlie, nimm deinen Vater bei der Hand und lass nicht los, egal was passiert.«

»Bist du dir sicher?«, frage ich.

»So sicher wie nie zuvor in meinem Leben.«

Zusammen steigen wir langsam die letzten Stufen hinunter, gehen über den rissigen Beton.

Meine Doppelgänger blockieren den Weg zum Würfel.

Keiner sagt etwas. Man hört nur die Geräusche unserer Schritte und den Wind, der durch die glaslosen Fenster weht.

Daniela atmet aus.

Charlies Hand in meiner fängt an zu schwitzen.

»Einfach weitergehen«, sage ich.

Einer von ihnen tritt vor.

Er sagt zu mir: »Das ist aber nicht das, was du vorgeschlagen hast.«

Ich sage: »Die Situation hat sich verändert. Gestern Nacht hat ein Trupp von uns versucht, mich umzubringen und ...«

Daniela unterbricht mich: »Einer von euch hat auf unser Auto geschossen, obwohl Charlie drin war. Das war's. Es ist vorbei.«

Sie zieht mich vorwärts.

Wir kommen ihnen immer näher.

Einer sagt: »Du bist jetzt hier. Lass uns diese Lotterie veranstalten.«

Daniela drückt meinen Arm fest an ihren.

Sie sagt: »Charlie und ich gehen mit *diesem* Mann in den Würfel.« Ihre Stimme bricht. »Sollte es eine andere Möglichkeit geben ... Wir alle tun nur unser Bestes.«

Es ist unvermeidlich – ich habe Blickkontakt mit dem Jason, der ganz in meiner Nähe steht. Neid und Eifersucht spiegeln sich in seinen Augen. Seine zerlumppte Kleidung stinkt, aber ich kann auch die Verzweiflung riechen, die von ihm ausgeht.

Er knurrt: »Warum solltest ausgerechnet du sie haben?«

Der Jason neben ihm sagt: »Es geht nicht um ihn. Es geht darum, was sie will. Was unser Sohn braucht. Nur das ist jetzt wichtig. Lasst sie durch. Ihr alle.«

Die Menge beginnt, sich zu teilen.

Wir bewegen uns langsam durch den Korridor aus vielen Jasons.

Einige weinen.

Wütende, heiße, hoffnungslose Tränen.

Auch ich weine.

Daniela ebenfalls.

Und Charlie.

Andere stehen nur stoisch und angespannt da.

Schließlich macht uns auch der letzte Jason Platz.

Wir stehen jetzt unmittelbar vor dem Würfel.

Die Tür ist weit offen.

Charlie geht als Erster hinein, gefolgt von Daniela.

Mit hämmerndem Herzen warte ich darauf, dass etwas passiert.

An diesem Punkt würde mich nichts mehr überraschen.

Ich trete über die Schwelle, lege die Hand an die Tür und werfe noch einen letzten Blick auf meine Welt.

Es ist ein Bild, das ich nie vergessen werde.

Licht fällt von den hohen Fenstern auf die alten Generatoren, während rund fünfzig Versionen von mir in verblüfftem und gespenstischem Schweigen den Würfel anstarren. Viele von ihnen sind tief erschüttert.

Die Verriegelung geschieht automatisch.

Die Bolzen rasten ein.

Ich knipse die Taschenlampe an und blicke zu meiner Familie.

Daniela sieht aus, als würde sie gleich zusammenbrechen, aber sie reißt sich zusammen.

Ich hole die Spritzen, die Nadeln und die Ampullen heraus.

Bereite alles vor.

Ganz wie sonst auch.

Ich helfe Charlie, den Ärmel bis über den Ellbogen hochzukrempeln.

»Beim ersten Mal ist es ein bisschen heftig. Bist du bereit?«

Er nickt.

Ich halte seinen Arm, steche ihm die Nadel in die Vene, ziehe den Kolben ein wenig zurück, sehe Blut in die Spritze fließen.

Als ich meinem Sohn die volle Ladung von Ryans Präparat in den Blutkreislauf jage, verdreht er die Augen und sackt gegen die Wand.

Ich binde meinen eigenen Oberarm ab.

»Wie lange hält die Wirkung an?«, fragt Daniela.

»Ungefähr eine Stunde.«

Charlie setzt sich auf.

»Alles okay?«, frage ich.

»Das war vielleicht schräg.«

Ich spritze mich. Seit dem letzten Mal sind ein paar Tage vergangen, und die Droge wirkt stärker als sonst.

Als ich mich von der Injektion erholt habe, nehme ich die letzte Spritze zur Hand.

»Du bist dran, Liebes.«

»Ich hasse Nadeln.«

»Keine Angst, ich kann das inzwischen ziemlich gut.«

Bald hat die Wirkung des Präparats bei uns allen dreien eingesetzt.

Daniela nimmt mir die Taschenlampe aus der Hand und geht von der Tür weg.

Der Schein erhellt den Korridor. Ich beobachte ihr Gesicht. Das Gesicht meines Sohns. Sie sehen verängstigt aus. Wissen nicht, was sie erwartet. Ich denke an mein erstes Mal im Korridor, an die Gefühle, die mich damals überwältigt haben.

Das Empfinden, im Nirgendwo zu sein.

In einer Zwischenwelt.

»Wie weit geht der Gang?«

»Er hört nie auf.«

Gemeinsam machen wir uns auf den Weg, wandern durch den Korridor, der sich in die Unendlichkeit erstreckt.

Ich kann nicht wirklich glauben, dass ich wieder hier bin.

Dass ich mit ihnen hier bin.

Ich kann nicht genau sagen, was ich fühle, aber die frühere Angst ist es nicht.

Charlie sagt: »Also jede dieser Türen ...«

»Führt in eine andere Welt.«

»Wow.«

Ich schaue Daniela an. »Alles okay?«

»Ja. Ich bin bei dir.«

Wir sind schon eine ganze Weile unterwegs, und langsam wird die Zeit knapp. Ich sage: »Die Wirkung wird bald nachlassen. Wir sollten was tun.«

Und so bleiben wir vor einer Tür stehen, die genauso aussieht wie alle anderen.

Daniela sagt: »All die anderen Jasons werden den Rückweg in ihre Welt finden. Kann es nicht sein, dass einer in unserer Welt landet? Letztlich denken doch alle so wie du, oder?«

»Ja, aber ich werde keine Tür öffnen und du auch nicht.«

Ich wende mich Charlie zu.

Er sagt: »Ich? Was, wenn ich es verbocke? Was, wenn ich uns an einen furchtbaren Ort bringe?«

»Ich vertraue dir.«

»Ich ebenso«, sagt Daniela.

»Auch wenn du derjenige bist, der die Tür öffnet, so haben wir die nächste Welt gemeinsam erzeugt. Wir alle drei.« Charlie starrt ängstlich die Tür an.

»Hey«, sage ich, »ich habe versucht, dir zu erklären, wie der Würfel funktioniert, aber vergiss das alles für den Augenblick. Der Würfel ist nicht viel anders als das Leben selbst. Wenn du mit Angst reingehst, wirst du auch Angst finden.«

»Aber ich weiß ja nicht einmal, wo ich anfangen soll.«

»Es ist wie bei einem Gemälde, alles fängt an mit einer weißen Leinwand.«

Ich umarme meinen Sohn.

Ich sage ihm, dass ich ihn liebe.

Sage ihm, dass ich sehr stolz auf ihn bin.

Dann setzen Daniela und ich uns auf den Boden und lehnen den Rücken an die Wand. Vor uns sehen wir Charlie und die Tür. Daniela legt ihren Kopf auf meine Schulter und hält meine Hand.

In der letzten Nacht, als wir auf dem Weg hierher waren, hatte ich eine Heidenangst davor, eine neue Welt zu betreten. Jetzt ist sie völlig verschwunden.

Stattdessen erfüllt mich eine geradezu kindliche Aufregung und Neugier.

Denn solange meine Familie bei mir ist, bin ich bereit. Für alles, was da kommen wird.

Charlie macht einen Schritt auf die Tür zu und umfasst den Griff.

Er atmet tief durch, dreht sich noch einmal zu uns um. Er wirkt tapfer und stark, so wie ich ihn bisher selten gesehen habe.

Ein Mann.

Ich nicke.

Er drückt den Griff herunter. Ich höre, wie sich der Riegel öffnet.

Licht fällt in den Korridor, so strahlend hell, dass ich kurz die Augen schließen muss. Als ich mich an die Helligkeit gewöhnt habe, sehe ich Charlie als Umriss in der Tür stehen.

Ich stehe auf und helfe Daniela hoch. Wir folgen unserem Sohn, während der kalte, sterile Korridor sich mit Wärme und Licht füllt.

Der Wind, der durch die Tür weht, trägt den Geruch von feuchter Erde und unbekannten Pflanzen heran.

Eine Welt nach einem Sturm.

Ich lege Charlie die Hand auf die Schulter.

»Bereit?«, fragt er.

»Wir sind direkt hinter dir.«

Dank

Dark Matter – Der Zeitenläufer ist mein bislang schwierigstes Buch in meiner Laufbahn als Autor, und ich hätte es ohne die Unterstützung großzügiger, talentierter und erstaunlicher Menschen nicht über die Ziellinie geschafft. Sie haben mir während des Schreibens den Himmel erhellt.

Mein Agent und Freund David Hale Smith hat wirkliche Wunder vollbracht, und überhaupt: Das ganze Team bei Inkwell Management stärkte mir zu jeder Zeit den Rücken. Dank an Richard Pine für weisen Rat, wenn ich ihn am dringendsten brauchte, an Alexis Hurley für ihre Entschlossenheit beim internationalen Verkauf meiner Arbeit und an Nathaniel Jacks für sein außerordentliches Verhandlungsgeschick.

Meine Film- und TV-Managerin Angela Cheng Caplan und mein Medienanwalt Joel VanderKloot sind wahrhaft außergewöhnlich. Ich habe Glück, sie auf meiner Seite zu haben.

Zum Team bei Crown gehören einige der intelligentesten Menschen, mit denen ich je zusammengearbeitet habe. Ihre Leidenschaft und ihr Engagement sind wirklich erstaunlich. Dank an Molly Stern, Julian Pavia, Maya Mavjee, David Drake, Dyana Messina, Danielle Crabtree, Sarah Bedingfield, Chris Brand, Cindy Berman und an alle bei Penguin Random House, die sich hinter dieses Buch gestellt haben.

Dank abermals an meinen genialen Lektor Julian Pavia, der mich so sehr antrieb, wie ich noch nie angetrieben wurde, und durch den jede Seite besser wurde.

Jene, die sich darum bemühten, den Film *Dark Matter* Realität werden zu lassen, hätten nicht grandioser sein können. Ein riesiger Dank an Matt Tolmach, Brad Zimmerman, David Manpearl, Ryan Doherty und Ange

Giannetti von Sony. Auch an Michael De Luca und Rachel O'Connor, die von Anfang an für dieses Projekt kämpften.

Jacque Ben-Zekry redigierte alle meine *Wayward-Pine*-Romane, und obwohl dies nicht ihr Buch war, behandelte sie es mit so viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit, als wäre es das ihre. Ohne ihr Verständnis wäre *Der Zeitenläufer* nur ein Schatten seiner selbst.

Clifford Johnson, Professor für Physik und Astronomie, half mir, bei der Darstellung grundlegender Konzepte der Quantenphysik nicht wie ein totaler Idiot auszusehen. Wenn ich etwas Falsches geschrieben habe, ist das allein mein Fehler.

Ich hätte den Zeitenläufer nicht schreiben können ohne die Arbeit all der Physiker, Astronomen und Kosmologen, die ihr Leben der Suche nach den fundamentalen Wahrheiten unserer Existenz gewidmet haben. Stephen Hawking, Carl Sagan, Neil deGrasse Tyson, Michio Kaku, Rob Bryanton und Amanda Gefter haben wesentlich dazu beigetragen, mir einen ersten Einblick in die Welt der Quantenmechanik zu verschaffen. Vor allem Michio Kakus äußerst elegante Analogie um einen Teich, Karpfen und den Hyperraum formten mein Verständnis von Mehrdimensionalität und wurden zur Grundlage der Szene, in der Jason2 Daniela das Multiversum erklärt.

Frühe Leser mühten sich durch die diversen Fassungen und gaben mir ein unverzichtbares Feedback. Ein spezieller Dank an meinen Schreibpartner und großen Freund Chad Hodge; an meinen Bruder von derselben Mutter Jordan Crouch, an meine Brüder von verschiedenen Müttern, Joe Konrath und Barry Eisler; an die wunderbare Ann Voss Peterson und an meinen Ideengeber und Seelenverwandten Marcus Sakey, der mir bei einem Besuch in Chicago vor zwei Jahren half, das Potenzial dieses Buchs in einem Meer schwächelnder Ideen zu finden, und mich ermutigte, es zu schreiben, obwohl es mir so große Angst machte. *Weil* es mir so große Angst machte. Und ein freundliches Hallo an die Bar im einzigartigen Longman & Eagle in Logan Square (Chicago), wo Form und Persönlichkeit von *Der Zeitenläufer* aus dem Nebel auftauchten.

Und das Beste zum Schluss: Einen herzlichen Dank an meine Familie:
Rebecca, Aidan, Annslee und Adeline. Für alles. Ich liebe euch.

OceanofPDF.com

»Ich bin glücklich, der zu sein, der ich bin.«



© Isaac Hernandez

Blake Crouch über seinen Bestseller *Der Zeitenläufer* und die Faszination von Parallelwelten

***DER ZEITENLÄUFER* feiert international große Erfolge und wird bald fürs Kino adaptiert. Hat es Ihr Leben verändert, ein Starautor zu sein?**

Ja, äußerlich betrachtet in vielerlei Hinsicht. Um ehrlich zu sein, ist der Erfolg für mich schwer zu begreifen. Und ich bin unglaublich dankbar dafür, mit meinem Buch so viele Leser zu erreichen. Eines jedoch hat sich überhaupt nicht verändert: das Schreiben selbst. Es ist nach wie vor sehr, sehr schwierig. Wahrscheinlich schwieriger denn je. Bestimmt hat das etwas mit den Erwartungen zu tun, die auf mir lasten, denn ich möchte meine Leser auf keinen Fall enttäuschen.

Jason Dessen, die Hauptfigur in *Der Zeitenläufer*, hat vor etlichen Jahren eine vielversprechende Karriere aufgegeben. Als er entführt und jäh aus seinem Alltag gerissen wird, stellt ihm sein Entführer die Frage: »Bist du glücklich in deinem Leben?« Ist Jason glücklich?

Ich glaube, *im Großen und Ganzen* ist er glücklich, aber fragen wir uns nicht alle gelegentlich, ob wir das bestmögliche Leben führen? Denken wir

nicht alle über die Träume, Ziele und Hoffnungen nach, die wir aufgegeben haben, um ein (und hier kommt wieder dieser Ausdruck) *im Großen und Ganzen* ausgeglichenes Leben zu führen und die Erwartungen von Familie, Freunden und Gesellschaft zu erfüllen? Ich würde nicht sagen, dass Jason unglücklich ist, aber tief im Inneren leidet er unter einer gewissen Unzufriedenheit, weil er einen bestimmten Weg nicht eingeschlagen hat.

Jason wird ein neues Leben als berühmter Wissenschaftler angeboten, wenn er dafür seine Frau Daniela und seinen Sohn Charlie aufgibt. Wie wichtig ist dieser Handlungsstrang um Jasons familiäre Bindung innerhalb des Romans?

Für mich ist es der allerwichtigste. Der zentrale Konflikt des Romans beruht auf dem Spannungsverhältnis zwischen Familie und Beruf und der Art, wie sich beide Ebenen manchmal in die Quere kommen.

Daniela spielt in der Geschichte eine zentrale Rolle. Was hat Sie zu dieser Figur inspiriert?

Durch Daniela wollte ich die Kehrseite von Jasons Erfahrung sichtbar machen. Wie wäre es, wenn man einer anderen Version seiner Ehefrau begegnete? Wenn sie mit jemand anderem verheiratet wäre, einem anderen Beruf nachginge oder man ihr nie zuvor begegnet wäre? Würde es genauso zwischen beiden knistern? Gäbe es ein Wiedererkennen? Könnte die Intensität der Beziehung irgendwie in eine andere Welt ausstrahlen?

Jason möchte mit allen Mitteln in sein früheres Leben zurückkehren. Dafür muss er lernen, einen geheimnisvollen Kubus zu beherrschen. Können Sie uns etwas mehr über diesen Einfall erzählen?

Mich faszinierte die Idee, dass sich die komplizierteste Erfindung aller Zeiten hinter einer der einfachsten Formen – einem Würfel – verbergen könnte. Ich wollte mir einen Apparat ausdenken, der Jason in einen Zustand der Überlagerung versetzt und ihm so Zugang zu allen erdenklichen Parallelwelten verschafft. Obwohl der Kubus natürlich eine spekulative Erfindung ist, beruht ihr Prinzip auf seriöser Wissenschaft, genauer gesagt der Viele-Welten-Theorie des Physikers Hugh Everett, die durch das Gedankenexperiment von Schrödingers Katze veranschaulicht wird.

Auf seiner abenteuerlichen Reise gelangt Jason in ganz unterschiedliche Welten. Viele haben mit seiner vertrauten Umgebung gar nichts gemeinsam, aber einige sehen fast so aus wie sein

Wohnviertel in Chicago. Was würde Sie mehr verstören?

Ohne Zweifel würden mich die Welten am meisten ängstigen, die sich nur in ein paar Nuancen von meiner Lebenswelt unterscheiden. Etwa durch falsche Straßennamen, dadurch, dass mein Sohn anders heißt oder dass ich beruflich eine andere Laufbahn eingeschlagen habe. Ich glaube, solche feinen Abweichungen sind mit Abstand am beunruhigendsten. Denn sie zeigen ganz deutlich, wie sehr die Dinge, die unser Leben ausmachen, bis ins Kleinste miteinander verwoben sind – und wie labil dieses Gefüge ist.

Als Jason auf sein Leben zurückblickt und bemerkt, welche alternative Leben er hätte führen können, wird ihm klar, dass jede Entscheidung ihren Preis hat. Wie kann man mit seinen Entscheidungen Frieden schließen?

Das ist eine gute Frage. Mit jeder Entscheidung schließt sich eine Tür und eine andere geht auf. Wir können nicht jedes Leben führen, das denkbar wäre, und wir können nicht alles ausprobieren, was wir im Leben tun wollen. Wenn wir darauf beharren, statt uns in eine Richtung weiterzuentwickeln, erreichen wir einen Zustand, den ich als »Überlagerung« beschreiben würde – eine Art Schwebezustand, in dem alle Entscheidungen möglich wären, aber keine getroffen wird. So zu leben, zerstört die Seele, davon bin ich überzeugt. Aber wenn wir uns daran erinnern, dass es zum Leben dazugehört, eine Wahl zu treffen, dann können wir uns mit unseren Entscheidungen aussöhnen. Indem wir eine Entscheidung treffen, erhalten wir die Möglichkeit zu bestimmen, wer wir sind. Und letztendlich müssen wir für genau das Leben und unsere genauen Lebensumstände dankbar sein. Alles andere belastet uns mit einem Gefühl ständiger Reue.

Erkennen Sie sich selbst in Ihren Figuren?

Ja, in vielerlei Hinsicht. Bevor ich ein Buch abgeschlossen habe, fällt mir das gar nicht auf, aber alle meine Romane sind im Grunde eine Therapie und spiegeln das wider, was mich während des Schreibens persönlich beschäftigt hat. In den letzten Jahren war ich beruflich wahnsinnig eingespannt und befand mich als Autor, Vater und Ehemann oft in einer Art Zerreißprobe. Dabei geht es nicht immer gleich um ein Entweder-oder,

sondern vielmehr um die vielen Entscheidungen, die wir tagtäglich darüber treffen müssen, wer wir sein und wie wir leben wollen. Jasons Geschichte kommt meiner eigenen Situation sehr nahe. Auch ich habe das Gefühl, mich in letzter Zeit bei dem Versuch, Familie und Beruf ins Gleichgewicht zu bringen, beiden gerecht zu werden, oft verausgabt zu haben.

DER ZEITENLÄUFER ist allen gewidmet, »... die sich fragen, wie ihr Leben am Ende des nicht eingeschlagenen Wegs aussehen könnte«. Wo könnten Sie heute am Ende eines solchen Wegs stehen?

Als ich zur Universität ging, glaubte ich nicht daran, dass ich tatsächlich einmal Schriftsteller werden würde. Ich wollte zwar unbedingt schreiben, hielt es aber einfach für unrealistisch, davon leben zu können. Also tat ich das, was viele tun, und schlug einen sicheren Weg ein. Ich bewarb mich an der Juristischen Fakultät, nicht weil mich Jura brennend interessiert hätte, sondern weil ich nicht recht wusste, was ich eigentlich wollte. Glücklicherweise wurde ich abgelehnt und bekam keinen Studienplatz. Ich schrieb dann erst einmal weiter, hielt mich währenddessen mit vielen verschiedenen Jobs über Wasser, und schaffte es schließlich, das Schreiben zu meinem Beruf zu machen. Aber ich denke immer noch daran, was passiert wäre, wenn ich diesen Studienplatz bekommen hätte. Wahrscheinlich hätte mich das Jurastudium komplett vereinnahmt. Vielleicht hätte ich meinen Traum von der Schriftstellerei aufgegeben. Und wenn die Viele-Welten-Theorie mit ihren Paralleluniversen wahr ist, schwirrt irgendwo da draußen ein anderer Blake herum, der als Jurist in einer Kleinstadt in den Südstaaten der USA arbeitet, gelegentlich nachts wachliegt und sich fragt ... was wäre, wenn ich beim Schreiben geblieben wäre.

Ich bin glücklich, der zu sein, der ich bin.

OceanofPDF.com

Autor

Blake Crouch hat sich bereits als erfolgreicher Autor verschiedener Kurzgeschichten und Spannungsromane einen Namen gemacht. Seine Wayward-Pines-Trilogie wurde zudem mit verschiedenen Hollywoodstars als TV-Serie verfilmt. Der große internationale Durchbruch gelang ihm dann mit »Der Zeitenläufer«, das auf Anhieb zum Bestseller und in zahlreiche Länder verkauft wurde. Blake Crouch lebt mit seiner Familie in Colorado.

Mehr zum Autor und seinen Büchern unter www.blakecrouch.com.

OceanofPDF.com